Deutsche
Hand- & Haus-
Bibliothek

Edm. de Amicis

Skizzen aus dem Soldatenleben.

Amicis

Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

Collection Spemann

Skizzen
aus dem
Soldatenleben

von

Edmondo de Amicis

Uebersetzt und eingeleitet von Agnes Burchard

Berlin & Stuttgart
Verlag von W. Spemann
(1886)

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Einleitung.

Die „Skizzen aus dem Soldatenleben", welche hier teilweise in deutscher Bearbeitung vorliegen, sind das Erstlingswerk des berühmten italienischen Schriftstellers. Sie erschienen im Jahre 1867 in der militärischen Zeitung in Florenz, die der Autor eine Zeitlang redigierte, und machten ihn schnell zum Liebling seiner Nation. Amicis war Offizier, hatte als solcher den Krieg von 66 und die Schlacht bei Custozza mitgemacht; aus eigener Erfahrung führte er nun die wechselnden Szenen, die heiteren, die ernsten Bilder, die Mühen und Freuden des Soldatenlebens seinem Leser vor. Er schildert realistisch genau und doch von einem idealen Schwunge getragen, der das Gewöhnliche verschönt und selbst den geringen Vorgängen des täglichen Lebens poetischen Zauber verleiht. Sein plastisches Darstellungsvermögen macht besonders seine Reisebeschreibungen stellenweise geradezu zu Kunstwerken der Schilderung, aber seine Gemütstiefe, seine ganze liebenswürdige Art der Auffassung zeigt sich in diesem ersten Werk am schönsten. Wohl mag die eine oder die andre Stelle den deutschen Leser fremdartig berühren, aber er vergesse nicht, daß der italienische Volkscharakter sich natürlich auch in der Armee geltend macht, daß die scharfen Regeln der Disziplin dort nicht durchgeführt werden können wie in der deutschen. Fast bei jeder Skizze fühlen wir gleich heraus, daß wir es mit wirklichen Thatsachen, mit wirklichen Menschen, nicht mit Gebilden dichterischer Schöpfung zu thun haben. Daß der Autor selbst ein weichgeschaffener Mensch mit leichtbewegtem Herzen ist, daß er, jung und eindrucksfähig, leicht gerührt wird und sich gern bemüht, ein gleich weiches Empfinden hervorzurufen: das darf uns um so weniger stören, als er auch ebenso herzlich zu lachen versteht und neben schwärmerischer Rührung den prächtigsten Humor zur Geltung kommen läßt.

Es gewährt mir eine ganz besondere Freude, die nähere Bekanntschaft mit De Amicis zu vermitteln, denn er ist mir seit Jahren sehr viel wert: ich danke ihm so manche anregende Stunde, so manchen erhebenden Gedanken, so viel gutes Fühlen, daß ich alle diese Freuden nicht für mich allein behalten mag. Freilich, persönlich kenne ich den Dichter nicht, aber es wird mir fast schwer,

das selbst zu glauben. Man kann manch gutes Buch mit rechtem Wohlgefallen lesen, ohne im stande zu sein, sich ein Bild von dem eigentlichen Wesen des Autors zu machen; aber Amicis gibt immer sein ganzes Ich, er offenbart so sein ganzes Denken und Fühlen, daß man ihn sofort erkennt, auch wenn er sich einmal in fremder Kleidung hinter einer Maske verstecken möchte. Wer sich seine Werke geistig zu eigen macht, der weiß sich ihm so vertraut, daß mir auch jetzt fast ist, als sähe ich ihn leibhaftig vor mir, als könne ich ihn bei der Hand nehmen und zu der verehrten Leserwelt sagen: „Erlauben Sie mir, Ihnen den populärsten jetzt lebenden italienischen Schriftsteller vorzustellen." Er lächelt sehr anmutig dabei, ein schalkhafter Zug spielt um seine Lippen, seine Züge sind ausdrucksvoll, veränderlich, freundliche Güte prägt sich am deutlichsten darauf aus, seine Augen leuchten in Begeisterung auf und schimmern feucht —, gewiß, das Porträt ist genau, wenigstens innerlich muß er gerade so aussehen, und ich setze hinzu: „Bitte, befreunden Sie sich mit ihm, denn gefallen wird er Ihnen; freilich hat dieser neue Freund wie alle alten seine schwachen Seiten, — ich will Ihnen vertrauen, daß er oft ein wenig viel spricht, daß er uns gar nichts zu erraten läßt, weil er sich gern reden hört, aber er plaudert unendlich anmutig, rein und schön klingt die Sprache in seinem Munde und liebenswürdig erscheint er immer .... Daß in den Soldatenbildern der Freund Alberto, für den wir uns interessieren, eigentlich Edmondo heißt, daß dieser besagte Edmondo auch einer der sieben tollen zwanzigjährigen Leutnants ist, daß er als Offizier die traurige Schlacht „An jenem Tage" selbst beschreibt, ist verständlich; allein mehr noch von seinem Leben, seinen Erfahrungen und Kämpfen teilt er uns in seinen „Losen Blättern" („Pagine sparse") mit, die uns den besten Einblick in sein Wesen gestatten, und aus denen ich mir die zu Gebote stehenden dürftigen biographischen Notizen vielfach ergänzen kann.

Edmondo de Amicis wurde 1846 in Oneglia, der kleinen Hafenstadt am Golf von Genua, geboren: in Cuneo und Turin absolvierte er seine Gymnasialstudien, um dann für zwei Jahre die Militärschule in Modena zu beziehen. Schwer mag dem Knaben die Trennung von den Seinigen damals geworden sein, schwer vor allem der Abschied von seiner Mutter, an der er mit ganzer Seele hängt. Die innige Liebe zu dieser Mutter findet ihren Ausdruck in allen seinen späteren Büchern: ihrer denkt er voll Sehnsucht, wenn am goldenen Horn die wunderbare Schönheit der Natur ihn bewegt; nach einem Brief von seiner Mutter seufzt er in dem seltsam wunderlichen Fez; das Wort Mutter ist für ihn der Inbegriff alles Guten und Schönen, seiner Mutter Teresa „la più bella mamma di Torino" widmet er einige der reizendsten Strophen seiner graziösen, leidenschaftlichen Gedichte; an seine eigne Mutter denkt er, wie er das Wiedersehen zwischen dem armen Soldaten und dessen Mutter schildert. Ihr vertraut er alle seine kindlichen Geheimnisse, die Leidenschaft seiner unglücklichen Liebe; denn in dem vierzehnjährigen Knaben, der mit dem Strick in der Hand ver-

zweiflungsvoll in den Garten stürzt, müssen wir auch wohl Edmondo erkennen. Ach, die schöne Witwe, welche der arme Junge aus der Tiefe seiner Seele anbetet, vermählt sich, ohne seine Qualen zu ahnen! Er will sich erhängen, allein der Mut fehlt ihm doch, weinend sinkt er zu Boden, bis er endlich die fröhliche Musik vom Hochzeitshause nicht mehr hört und nun in die Arme seiner Mutter eilt, ihr sein volles, zerrissenes Herz öffnet und sich von ihr trösten läßt. Eine leidenschaftliche Seele liebt früh; selbst diese Neigung scheint nicht die erste zu sein, denn in seinen Gedichten lesen wir von einem allerliebsten kleinen Liebesroman, mit einem Kousinchen aufgeführt, der sein Ende tragisch-drastisch durch handgreifliches Dazwischentreten des Vaters findet.

Mit seiner Mutter las auch Amicis zum erstenmal die „Promessi Sposi“ und seitdem bildete er sich geistig an leidenschaftlicher Bewunderung für Manzoni, wie er sie selbst an einer Stelle in den Soldatenbildern in überschwenglicher Weise ausspricht. Mit sechzehn Jahren verfaßte er eifrig Gedichte; der Lehrer fürs Italienische an der Militärschule erlaubte ihm zuweilen, dieselben laut in der Klasse vorzulesen, und nicht gering war der Beifall, welchen seine Genossen dem jungen Poeten zollten. Er begann natürlich mit einiger Zufriedenheit von seinem Talent zu denken und eine Ode an das damals durch blutige Revolution zerrissene Polen, welche er mit volltönenden Worten im warmen Mitgefühl und ganz besonderem Verständnis verfaßt hatte, weil er für irgend ein Vergehen auf Wasser und Brod gesetzt war, erschien ihm so wohlgeraten, daß er wagte, dieselbe mit einem begleitenden Brief an Manzoni zu senden. Wochen vergingen; schon begann er selten an das große Wagnis zu denken, als er wirklich eine Antwort empfing .... Vier Seiten von Manzoni, dem Vielbewunderten! Freundlich ermutigte der greise Dichter den jungen Anfänger, in dem er Spuren des Genies entdeckt. Die Zeilen enden mit einem hübschen Vergleich: In meinem Garten steht ein junger Granatapfelbaum mit vielen Blüten bedeckt; teilweise fallen sie ab, teilweise bilden sie sich aus, ihre Fülle und Kraft jedoch verheißen mir reiche, auserlesene Früchte.“ — Wie dieser Brief den Schüler beglückte und in seinen Bestrebungen förderte, ist leicht verständlich. Er ging selig umher, von innerer Wonne getragen, er meinte, jeder Vorübergehende müsse das wunderbare Ereignis in seinen Zügen lesen, Träume zukünftiger Größe bewegten seinen Geist. Vier Jahre später, da er als Sekonde-Leutnant eine Zeitlang in Pavia stand, nahm er einen Tag Urlaub, um Manzoni in Mailand zu besuchen. Wie er nun wirklich den verehrten Dichtergreis vor sich sah, brach er in warmer Begeisterung in Thränen aus. Er hört nicht auf, ihm nachzueifern, besonders auch in der Sorgfalt, welche er auf die Sprache verwendet, deren Feinheiten er durch ernstes, mühsames Studium in Florenz sich gründlich anzueignen sucht.

Als dann die schöne Stunde der Einigung Italiens geschlagen, als der König seinen Einzug in Rom gehalten und der junge

Dichter die Verwirklichung lang gehegter Träume hatte miterleben dürfen: da, nach den großen Errungenschaften, konnte seinem strebenden Geist ein gleichförmiges Garnisonleben nicht mehr genügen, er nahm seinen Abschied, um sich ganz der Litteratur zu widmen. Zunächst gab er einen Band Novellen heraus, welche ein wahres Kabinetsstück: „Der große Tag" enthalten, in dem das politische Sehnen, Einigung zwischen Staat und Kirche, fast wahre Gestaltung anzunehmen scheint; im übrigen aber lassen diese Erzählungen den deutschen Leser ziemlich kühl. Amicis' eigenartiges Talent besteht vor allem in einer meisterhaften Darstellungsart; die Gabe freier Erfindung scheint ihm weniger geworden, und ich kann mir kaum denken, daß er je einen größeren wertvollen Roman schreiben wird. Dann folgten: „Ricordi di Roma 1870–71". Erinnerungen mit politisch-historischem Hintergrunde. Später trieb es den Dichter von Turin, wo er mit seiner Mutter wohnte, wiederholt in die Ferne. Er hielt sich mehrfach in Paris auf, reiste nach London, Spanien, Holland, Konstantinopel, schloß sich als Vertreter der Presse der italienischen Gesandtschaft nach Marokko an, und jede Reise bot ihm Stoff, sich in den herrlichsten Schilderungen zu ergehen. De Amicis versteht zu sehen und zu beobachten wie kaum ein andrer und in warmer Empfindung, in schöner Begeisterung verklärt er das Geschaute mit der idealisierenden Zauberkraft seiner Phantasie auf gleich anmutige Weise wie ein genialer Maler die Züge einer schönen Frau. Wir erkennen das Porträt auf den ersten Blick, aber wir gewöhnliche Durchschnittsmenschen fanden beim Original nicht den lieblichen, geistvollen Ausdruck heraus, den der Künstler im Fluge zu erhaschen versteht. Besonders auch fesselt uns an diesen Reisebeschreibungen das reizende zierliche Spiel der Sprache, die originellen Vergleiche, der zarte Duft von Poesie, der auf dem Ganzen liegt. Dabei sind sie fast alle Frucht tiefer eingehender Studien. Amicis macht sich mit der Geschichte des zu bereisenden Landes genau bekannt, er erforscht die Eigentümlichkeit des fremden Volkes und ohne je in den trockenen Ton des Gelehrten zu verfallen, zieht er oft scharfsinnige Folgerungen wie z. B. in seinem „Konstantinopel": Ueber die Türken und Türkinnen. Aehnliches findet sich in „Marokko", in „Spanien", „Holland". In: „Paris" sieht er von einer eigentlichen Schilderung der großen Stadt ab und doch malt er uns ein anschaulicheres Bild derselben, als wir aus mancher umfangreichen Beschreibung gewinnen. Wir besuchen mit ihm die Ausstellung und endlich führt er uns zu zu Viktor Hugo und Zola, um die beiden französischen Autoren ganz ausgezeichnet zu charakterisieren. Trotz seines übertreibenden Enthusiasmus, der uns vielleicht manchmal ein Lächeln entlockt, übersieht er nicht die Fehler seines französischen Dichterheros, und der deutsche Spötter freut sich doch herzlich, wenn er im „Sogno", dem Traum, in dem Amicis reizende, kurze Reisebildchen wie Perlen auf einer Schnur aufreiht, einem gleich begeisterten Dithyrambus auf Schiller begegnet.

Neben dem Drängen und Trieb in die Ferne ist dem Dichter doch eine tiefinnerliche Neigung zum idyllischen Stillleben eigen. Heimwehähnliches Sehnen zieht ihn immer wieder ins Vaterland zurück und gern gewährt er dem Leser Einblick in seine Häuslichkeit. Von seinem Sommeraufenthalte in Pinerolo berichtet er in seinem neuesten Buche: „Alle Porte d'Italia"; vielfach durchziehen geschichtliche Reminiszenzen die Beschreibung und warme Vaterlandsliebe trägt dieselbe. 1880 gab er einen Band Gedichte heraus. In ihnen erquickt ein liebenswürdiger, frischer Humor; auch die scharfe, witzige Satire, mit der er seine Leiden als Schriftsteller im Verkehre mit unbescheidenen Dilettanten und Kritikern geißelt, ist wahrlich nicht böse gemeint. Den Gedichten folgten: „Ritratti letterari", in denen der scharfe Beobachter die betreffenden Persönlichkeiten aufs genaueste zergliedert, und dann ein ungeduldig erwartetes, lange vor seinem Erscheinen vielfach von der Presse angekündigtes, zweibändiges Buch: „Gli Amici". Es ist eigentlich kein neues Feld, dem sich der Autor hier zuwendet, nur, statt seine Forschungen in fremden Ländern, unter fremden Menschen anzustellen, bringt er jetzt seine nähere Umgebung unter eine so scharfe Lupe, wie sie je einem klarblickenden Psychologen zu Gebote stand. Ohne zu philosophieren, läßt er keine Faser des täglichen Verkehrslebens ununtersucht, er legt dieselben vollständig bloß, kein Zucken entgeht ihm; die Wahrheit der einzelnen vorgeführten Bilder frappiert, aber schließlich ermüdet es doch, denselben Gegenstand fort und fort von hundert Seiten in verschiedener Beleuchtung zu sehen, und es fällt uns ein Ausspruch ein, den Amicis von sich selbst thut: „Ich male drei Ideen in tausend Farben, allein immer nur drei Ideen." Freilich nehmen wir das Buch wieder zur Hand, wir mögen es aufschlagen, wo wir wollen, auf scharfsinnige Entwickelung, auf hübsche Ausdrücke, auf geistreiche Einfälle stoßen wir immer. Amicis beobachtet nicht von stolzer Höhe herab, er sucht die Wurzeln, welche Störungen im geselligen Verkehre hervorrufen, nicht nur in dem Wesen andrer, sondern auch in dem eignen Herzen. Auch nach dem Lesen dieses Buches haben wir ihn, der sich so frei, so offen gibt, ein gut Teil lieber gewonnen. Nie tritt er uns als menschenfeindlicher Pessimist entgegen; Aussprüche, wie: „Ich liebe das Menschengeschlecht ... Was thut's, wenn die Jugend entflieht, ich arbeite, ich glaube, ich hoffe!" ... und ein tief religiöses Bewußtsein, das sich nie vordrängt, aber doch einfach natürlich offenbart, machen ihn uns wert. Viktor Hugo sagte, als er Amicis ins Auge sah: „Du hast ein gutes Herz, ich danke dir von ganzer Seele," und in dies Wort müssen seine Leser einstimmen.

Darum schmerzte es mich, Amicis bei Gelegenheit der Besprechung seines von mir übertragenen „Costantinopoli" in zwei deutschen Blättern spöttisch als französischen Chauvinisten und grimmigen Deutschhasser bezeichnet zu sehen. Ihm ist unrecht damit geschehen, und ich kann nicht umhin, zu seiner Rechtfertigung hier das einzuschalten, was er mir darüber schreibt.

„. . . . Diese Blätter deuten auf meine Zuneigung für Frankreich in einer Art hin, als wären meine Gefühle für Deutschland ganz verschiedener Natur. Freilich, ich liebe Frankreich, weil ich dort Freunde habe, weil wir demselben Blute angehören, weil seine Litteratur uns vertraut ist, weil unsre Verbannten dort immer freundliche Aufnahme fanden, weil tausend vertrauliche, andauernde Beziehungen uns mit seiner Nation verbinden. Aber auszusprechen, daß ich Frankreich liebe, bedeutet sicher nicht, Deutschland nicht lieben, nicht bewundern, nicht verehren, Deutschland, so groß durch seine Tugenden und seinen Ruhm, so hochverdient um die Zivilisation der Welt, unser tapferer, hilfreicher Verbündeter von 66, der gerechte, glänzende Sieger im Kriege von 70, den es für die heilige Sache seiner nationalen Einheit kämpfte. Ich habe manche Seite der Freundschaft für Frankreich geschrieben, aber in all meinen Werken findet sich keine einzige Silbe der Feindschaft gegen die Deutschen. Die habe ich nie geschrieben, nie gedacht, nie gefühlt. Wenn ich morgen eine Reisebeschreibung über Deutschland verfaßte, würde diese dieselbe Liebe, dieselbe Verehrung, dieselbe Anerkennung für seine großen Geister, dieselbe Sympathie ausdrücken, wie ich sie für andre Völker ausdrückte, eine Sympathie, die noch mehr in meiner Natur und meinem Blute, als in meinen Gedanken begründet liegt. Ich habe keine politische Vorliebe, ich liebe das Gute, ich begeistere mich für das Große, welchem Lande es auch angehören mag. Viktor Hugo und Goethe, Napoleon und Moltke, Jena und Wörth beanspruchen die gleiche Stelle in meiner Bewunderung als Mensch und als Schriftsteller."

Diese Worte, welche so ganz das Wesen von De Amicis bezeichnen, müssen dem Deutschen wohlthun; mir möge der Autor verzeihen, daß ich sie ohne seine besondere Erlaubnis anführe. Ich konnte dieselbe nicht erwirken, weil ich höre, daß er augenblicklich in weiter Ferne, in Südamerika, weilt. Er wird dort wieder neuen Stoff sammeln zu einem interessanten Werke. Amerika muß ihm ein Feld bieten, das er mit seinem Talent glänzend zu bebauen, dem er mit Fleiß und Phantasie reiche Früchte zu entlocken verstehen wird.

Möge ihm frohe Wiederkehr in die Heimat und frische Schaffensfreudigkeit für die Zukunft beschert sein!

Agnes Burchard.

Mit zwanzig Jahren.

Soviel ihr auch schwärmen möget von dem lustigen Leben der Studenten und Künstler: die rechten echten Tollköpfe sind doch die eben erst promovierten Leutnants in den ersten Monaten ihres Regimentslebens. Für einen zwanzigjährigen Jüngling kann es gar keinen Stand geben, der wie dieser Lustigkeit und Ausgelassenheit begünstigt. Der plötzliche Uebergang von der Kadettenschule zur Freiheit, vom kurzen Degen zum Säbel, vom Refektorium zum Wirtshaus; die erste Freude am Befehlen, die neue Ausrüstung, der Bursche, die neuen Freunde, die wohlwollenden Vorgesetzten — — — die man sich erst ausprobiert — und jene unbestimmte Idee, eines schönen Tages sterbend in einem Kornfelde hinzusinken, an der Stirn von einer Kugel getroffen, die nicht einmal Zeit läßt zu rufen „non dolet —“: Alles dies macht, daß man in förmlicher Berauschtheit umhergeht wie Neuvermählte in den Flitterwochen. Dieser Honigmond des Leutnants dauert nicht gerade lange, vielleicht kürzere Zeit als bei einem jungen Paare, aber er ist nicht weniger köstlich. Wie manche Obersten, reich an Orden und Goldstücken, würden eine ganze Jahresseite ihrer Anciennitätsliste hingeben, um zwölf Monate jenes gesegneten Karnevals wieder durchleben zu können:

Kehrt wieder ihr Tage,
Ihr wonnigen Stunden
In Lachen und Scherzen
Voll Jubel entschwunden!

Gesund wie Fische im Wasser, kräftig wie Stiere, sorglos wie Tolle, waghalsig wie Abenteurer, immer mit leeren Taschen, immer hungerig und immer zufrieden, wahrlich, wer uns so

sah, hätte glauben können, daß wir alle überzeugt wären, mit dreißig Jahren wenigstens kommandierende Generale zu sein. Ja, das war ein Lachen! Mit dem verglichen erschien das munterste Lachen der Hauptleute und Majore nur wie mattes Lächeln melancholischer Kranken, ein schwindsüchtiges Husten neben den Explosionen der Heiterkeit, die uns auf unsern Stühlen zurückwarfen und die Wände erzittern ließen.

Wir waren unsrer sieben, alle in dieselbe Brigade in eine der schönsten Städte Siziliens geschickt, ganz frisch aus der großen Militärfabrik von Modena. Drei von uns hatten von Turin aus zusammen eine sehr wechselvolle Reise gehabt. Es genüge zu sagen, daß wir mit barem Gelde von Hause geschieden, sicher meinten, direkt von Genua nach Sizilien zu gelangen, statt dessen aber gezwungen waren uns in Neapel aufzuhalten, weil der Cholera wegen keine Dampfschiffe fuhren, mit der Aussicht obendrein, auf unsre Kosten noch Quarantäne in Palermo halten zu müssen. So lebten wir denn zehn endlos lange Tage in der schönen Parthenope nur von „puri e sem-pli-ci mac-che-ro-ni al su-go“, die wir verstohlen in einer Schenke, „Villa di Torino“ genannt, verzehrten, ganz im Hintergrunde eines verborgenen, düsteren Zimmers, das den Verschämten und den von der Polizei Gewarnten reserviert blieb.

Kaum aber waren wir beim Regiment, da fing das schöne Leben an. Die sieben neuen Ankömmlinge trafen sich gleich am zweiten Tage, und einer hatte eine glänzende Idee: er machte den Vorschlag, zusammenzuwohnen und gemeinsame Wirtschaft zu führen. Gesagt, gethan. Ein altes Haus mit sieben Zimmern und einer Küche wurde gemietet; es gelang, einen Burschen als Koch vom Exerzieren dispensiert zu bekommen; jeder richtete sich in seiner Höhle ein; ein Stundenplan wurde im Speisezimmer angehängt, und nun konnte es in Gottes Namen losgehen.

Wie seltsam dies Haus war, ist nicht zu sagen. Es glich einem Gasthofe, einer Kaserne, einer Irrenanstalt. Denkt euch sieben Offiziere von zwanzig, sieben Burschen von zweiundzwanzig Jahren, zwei Piemontesen, ein Lombarde, ein Toskaner, drei Neapolitaner; vierzehn Personen in sieben Stuben so groß wie Kastanienschalen, alle in kreisender Bewegung vom Morgen bis zum Abend wie verdammte Seelen. Einer ging fort, um die Wache zu beziehen, der andre kehrte zurück, drei kamen vom Exerzieren heim, zwei entfernten sich zur Proviantrevision; der schnarchte bis zehn Uhr morgens, der stand nachts um drei auf, einer erschien nach der Ronde bei Tagesanbruch wieder im

Hause. Die Burschen holten Mittagbrot für die abwesenden Offiziere, Ordonnanzen brachten die Tagesbefehle, Gemüsehändler legten Grünware in die Thüre hinein, Fruchtverkäufer warfen Orangen in die Fenster, Guitarrenspieler sangen unter dem Balkon, und von viel mehr könnte ich erzählen — wenn es sich erzählen ließe.

An der einen Seite lagen die Fenster nur zwei Meter hoch über der Straße: natürlich spazierte man durch dieselben. Die Hausthür stand immer offen: Hunde liefen frei herein und als Herren im Hause umher. Es gab keinen Augenblick der Ruhe. Den sieben Soldaten machte es Vergnügen, zu gleicher Zeit die sieben Röcke ihrer Gebieter auszuklopfen und einen Skandal zu veranstalten, daß die Leute draußen zusammenliefen. Auf der Straße nämlich hörte man jedes Geräusch aus dem Hause, sogar das, was wir leise geführte Unterhaltungen nannten. Dazu mietete einer der sieben noch ein Klavier, und zwei andre waren von der unseligen Manie besessen, sich mit Stöcken im Fechten zu üben. Ueberdies war die ganze Wohnung so schauderhaftharmonisch-akustisch, daß, wenn einer sich in der Nacht die Nase schneuzte, alle Zimmer schallten und aus jedem Bette ein Fluch ertönte. In der Eßstube regnete es durch, aber trotz alledem, trotz des bejammernswerten Zustandes der Mobilien und der herabhängenden Tapeten — wir fanden alles göttlich schön.

Auch die Wirtschaft ging bezaubernd, obgleich der Koch, wie wir nach zwei Monaten hörten, der Sohn eines alten Apothekers war. Einer von uns hatte die Oberleitung über Ausgaben und Küche übernommen. Der arme Direktor! Nie werde ich vergessen, welch' schmerzensreicher Tag der erste der Wirtschaftsführung für ihn war. Er hieß Maglietti, war ein Piemonteser und ein braver Junge, mäßig, ordentlich, ein guter Haushalter, sparsam, ohne geizig zu sein. Als er die Direktion übernahm, machte er seine Berechnung und sagte händereibend zu uns: „Laßt mich nur machen, wir werden sehr gut leben und wenig oder nichts ausgeben.“ — Aber er hatte mit seinem kleinen Magen gerechnet, nicht mit den unsrigen. Als wir uns nach einem tüchtigen Marsche das erste Mal zu Tisch setzten, richteten wir eine solche Verheerung an, daß er ganz starr wurde. Nachdem alles verzehrt schien, holte einer die Rettichblätter aus der Küche, bereitete einen Salat davon, alle kauten daran und vertilgten noch anderthalb Kilo Brot. Der arme Maglietti war verzweifelnd, fast dem Weinen nahe; er floh in die Küche, nahm eine Handvoll roher Nudeln, schleu-

derte sie uns voll Verachtung auf den Tisch und rief: „Nehmt, verschlingt, berstet! Ich gebe die Leitung auf. Ich glaubte mit Offizieren zu thun zu haben und nicht mit Wölfen!“ Und wir platzten beinahe vor Lachen und hatten viel Mühe, ihn soweit zu besänftigen, daß er im Amte blieb.

Aber nach diesem „Unglücksfalle“ nahm das Ganze höchst glücklichen Verlauf. Unsre Tischgespräche unterhielten auch die auf der Straße Vorübergehenden. Mit der ganzen Leichtigkeit und dem kräftigen Organe zwanzigjähriger Jünglinge diskutierten wir jeden Abend über hundert Fragen von den schwierigsten Problemen des Artilleriewesens bis zur Unsterblichkeit der Seele, von Disziplinarregeln zur Zukunftsmusik, alles mit hochtönenden Phrasen, mit den Spitzfindigkeiten schlauer Advokaten und solchem Geschrei, solchem Losdonnern, solchem Lärm, daß man sich in den Projektil-Waggon des Jules Verne hätte versetzt glauben können, als Michel Ardan das Sauerstoffventil offen gelassen hatte. Hier war es der sizilianische Wein, der so wirkte.

Dann und wann stichelten zwei Gefährten etwas zu scharf und wollten sich schlagen: morgen, — heute abend, — jetzt augenblicklich, — gleich hier im Zimmer, — vor dem nächsten Gang, — schnell! — und sie sprangen auf die Säbel zu fassen, aber wenn wir dann beruhigten, ließen sie sich doch erbitten, erst fertig zu essen, und versöhnten sich beim Käse wieder. Ein oder das andre kleine Duell — nur gerade zur Uebung unsrer Geschicklichkeit — kam auch wohl außerhalb des Hauses vor, bei Tische, bei dem gewöhnlichen Leben zog sich das alles wieder zurecht. Allmählich lernten wir alle Scherz verstehen wie artige Jungen, ohne uns etwas übel zu nehmen, mit Ausnahme von Cerraghi, einem großen, starken Lombarden, einem guten Teufel, nur etwas zornmütig, aber gerade darum uns sehr willkommen. Seine starke Seite war Geschichte, besonders die neuere europäische; er las nichts andres und hätte am liebsten auch von weiter nichts gesprochen. Sein Gedächtnis für Thatsachen und Namen war wunderbar, und er konnte in helle Wut geraten, wenn einer von uns etwas Verkehrtes vorbrachte, obgleich er täglich, mit der Faust auf den Tisch schlagend, feierlich beteuerte, nicht mehr den Mund öffnen zu wollen, wenn wir Dummheiten sagten. Uns aber machte es natürlich große Freude, ihn zu reizen, ohne daß er es merkte.

„Hast du wohl,“ fragte einer den ihm gegenübersitzenden Kameraden, „den prachtvollen Stich beim Lithographen gesehen, der Philipp II. in der Schlacht von Pavia darstellt?“

Der arme Cerraghi schnellte von seinem Stuhle auf, setzte sich aber wieder und schwieg.

„Ja, Freunde, den müßt ihr sehen,“ fuhr jener fort, „es ist eine ausgezeichnete Arbeit, ganz die Färbung der Zeit und des Ortes. Man atmet förmlich die Luft des vierzehnten Jahrhunderts, wie .....“

„Bravo, wahrhaftig ausgezeichnet!“ unterbrach ihn einer. „Die Schlacht von Pavia im vierzehnten Jahrhundert! Man sieht, wie schön du Geschichte studiert hast! Du verwechselst sie mit der Schlacht von Legnano.“

Nun konnte sich Freund Cerraghi, dessen Halsadern schon wie Stricke geschwollen waren, nicht mehr halten, er schrie: „Esel! Esel! Esel!“

Das gab dann das Signal zu einem allgemeinen Gelächter, daß die Fensterscheiben klirrten.

Ein Original war weiter auch Boccetti, ein schöner, eleganter, etwas eitler, gutmütiger Junge, der den ganzen Tag die Aermel aufgestreift trug, um seine Manschetten sehen zu lassen, besonders bei Tisch; aus Spaß ahmten wir ihm alle nach, wetteifernd, wer am meisten Wäsche zeigen konnte, so daß wir manchmal das Essen vergaßen und alle sieben die Arme hochhoben wie Glockenläuter mit bis zum Ellbogen aufgeknöpften Aermeln; schließlich gedieh denn die Sache soweit, daß wir uns die Mühe zu sparen, gleich unsre Manschetten abnahmen und sie neben unsre Kouverte legten, damit jeder sie bequem bewundern konnte. Boccettis Manie war ferner, für einen gewaltigen Eroberer zu gelten, der seine Eroberungen in tiefes Geheimnis hüllte; guten Geschmack besaß er, seine Bewunderung richtete sich nach oben, — nach Wappenschildern. Nach einem Monate wußten wir schon von drei oder vier Gräfinnen und ebensoviel Marchesinnen, von denen wir bei Tisch nicht sprechen durften aus zarter Rücksicht für ihn. Wahrscheinlich kannte der Aufschneider sie nur von Ansehen, aber täglich kam er mit einer neuen zum Vorschein.

„Hast du gestern abend im Theater die Gräfin N. gesehen?“ fragte einer seiner Nachbarn.

„Na, ob! Die große, schöne Dame. Entzückend anmutig in dem rosa Kleide. Ich würde die Hälfte meines Blutes geben, um die Spitzen ihrer Finger küssen zu ....“ „Bitte,“ unterbrach Boccetti plötzlich ernsthaft, „laßt uns von etwas anderm reden.“

„Wie? Auch über die ist jetzt das Veto ausgesprochen?“

„Ich ersuche dich um die Gefälligkeit.“

„Nun . . . gut, wir wollen von andern Dingen reden.“ — Natürlich lachten wir mit stummen Zeichen dann hundertmal vergnügter als laut. Der Schelm Boccetti rieb seine Schulter an der Mauer des Hauses, ehe er zum Essen erschien, um uns einzubilden, er habe sich so weiß gemacht, indem er auf der engen Treppe eines Palastes eine vornehme Dame, die ihm dort begegnete, innig umarmte. Hörte er bei unserm Diner eine Karosse vorüberrollen, sprang er auf, stürzte ans Fenster — wir behaupteten, er spucke nur aus — und kehrte, mit stolzem Lächeln sich den Schnurrbart streichend, zurück.

Boccettis Tischnachbar huldigte einer andern Passion: derjenigen, den großen Herrn zu spielen. Das war ihm angeboren, es lag ihm im Blute. Wenn er ganz leere Taschen hatte und in andrer Weise nicht mehr verschwenden konnte, that er doch noch, was möglich war: wenigstens zündete er seine Zigarre zu gleicher Zeit mit vier Streichhölzern an, dick wie Wachslichter, die Schachtel zu vier Soldi; er ließ das Licht die ganze Nacht brennen, gab zehn Soldi für ein Glas Bier, ja, er konnte mit der Miene eines gelangweilten Prinzen zwei Frank aus dem Fenster einem Violinspieler zuwerfen, damit er aufhören und seine Nerven nicht länger auf die Folter spannen möchte! Ja, der liebe Cavagnetti!

Er verbrauchte die Hälfte seines Soldes für Repräsentationskosten. Das sagte er uns ganz freimütig: „Versteht sich, man muß doch ein gewisses Dekorum aufrecht halten.“ Nur um diesen Anstand zu beobachten, spielte er wie ein Unsinniger Karten, Billard, Schach, Domino, Lotto, Mora mit wem und wo er konnte, zu jeder Zeit, bei jeder Gelegenheit, bis er keinen Pfennig mehr hatte. Dann steckte er seine Zigarre mit einer ganzen Schachtel in Brand, kam nach Hause und erkärte ernsthaft, daß er sich an der Schärpe aufhängen wollte, was soviel hieß als: „Leiht mir zwanzig Frank.“

Außerdem war ihm noch eine komische Gewohnheit eigen, die uns viel Grund zum Lachen gab. Er hatte ein bestimmtes Wort sich sozusagen vermählt, wiederholte es beständig unbewußt, täglich in einer neuen Bedeutung, nämlich das Wort „Cyklop“. Er sprach von seinem Oberst: „Heute morgen war der Cyklop schlecht gelaunt.“ — Er rief seinen Burschen: „Hier! Cyklop!“ Eine vierte Flasche wurde auf den Tisch gestellt und er, immer durchaus ernsthaft: „Ah, ein neuer Cyklop!“ Wir fragten ihn, warum er diesen Ausdruck wählte. — „Wie soll ich's wissen?“ antwortete er, „er kommt mir so von selbst. Er gefällt mir. Jeder hat seinen besonderen Geschmack.“ Und

dabei zog er mit Vollgenuß den Dampf seiner Zigarre ein — des Cyklopen.

Nach dem Diner spielte unser Pianist gewöhnlich, und wir führten ein Ballet auf, wobei sich jeder bemühte, nachäffend wie seine Flamme zu tanzen. Unser Klavierspieler entwickelte aber eine so furchtbare Kraft, daß wir nach den ersten Anfängen meist schon aufhören mußten. Nie hat sich die Leidenschaft für Musik in ein so unharmonisches Hirn geflüchtet, als das seine. Wenn man ihn spielen hörte, mußte man glauben, daß er in ganzer Person mit Waffen und Gepäck auf die Tasten spränge. Dabei besaß er den Nagel, komponieren zu wollen, dozierte vom Kontrapunkt, suchte ein Libretto, und litt an der fixen Idee, den „Rasenden Roland" in Musik zu setzen, ein Werk, an dem er seit drei Jahren zu arbeiten behauptete. Eines Tages schleppte er einen Musiklehrer mit nach Hause, welcher ihm seine Ansicht über eine neu komponierte Mazurka sagen sollte, der aber als einzige Antwort sich mit heiserer Stimme ein Glas Kognak erbat und damit endlose Heiterkeit bei uns hervorrief. Trotzdem fuhr unser Freund fort, in allen Mußestunden unerschrocken zu komponieren und aufzutrommeln, wobei er seine Lieder mit einer Stimme sang, die wie das Knarren eines verrosteten Riegels uns Gänsehaut machte. Nachts glücklicherweise schwieg er, nachdem sein Versuch, unsre Träume mit der „Casta diva" zu beglücken, mit einem solchen Hagel von Stiefeln und Pantoffeln belohnt war, daß der Fußboden seines Zimmers am nächsten Morgen einen wahren Lederteppich zeigte.

Der beste Teufel jedoch und zu gleicher Zeit der fidelste, tollste Kerl der ganzen Gesellschaft war ein Romagnole, ein gewisser Mazzoni, ein hochgewachsener Jüngling von so gigantischen Formen, daß, wenn er sich an den Tisch niedersetzte und mit seiner tiefen Stimme, die aus der Erde heraufzukommen schien, sagte: „Mich hungert," unser armer Verwalter erbleichte. Und wahrlich, nur der Hunger eines Posaunenbläsers nach einem siebenstündigen Konzerte, eines Eskimos nach einer Seehundsjagd oder der eines seit drei Tagen fastenden Löwen kann dem Ungestüm gleichkommen, mit dem dieser „maledetto sagramento", wie Nero Tanfucio sagt, den Tisch leerte. Sein Mittagessen war keine bloße Speisung, es war eine wahre Verproviantierung, die „Lieferung" für eine Kavallerieschwadron in Kriegszeiten, eine Verwüstung, eine Plünderung. Ganz mit Kauen beschäftigt, sprach er wenig, aber zu andern Zeiten amüsierte er uns mit allen möglichen uner-

warteten Späßen, für deren Erfindung er eine satanische Phantasie hatte.

Amüsierte er uns damit? Nun, manchmal riefen wir ihm mehr Flüche zu, als er Haare auf dem Kopfe hatte, zuletzt aber mußten wir doch immer lachen. Er war im stande, einen seiner Streiche sieben lange Tage hindurch überlegend vorzubereiten. Einmal mitten in der Nacht, als wir wie tot schliefen, weckte uns plötzlich — alle sechs — ein schauderhaftes Gefühl von Kälte: wir lagen bloß, die Decken und Tücher zurückgeschlagen, am Fußende des Bettes. Gut, wir brachten unser Lager in Ordnung und schliefen wieder ein; nach einer Stunde passierte dieselbe Geschichte und so immer weiter, daß man an das Dasein von Hexen hätte glauben können, bis endlich einer — nun die Geduld verlierend — ein Kerzenendchen ergriff, ein zweiter das Licht anzündete, wir alle aufsprangen und alle riefen: „Das ist Mazzoni!“ Doch nein, Mazzoni schnarchte, der hatte sich nicht gerührt. „Aber was ist denn los? Was kann es sein?“ Endlich stolperte einer über einen Bindfaden, quer über die Stube gespannt, in jedem Zimmer entdeckte man einen gleichen und alle vereinigten sich in der schändlichen Hand des schnarchenden Betrügers. Und nun auf ihn! Ja, wer mit solchem Koloß hätte fertig werden können! Mit sechs furchtbaren Kissenwürfen verjagte er uns aus seiner Stube wie sechs Wespen und behielt natürlich recht.

Ein andermal erwachte ein armer Teufel, tödlich ermüdet nach langem Marsche, von einem prachtvollen Feuerwerke, in verschiedenen Farben spielend, das sein Zimmer mit einem Feuerregen füllte; oder wir standen vom Tische auf und zogen die hinten an uns festgebundenen Stühle mit in die Höhe; vielleicht auch, wenn wir auf dem Exerzierplatze die Degen ziehen wollten, fanden wir alle sechs — den Griff an die Scheide mit einem feinen Seidenfaden befestigt, mit dem wir in solchem Augenblicke den teuren Freund am liebsten an einen beliebigen Laternenpfosten der nächsten Straße aufgehängt hätten.

Den größten Spaß hatten wir immer bei Tisch und erfanden täglich neuen. Eine Zeitlang herrschte der Gebrauch, sich die Uniform aufzureißen, um Luft zu schöpfen, sowie eine Aufschneiderei erzählt wurde —: wir thaten nichts als auf- und zuknöpfen. Auf gewisse Prahlereien des Boccetti setzten wir uns alle sechs schnell in Hemdärmeln hin oder ließen das Essen im Stich, um eiligst die sieben Fenster des Hauses aufzusperren; eines Abends sogar flunkerte er so kolossal bei der Erzählung einer früheren Liebesaffaire mit einer florentinischen Dame, die

von einer fünfundzwanzigjährigen Marchesa am Beginne der Geschichte, sich schließlich in eine achtzehnjährige Prinzessin verwandelte, daß wir sämtlich auf die Straße hinaussprangen und ihn zu parlamentarischen Verhandlungen vom Balkone herab nötigten, ehe wir wieder in den Speisesaal kamen.

Einen Tag tafelten wir nach orientalischer Weise ohne Gedecke und sprachen türkisch dabei, das heißt wir setzten ein a in jede Silbe: — ain a an jada Salba —, mit einer Geldstrafe für jeden Irrtum, welche in einem Abend — nominell, versteht sich, — dreihundert Frank brachte. Dann einmal einigten sich sechs, den siebenten nicht zu Worte kommen zu lassen, dessen Stimme von einem betäubenden Chore entschiedener Mißbilligung übertönt wurde. Ein andermal durfte man sich nur in Versen gesungener Melodramen unterhalten, nachdem vorher der Verfasser sowie der Titel der Oper genannt war.

Darauf folgte die Manie des „Nahrungsraubes", eine wirkliche Kalamität. Da jedoch ein Vertrag dieselbe zuließ und regelte, mußte man dabei bleiben. Wer mit einem meisterhaft geführten Gabelstoß die Portion des Nächsten erlangen konnte, dem gehörte dieselbe unwiderruflich zu eigen, und der Freund mußte, wenn er nicht fasten wollte, seinen Burschen nach Wurst schicken. Oh, es gab absolut keine Nachsicht! Der Bestohlene konnte sich gelb, grün, sich schwarz, blau lachen, aber zum Lachen mußte er sich resignieren. Ein gut gelungener Raub rief Vergeltung, diese wieder neue Rache hervor, bis allmählich das Spiel mit wahrer Wut geführt wurde. Wie Hunde hatten wir unsre Bissen zu verteidigen, ein ruhiges Essen existierte nicht mehr. Rippenstücke, Hühnerbeine, Eier, Gläser Wein verschwanden wie durch Zauber; einige erlangten eine entsetzliche Geschicklichkeit; Instrumente wurden erfunden. Mazzoni, der Teufel, trocknete im Nu eine Tasse Kaffee aus, indem er mit blitzartiger Geschwindigkeit einen großen Ball schön gerundeter Brodkrume einführte, welche durchaus die Wirkung einer Saugpumpe übte. Mit Hilfe eines Hölleninstrumentes, ein Bündel Zahnstocher wie ein Trichter geordnet, führte er mit einem mal ein halbes Kilo saftiger Makkaroni ab, oder mit einer langen Stange, an die er heimlich eine Gabel befestigte, spießte er vom andern Ende des zwei Meter langen Tisches einen Eierkuchen auf. Schließlich übte man Räubereien durch Verschwörungen, mit Stricken, Haken, Netzen, Ueberfällen. Schrecken, Verzweiflung, Ruin überall! Mazzoni aber sagte immer: „Den Hauptraub, den großartigsten, den Monstrestreich sollt ihr noch

erst erleben.“ Wir bebten. Endlich eines Abends, während wir uns mit Gabeln mühsam kleine Vögel abjagten, stieß Mazzoni einen Fluch aus, weil ihm sein Messer herunterfiel, und bückte sich es aufzuheben. — — Tausend Donnerwetter! — — Noch hatten wir unsern Fluch nicht zu Ende, da war der Tisch schon im andern Zimmer, auf dem Rücken des gigantischen Diebes fortgeschleppt, ohne daß ein einziger Tropfen Wein verschüttet wurde.

Später folgte die Leidenschaft für nächtliche Streifereien. Wir gingen nachts aus in abgetragenen, von Hause mitgebrachten Zivilkleidern, die gefärbt, verblichen und wieder aufgefärbt, weiß an allen Nähten schimmerten, in großen Räuberhüten, sangen vor den Fenstern schon eingeschlafener Freunde Gelegenheitsgedichte und wurden von ihnen meistens mit einem Erguß aus dem Waschbecken oder Ascheimer belohnt. Zuweilen gingen wir auch in geheimnisvolle Schänken in entlegenen Vorstädten, wo wir Punsch mit ausländischen Seeleuten tranken, uns für Kunsttischler und Lackierer ausgebend auf der Reise nach dem Orient. Großer Gott, was für Heiterkeitsausbrüche über den verrückten Boccetti, der um zwei Uhr morgens, wenn wir durch die einsamen, dunklen Straßen nach Hause zurückkehrten, hinter allen Jalousien — nur er allein natürlich — einen Lichtschimmer sah, mit der Bedeutung: „Boccetti, mein Mann ist hier, komm' nicht herauf! — oder „Morgen um diese Stunde!“

Und Freund Cavagnetti, welcher selbst in der Dunkelheit den großen Herrn spielte, indem er den Hunden Trinkgelder zuwarf. Unsern Pianisten nicht zu vergessen, der sich nach einem Pistolenschuß aus dem Fenster zu sehnen schien, vor dem er seine unmenschlichen Romanzen trällerte.

Die nächtlichen Exkursionen folgten meistens großen Gastmählern, denn wir gaben Diners trotz der „Präventivbilanz“ Magliettis. Ein halbes Dutzend Gäste erschienen zur Zeit. Freilich konnte man nicht auf die Einladungskarten schreiben wie in dem „Vie de Bohême“: „Il y aura des assiettes“, aber wir verstanden uns auch zu helfen. Mit Lichtstümpfchen arrangierten wir eine wahre Illumination, klebten sie auf Kasten, Blumentöpfe, Gemüsekörbe und schmückten die Wände mit Trophäen von Besen und Ausklopfestöcken. Die zuletzt Angekommenen machten es sich nach antiker römischer Weise auf den Betten bequem, tranken Wein aus henkellosen Kaffeetassen und wischten sich den Mund mit Zeitungen. Einige stellten sich ihre kleine Mahlzeit allein auf eine aufrecht gerichtete

Kiste, andre liefen ohne Umstände direkt in die Küche, die Kasserollen auszuschrapen. Alle sprachen auf einmal; zuweilen brachte eine Bande im bloßen Hemde herumziehender Musikanten uns Tafelmusik, auf der Straße singend: „Mamma, sto passiarello“, die Soldaten in der Küche zankten mit einander und rauften sich um den Vorrang im Raub, es war ein Lärm, daß man keinen Pistolenschuß gehört hätte. Die kurzen Momente der Stille wußte der Großthuer Cavagnetti im Fluge zu ergreifen, um den in der Straße zusammengelaufenen Menschen einzubilden, daß wir ein lukullisches Abendessen feierten. „Oh!“ schrie er, „Vorsicht mit dem Johannisberger!“ Oder: „Boccetti! Oh, du Boccetti! Reich' mir mal den Fasan mit Trüffeln her!“ Allmählich wurde die Unterhaltung zu Chören aus „Hernani“, die Gesellschaft zerstreute sich zu einer Höllenwirtschaft durch alle Stuben, einige verkleideetn sich, andre tanzten, einzelne trieben Kraftübungen und Spiele, die Nachbarn von oben und unten klopften mit Stöcken, ein Erdbeben schien das Haus zu erschüttern, Staub und Rauch bedeckten alles; wir sahen einander nicht mehr — oder sahen uns seltsam verkehrt; man meinte sogar, in schwindelnden Kreisen des Walzers Rosalien, Nedden, Theresas dahinfliegen zu sehen, jung und toller als wir, schlank und braun wie Araberinnen, — die sich in Luft auflösten.

Wir hatten übrigens genug zu thun, die sieben Burschen im Zügel zu halten, die in unsrer Abwesenheit alle möglichen Streiche an den Tag gaben. Diese Schurken zogen sich, wenn wir nicht zu Hause waren — wir überraschten sie einmal glücklich auf der That — unsre Röcke an, rauchten aus unseren Pfeifen, plazierten sich mit unsern Romanen in den Händen vor die Fenster und thaten schön mit denselben Nachbarinnen, denen wir schmachtende Blicke zuwarfen, wir königliche Sekonde-Leutnants mit unserm Patent in der Tasche! Sie nahmen dabei Stellungen an gleich den Verliebten des Metastasio, die Unseligen! Auch mußten wir unsre Augen offen halten für das fortwährende Kommen und Gehen von Wäscherinnen, Plätterinnen, Verkäuferinnen, denn schon in den ersten Tagen hatten wir durch Thürritzen und Schlüssellöcher Bruchstücke lombardischer, piemontesischer, neapolitanischer Liebeserklärungen gehört, wie: „Te sett un gran bel toc“ *) — „Me bel pomin d'amour“ **) — „Non ne posso chiù“ ***) Alles mit schmel-

*) Lombardisch: Du bist ein sehr schönes Stück.
**) Piemontesisch: Mein schönes Liebesäpfelchen.
***) Neapolitanisch: Ich halte es nicht mehr aus.

zenden Tönen gesprochen, die eine schnelle kräftige Intervention der Vorgesetzten verlangten.

Das aber war noch nicht das Schlimmste. Eines Abends geht unser Speisedirektor in die Küche, um ein Fäßchen mit Marsala, das wir vor drei Tagen für festliche Gelegenheiten gekauft hatten, auf eine andre Stelle zu bringen, und findet dasselbe beim Aufheben von erschreckender Leichtigkeit. Also unsre Freunde tranken auch! — Und wie! Während wir schwarzen schlechten Tischwein herunter würgten, traktierten sie sich vornehm mit Marsala. Der arme Maglietti geriet außer sich: er wollte alle sieben aufspießen, wie sieben Frösche. Es galt nur, sie auf frischer That zu ertappen. Am nächsten Abend beim Essen, in einem Moment, da in der Küche höchst verdächtige Ruhe herrschte, standen wir ganz, ganz leise auf, schlichen auf den Fußspitzen zur Thür, legten das Auge ans Schlüsselloch: oh, welch ein Anblick! Vier dieser Schändlichen, die Arme auf das Faß gestützt, saugten durch vier lange Strohhalme aus dem Spundloch; alle vier wie glückliche Kater mit halbgeschlossenen Augen, ein Lächeln auf den Lippen, so in ihre süße Beschäftigung vertieft, so ruhig, so selig, daß sie unsre Nähe nicht bemerkten und behaglich fortfuhren, zu saugen. „Wartet, ihr Hunde!" brüllte der Direktor. Sie schnellten wie Springfedern empor und standen atemlos vor Schrecken, doch hatte der impertinente Koch noch die Frechheit sich zu entschuldigen: „Der Herr Leutnant sind ganz im Recht," murmelte er, „aber, na — was kann man groß mit einem Strohhalm trinken!" — Nach diesen Worten sprang er schnell hinter einen Schrank, um der Ohrfeige zu entgehen, die er verdiente.

Solche kleine häusliche Kalamitäten brachten Abwechselung und Interesse in unser glückliches Leben. Wir zankten uns auch manchmal und hatten einander doch lieb. Wenn wir konnten, gingen wir gemeinschaftlich aus, so daß wir im Regiment die Patrouille der Sieben, unsre Straße die „Sieben-Straße" genannt wurde und man zu sagen pflegte: „Ich esse heute bei den Sieben, ich bin den Sieben begegnet" — wie einst in Venedig: „Ich habe die Zehn gesehen." — Wenn wir einen bei Tisch vermißten, fehlte die sonstige gute Laune; wer durch den Dienst fern gehalten war, bekam die besten Bissen zugeschickt; kehrte einer von der Wache zurück, bereiteten wir ihm eine Ovation; erhielt einer fünfzig Frank von Hause, trug man ihn im Triumph auf einem Sessel umher; wer eines Dienstes bedurfte, konnte auf sechs bereitwillige Freunde rechnen;

Zigarren, Uhren, Lichter, Schärpen, Säbeltroddeln gehörten uns gemeinschaftlich, und am Ende des Monats, wenn unser Geld auf die Neige ging, gab jeder her, so lange er etwas hatte, bis wir zuletzt von Salat und frischem Wasser lebten, die in den Kisten vergessenen Zigarrenstummel rauchten und ganz so vergnügt wie sonst, ja noch viel vergnügter waren. Wir lebten so selig, weil noch volle Begeisterung für das Soldatenleben uns durchglühte, weil noch beim Klange der Regimentsmusik unsre Herzen lauter pochten, weil wir den Soldaten wohlwollten und vor allem — das ist der wahre, der erste, der ewige Grund — weil frisches, jugendliches Blut durch unsre Adern rollte und in unserm Hirn arbeitete, und das Leben — ich schenke dem Leser die gewöhnliche Tirade über das Leben.

Aber alles hat ein Ende, auch die Wirtschaft der Sieben also. Die erste Erschütterung gab ihr die Krankheit des Kochs, für den man einen andern nehmen mußte. Wir gerieten an einen Genuesen, ein Mensch, so unverschämt selbstbewußt wie ein Bravo, mit einer so ehernen Stirne, daß man darauf krumme Bajonette hätte grade biegen können, der sich rühmte, zweiter Koch in einem vornehmen Hotel gewesen zu sein. Als wir ihn fragten, was er bereiten könnte, sagte er bescheiden: „Alles.“ — „Vortrefflich!“ hieß es, „dann können wir feine Gerichte speisen.“ — Wir ließen ihn gleich ans Werk gehen: er war ein Schändlicher, ein Borgia, ein Ungeheuer ohne menschliches Herz. Hätte er nur seine Unwissenheit erkennen und Hausmannskost kochen wollen! Nein, er mußte die aristokratischen Schüsseln seines Hotels, von denen er nur eine verworrene dunkle Erinnerung bewahrte, zusammenrühren und brachte Zeug auf den Tisch, wofür er ganz gut einen Schuß in den Rücken verdient hätte. Eine Zeitlang hielten wir in heiliger Ergebung aus, aber es konnte auf die Dauer nicht gehen. Eines Tages servierte er ein Risotto mit einem Ragout seiner „Invanzion“. Das Aussehen versprach Gutes, wir setzten uns, das Wasser lief uns im Munde zusammen — — zum Henker! Wir konnten gar nicht bei Tisch bleiben, der Gestank allein trieb uns fort! An dem Tage war es aus. Es gelang uns nicht, einen andern Koch zu bekommen, weil der Oberst die Leute nur widerwillig vom Exerzieren dispensierte, wir mußten das Opfer bringen, unsre gemeinschaftliche Tafel aufzugeben. Ein schwerer Schlag für uns alle!

Zum Glück tröstete uns ein großes unerwartetes Ereignis. An demselben Abend, während der gute Maglietti, von uns

umringt, die Abrechnung abschloß und mit trauriger Miene jedem seine letzte Schuld mitteilte, kam ein Telegramm an die Division, die augenblickliche Abreise der Brigade nach Nord-Italien bestimmend. Es war der erste Hauch des den Krieg verkündenden Windes. Alle empfingen die Botschaft mit einem Freudenruf und wir — die Sieben, nachdem wir sämtlich wie ein Mann nach dem Telegraphenamt gelaufen waren, um bei unsern Familien sieben fulminante Wechsel zu bestellen — gaben am folgenden Abend in unserm berühmt gewordenen Rumpelkasten unser letztes brillantes, lukullisches Fest, bei dem zu Ehren des schönen Siziliens der wenige Marsala getrunken wurde, der den verfluchten Strohhalmen unsrer sieben Trunkenbolde glücklich entgangen war.

Zwei Tage später, an einem heitern Aprilmorgen, nahm ein Transportschiff der Kriegsmarine die Brigade auf. Solches Einschiffen bietet ein malerisches, poesiereiches Schauspiel. Alle die Barken, von Soldaten wimmelnd, starrend von glänzenden Gewehren, welche sich um den schwarzen dampfenden Koloß drängen, erinnern an eine antike Flotte, die eine einsame, von den Verteidigern in Brand gesteckte Festung bedrängt. Als alle glücklich eingeschifft waren, wandte sich jeder noch einmal dem schönen Ufer zu, von dem tausend Tücher Abschiedsgrüße zuwinkten. Alle waren in freudiger, gehobener Stimmung. Der piemontesische Soldat dachte: „Bald sehe ich meine Alpen wieder“ — der Neapolitaner sagte: „Im Vorbeifahren kann ich den Vesuv grüßen“ — der Genueser frohlockte bei dem Gedanken, in Genua, der „Superba“, zu landen, und der Lombarde jubelte im Herzen: „Durch mein Heimatland geht es in den Krieg.“ Nur die sizilianischen Soldaten, die nie ihre Insel verlassen hatten, blickten nachdenklich auf ihre schönen Berge, welche sie vielleicht nie wiedersehen sollten. Doch erfüllte alle eine gewisse Unruhe. Es ging dem Krieg entgegen, einem dunklen Geheimnis. Was wird uns die Zukunft bringen? Ruhm? Demütigung? Beförderung? Die Amputation eines Armes? Einen Orden? Oder jene Kugel vor der Stirn in dem schönen Kornfelde?

Auch in diesem Augenblick standen die Sieben zusammen und schauten mit Wehmut auf Sizilien. Boccetti wischte sich die Augen mit dem Taschentuche, er that als beweine er seine neunundneunzigste Gräfin; der Pianist sandte sein Lebewohl dem glücklichen Himmel, der fünf Monate seinen göttlichen Harmonien lauschen durfte; Maglietti nahm mit Kummer von jenen Mauern Abschied, in denen er sich umsonst edel be-

mühte, „ernste Oekonomie“ zu treiben; auch der gute Mazzoni sah in schwermütiger Rührung auf die Stadt, wo er so viel getrunken, so viel gegessen und den Freunden so manchen Streich gespielt hatte. Cavagnetti nur, der vorgestern fünfundsechzig Frank im Spiel verlieren mußte, stand allein und lehnte sich mehr verdrießlich als wehmütig an die Brustwehr. Ich ging zu ihm. „Was ist dir, Cavagnetti? Thut dir die Trennung von Sizilien leid?“ „Was?“ antwortete er, die Augen immer noch fest auf die Stadt gerichtet, — „mir thun die fünfundsechzig Cyklopen leid, die ich verloren habe.“ Dann plötzlich ermannte er sich, zündete seine Zigarre mit acht Streichhölzern an und begann mit der ihm eigentümlichen Miene eines Millionärs mit großen Schritten auf dem Schiff auf und nieder zu gehen, das, reich mit Waffen und Hoffnungen beladen, majestätisch die Wogen durchfurchte.

An jenem Tage.

„Sie" — so wandte sich eines Tages eine Dame an einen Offizier, der den Krieg mitgemacht hatte, — „Sie sollen mir einmal sagen, was man in jenen schrecklichen Augenblicken wirklich fühlt und empfindet. Aber bitte, seien Sie aufrichtig. Die andern Herren Offiziere thun furchtbar wichtig, wenn sie einmal vom Kriege sprechen, schneiden gehörig auf und finden gläubige Zuhörer: ich sage Ihnen gleich, daß ich nicht zu den letzteren gehöre. Berichten Sie mir die Wahrheit, weiter nichts als die Wahrheit ohne rhetorischen Schmuck, denn Schlachtenschilderungen, wie sie in Büchern stehen, habe ich schon genug gelesen, die sind alle nach derselben Schablone gezeichnet."

„Ja," antwortete der Offizier, „das ist leicht gesagt: erzählen Sie. Wie kann ich, ohne mich vorzubereiten! Geben Sie mir doch wenigstens eine kleine Zeit, meine Erinnerungen zu sammeln und zu ordnen, wenn ich Ihnen nicht ein großartiges Durcheinander ohne rechten Anfang und rechtes Ende liefern soll!"

„Nein, mein junger Herr, keine Vorbereitung! Ich will keine philosophische Abhandlung, keine Militärgeschichte. Erzählen Sie mir, gerade wie es Ihnen in den Mund kommt, alles, was Sie gesehen haben!"

„Sie verlangen es durchaus?"

„Ich verlange es!" antwortete die Dame feierlich.

„Wohlan, ich werde erzählen, aber, merken Sie wohl, nur das, was ich gesehen habe; wenn dann der Bericht Sie wenig unterhält, ist es nicht meine Schuld."

„Seien Sie nur aufrichtig und sorgen Sie um nichts andres. Also — —"

„Also vor allem — eine Idee des Terrains. Geben Sie acht! Wenn hier die Alpenkette ist, so geht von dort — —"

„Topographie? Um Himmels willen!"

„Die wünschen Sie nicht? So will ich mich anders ausdrücken, und das wird besser gehen. Nehmen wir an, wir befinden uns an einem schönen, klaren, ruhigen Sommermorgen mitten auf dem Felde im Freien. Dort zu unsern Füßen sehen wir, daß der Boden sich zuerst etwas erhöht und sanft anschwellend dann allmählich steigt zu einem schönen, breiten Hügel, dessen Spitze sich am Horizont eine halbe Stunde Wegs von uns deutlich abzeichnet. Die prächtige, grüne Anhöhe ist bis halb den Abhang hinauf mit Hecken, Bäumen, langen Reihen von Weinstöcken übersät; von Gräben durchzogen, in allen Richtungen mit Fußsteigen und den kleinen Mauern aus aufgehäuften Steinen bedeckt, welche die Grenzen der Landgütchen bezeichnen; hier liegt ein ganz mit Kräutern und Pflanzen bewachsenes Erdreich, dort ein großes Stück, rotschimmernd, steinig vertieft; nun wieder eine fast ebene Strecke, dann plötzlich eine steile kahle Senkung. Steht es Ihnen vor Augen? Sehen Sie es?"

„Ganz deutlich!"

„Gut! Nun nehmen wir weiter an, daß ein beträchtlicher Teil dieses Hügels, da, wo er sich unterhalb des Gipfels senkt, ganz ohne Bäume und Häuser ist, nur mit Gras, kleinem Buschwerk bewachsen, und daß die Sonne so klar darauf scheint, daß man deutlich jede Furche, jede Person sehen kann, wenn Personen überhaupt da sind. Wir setzen den Fall, daß man ganz oben eine Gestalt bemerkt, so hoch, daß man nicht mehr unterscheiden kann, ob dieselbe einem Manne oder einer Frau angehört. Sie lachen? Ich sage das nur, um Ihnen eine Idee der Entfernung zu geben."

„Ich begreife."

„Nun, an jenem Morgen lagerten wir zu Füßen eines solchen Hügels, wie ich ihn eben geschildert, und warteten. Hier und da, rechts, links, hinter den Bäumen, hinter den Hecken, zwischen den Weinstöcken, in den Gräben, überall waren Soldaten, stehend, sitzend, liegend, der mit bloßem Kopf, der mit aufgeknöpftem Rock, einer mit dem Gewehr auf den Knieen, der andre die Büchse bei sich auf der Erde, alle ernst und gedankenvoll. Obgleich getrennt und zerstreut, bewahrten sie doch noch einen gewissen Anschein der Kolonnen-Ordnung. Die Offiziere standen in Gruppen zusammen, sprachen halblaut mit kurzen Worten oder Zeichen, während die Blicke sich oft nach

oben, nach rückwärts, nach allen Seiten wandten. Am häufigsten aber nach oben; es schien, als erwarteten alle etwas von dort, als richteten sich alle Augen auf jene Höhe, als müsse sich dort etwas zeigen. Und wahrhaftig, an einer bestimmten Stelle, dort links bei dem Cypressengebüsch, sah man nun einen langen, schwarzen Flecken, der sich langsam fortbewegte und weiterkommend einem Schatten glich, den vereinzelte Wolken werfen, wenn sie an der Sonne vorübergleiten. Und je weiter er vorrückte, desto mehr breitete er sich aus, desto schneller bewegte er sich. Es war eine Kolonne Soldaten, deren hochgetragene Bajonette ein schwankendes Leuchten von einem Kopf zum andern sandten, wie ein mit silbernen Flittern bedeckter schwarzer Strom. Wir alle, stumm und regungslos, mit halb offenem Munde, die Augen auf jene Reihe gerichtet, folgten ihren Schritten, bemerkten jede Schwenkung; im ganzen Bataillon hörte man keinen Atemzug, sah man keine Bewegung, die Soldaten standen wie Statuen.

Plötzlich rief eine Stimme: „Da, da, an der andern Seite!"

Alle schauten dahin, und wirklich, zur Rechten, auf der Höhe, wo ein Haus stand, bewegte sich eine zweite, breitere, tiefere Reihe und schritt ebenfalls im Glanz emporstehender Bajonette in der der ersten entgegengesetzten Richtung schnell, gedrängt, entschlossen vor. Nun folgte ein aufgeregtes Murmeln. „Wie viel mögen es sein?" — „Ein Regiment." — „Nein, zwei Bataillone." — „Oh, eins!" — „Nein, nein, zwei —" „Drei." „Es scheinen Bersaglieri —" „Es sind Bersaglieri —" „Es sind Linientruppen — —" „Bersaglieri?" — „Nein, gewiß nicht —" „Ja doch, man sieht die Federbüsche —" „Sie stehen —" — „Das scheint dir so —" — „Ich sage dir, sie stehen still." — „Aber nein, siehst du nicht, daß sie sich bewegen?"

Und inzwischen verminderte sich die Entfernung zwischen den beiden Reihen. Bebend maßen wir dieselbe von Augenblick zu Augenblick. Schnell wie der Gedanke, gespannt, begierig eilte unser Blick beständig von der einen Schar zur andern, das ganze innere Leben konzentrierte sich in den Augen, die ganze Seele war dort oben.

Und immer kleiner das dazwischenliegende Terrain, beide Truppen waren einander sehr nahe und marschierten schnell und schon ein wenig unordentlich, ein wenig verworren, und immer standen wir angenagelt, unbeweglich da mit aufgerissenen Augen, unsre Herzen schlugen laut, der Atem stockte.

Plötzlich, fast zu gleicher Zeit, strahlte über jenen beiden Reihen ein glänzendes Leuchten, fiel, verlosch: sie hatten die Bajonette gesenkt — dann mit einemmal — Laufschritt. — Ein Geschrei, welches furchtbar sein mußte, tönte dumpf, gebrochen bis zu uns.

Wir anworteten mit einem halblauten, bebenden Murmeln. —

Da, nur wenige Schritte: sie müssen zusammenstoßen — sie sind aufeinander getroffen; eine von ihnen wankt, dehnt sich aus, drängt rückwärts, bricht, zerstreut sich zur Rechten, zur Linken . . .; das ist Flucht!

Ein neuer Schrei, ein Freudengeschrei erreicht uns und diesmal antworten auch wir. Unser Zuruf, schon so lange im Herzen vorbereitet, schon so lange unterdrückt, erstickt, erwürgt, drängt nach oben, befreit sich und bricht wild, laut und schallend aus der tiefsten Seele hervor. —

Die siegreiche Truppe steht einen Augenblick, dann beginnt der Lauf wieder, sie folgt den Fliehenden, entfernt sich hinter denselben, wird kleiner und kleiner — zuletzt ein schwarzer Punkt — verschwindet.

In jenem Augenblicke erscholl eine laute vibrierende Stimme mitten zwischen uns: „Nun ihr! Auf eure Posten!“

Es war die Stimme unsres Majors.

Versuchen Sie einmal, ein brennendes Stückchen Papier auf einen jener dichten, breiten Ameisenhaufen zu werfen, die in einer Entfernung von wenigen Schritten unbewegt, uns nur ein schwarzer Haufen scheinen, von dem man beim ersten Anblick nicht weiß, was er eigentlich vorstellt. Die kleine erschreckte Menge stürzt in schwindelnden Kreisen in alle Richtungen, drängt eilig nach den unterirdischen Gängen. Es glückt den ersten. Die andern drängen sich, pressen sich, fassen, besteigen einander: der Durchgang geschlossen? Schnell zu einem zweiten! Auch der? Fort zum dritten! Wieder zu? Dann zum ersten! Und wenn die meisten so in toller Verwirrung glücklich in die Höhle gelangt sind, ach! Dann irren noch viele Unglückliche blindlings umher von einem Loch zum andern und suchen Zuflucht, schon mehr tot als lebendig, bis auch sie, obwohl ein wenig spät und vielleicht auf Kosten einer Brandwunde, sich in Sicherheit finden.

Mit Ausnahme des Schreckens boten unsre Soldaten beim Hören jener Worte dasselbe Schauspiel.

Schnell wie der Blitz alle auf, alle zu den Waffen; geschwind bildeten sich die Glieder; eine gewaltige Gärung, ein

Brausen, ein Drängen, dann Ruhe. Noch lief hier und da einer seinen Posten zu suchen; wer ihn fand, drückte sich hinein, wer ihn nicht fand, machte sich Platz mit Hilfe seiner Ellbogen: Das Bataillon stand in Reih und Glied. Ein schöner Anblick! Diese vor kurzem noch zerstreute Truppe mit den offenen Uniformen, den losen Gürteln, den umherliegenden Waffen war nun in einem Augenblick gerade, geordnet, bewegungslos, stumm, zum Tode bereit. Man brauchte sie nur anzuschauen, um zu wissen, daß diese Leute den Rücken des Feindes sehen oder den Boden mit ihren Leichen decken würden. Das Banner ragt hoch: der Arm, der es trägt, zittert nicht. Unter den Soldaten, die rings umher eine Bajonettenhecke bilden, sind prachtvolle Gesichter und strahlend leuchtende Augen.

„Vorwärts!“ tönt die bekannte Stimme.

Plötzliche Bewegung in der ganzen Kolonne, ein Summen, ein Beben; dann Stille. — „Vorwärts!“ — wiederholen die Hauptleute, Vorwärts also, den Hügel hinan! Die führende Kompanie hält einen Augenblick vor dem ersten Zaun an, der ihr ein Hindernis bietet; die folgenden stürmen drängend nach. Die ganze kompakte Masse preßt sich zusammen, schwankt, wankt von einem Ende zum andern auf dem ungleichen Terrain; dann teilt sie, vergrößert, verlängert sich, bildet sich darauf von neuem und drängt sich in beständiger Wechselfolge mit hastigem Ungestüm, plötzlichem Halt, ungleichen Schritten, mit heftigem Anprall. Der Hintermann wird bald durch den Tornister seines Vordermanns, der seine Brust drückt, zurückgetrieben, bald stößt er plötzlich die Vorderen schwankend empor. Die an den Flügeln hinauf Klimmenden, durch Ellbogen, Tornister getroffen, kommen nur gesenkten Kopfes mit gespreizten Beinen, in Windungen, wankend weiter. Hier ist eine Hecke! Hinauf mit den Füßen, die Gewehre hoch gehalten! Da kommt ein Graben: schnell, ein Sprung! Nun eine Erderhöhung: Frisch! Fort darüber, ohne Unordnung! Dort schlägt ein Gewirr von Zweigen ins Gesicht: Schiebt fort mit der Hand, senkt die Köpfe! Ein Weinstock steht im Wege: Ein Säbelhieb — da liegt er, weiter! Gräser, Büsche, Hecken, Weinreben, Erdschollen, Furchen, Steige, alles schwindet, fällt oder verändert sich unter jener Woge, jenem Druck, jenen eiligen Tritten, jener losgelassenen Schar. Da wird der Boden steil und steinigt: der Fuß gleitet. Viele fallen; hinauf mit den Ellbogen! auf! Mut! steht! weiter! Die meisten helfen sich mit den Händen, den Gewehrkolben, den Knieen; Baumstümpfe, Steine, Wurzeln dienen den krampfhaften Fingern zur Stütze.

Die Truppe kriecht, klettert, gleitet; gedrängt, einzeln, zerstreut, verwirrt, aber willensstark, entschlossen, zähe.

Und allmählich schwinden unsre Kräfte, die Sonne durchglüht uns und hier in der Brust welch' ein Brand! ..... Schadet nichts; Mut! Ein Blick nach oben, um zu sehen, wie viel noch bleibt: — wenig. — Ein Blick nach rückwärts: — eine lange Reihe Gefallener strecken die Arme aus; viele versuchen aufzustehen und sinken wieder um. — Fast sind wir da; sie müssen uns schon bemerkt haben. Ein Augenblick .... Oh! — Ein langes, scharfes, gellendes, furchtbares Zischen fährt über den Köpfen der Kolonne dahin. Ein halblauter Aufschrei, ein Brausen, alle werfen sich zu Boden. — „Hoch die Köpfe!" — schallt die Stimme des Majors; wenn man das Zischen hört, ist die Gefahr vorüber! — Alle stehen wieder; da sind wir; sie haben uns gesehen: wir schließen zusammen: die Bajonette gesenkt, der Marsch beschleunigt! Und wieder das Zischen! näher jetzt, schärfer, hallender, schrecklicher: Alle auf der Erde. — „Auf, zum Henker! Kinder!" — immer dieselbe Stimme. — „Seht dem Tod ins Gesicht ohne Furcht!" — Wieder und wieder das Zischen! Alle unverletzt! Wir sind in Sicherheit, und nun auf den Gipfel! Halt! nun stillgestanden!

Staunend schweifen die Augen aller umher: welch' weite, prachtvolle Ebene! Unter dem reinen, unbewölkten Himmel lag sie in klarster Beleuchtung da. An der einen Seite begrenzen ferne, hohe, blauschimmernde Berge den Horizont, an der andern dehnt sich die weite Fläche aus, soweit der Blick reicht. Die ganze grüne Ebene war hier und da von langen, feinen, weißen Streifen durchschnitten, die sich an vielen Punkten durchkreuzten und sich unter fernen Bäumen verloren, während an einzelnen Stellen mächtige, im Glanz der Sonne weißschimmernde Staubwolken aufstiegen. Jene weißen Streifen waren die Straßen, die wir am Morgen durchwandert hatten, jene Wolken zeigten das Vorrücken italienischer Regimenter an. Wenige kleine Häuser standen hier und da halb unter den Bäumen verborgen, als ob sie Furcht hätten und nicht sehen wollten, was sich dort oben begab. Gerade unter uns ruhte Villafranka, eine nahe, schweigende Zuschauerin. Dort drüben, in der Richtung der Feinde, bemerkten wir bestimmte dunkle Stellen zwischen dem lichten Grün der Felder und dem wechselnden Leuchten der Bajonette, die bald vorschritten, bald stille standen, nun nach links, nun nach rechts schwenkten, als wären sie unentschlossen, wohin sie sich wenden sollten. Näher zu uns

hin, aber immer noch auf der Ebene, unterhielten vier oder fünf österreichische Kanonen ein beständiges, langsames Feuer, während von der entgegengesetzten Seite, gerade am Fuße des Hügels, Geschütze der Unsrigen donnerten. Hinter uns, am Abhange einer benachbarten Höhe, stieg ein dichter Rauch auf und knatterte ein gewaltiges, ununterbrochenes Gewehrfeuer; dort stand der rechte Flügel einer andern Division. Das war alles, was wir sahen, wenigstens kann ich mich nicht erinnern, sonst etwas beobachtet zu haben. Wir standen wartend und schauten auf das wunderbare Schauspiel.

In den Augenblicken tiefer Erregung, wenn ein erhabener Affekt uns innerlich bewegt, wird zuweilen der Geist, als gingen denselben die Vorgänge des Herzens nichts an, allmählich abgelenkt, schweift umher und überläßt sich kindischen, seltsamen Gedanken und Bildern, als ob die hinschwindende Stunde nur eine gewöhnliche, müßige Zeit des täglichen Lebens wäre. So dachte ich, indem mein Auge auf einen fernen Glockenturm fiel: Es ist Sonntag: die Leute haben sich heute früh in ihre Festtagsgewänder gekleidet, sind fröhlich die Straße entlang zur Kirche gegangen und haben dann ruhig und zufrieden ihre Geschäfte wie sonst besorgt.... Für sie ist dieser Tag gleich allen andern.... Ob sie wissen, was hier geschieht? Doch sind ja Mütter unter ihnen, deren Söhne Soldaten sind... Und wie ich mich in diesen Gedanken vertiefte, sah ich alle jene Frauen andächtig betend in der Kirche knieen; ich durchforschte ihre Züge und sagte: „Jene dort, das ist die Mutter eines Soldaten," und bei jedem Kanonenschuß sah ich sie zittern und erblassen.

Plötzlich sprang ein Sergeant, der neben mir auf dem Boden saß, auf, ging einige Schritte mit hoch gehobenem Kopf, lächelndem Angesicht und weit auf die fernen Berge gerichteten Blicken; dann streckte er den Arm aus, zeigte mit dem Finger dorthin, zögerte eine Sekunde, schaute die Gefährten an und rief mit lauter, heller Stimme: „Kinder! Kommt her!" — Viele sprangen empor und eilten zu ihm. „Seht," und dabei hielt er immer den Arm, den Finger ausgestreckt, „seht ihr jene Türme dahinten, jene Häuser?" „Wo, wo?" fragten andre, hinzudrängend. „Dort, dort, wohin ich zeige." „Ich sehe es," meinte einer. „Ich auch! Ich auch! Ja, wir alle. Nun?"

„Nun!" antwortete seine sonore, bebende Stimme, „das ist Verona!"

„Verona! Verona!" riefen alle, in die Hände klatschend.

Die Nachricht verbreitete sich; in einer Minute war das ganze Bataillon da, alle wandten die Augen nach jener Richtung, streckten die Arme nach jenen Türmen aus und schauten dahin, wie man schaut, wenn ... Sind Sie wohl je einmal lange von Ihrer Mutter getrennt gewesen? Als Sie dann ihre Ankunft erwarteten, hat Ihr Auge sehnsüchtig die Straße hinunter gesehen, wo sie kommen mußte, und als Sie endlich ganz fern einen schwarzen Punkt und ein weißes Staubwölkchen entdeckten und ein Hörnerklang Ihr Ohr traf, gnädige Frau, was haben Sie da in Ihrem Herzen gefühlt? Dasselbe was wir empfanden, da unsre Augen sich an jenen ersehnten Türmen weideten und wir jenen teuren Namen jauchzten.

Die vier Bataillone des Regiments waren nun dort oben. Mit einemmal erschallt ein lauter Ruf, alle Soldaten springen auf, die Offiziere kommandieren: „Auf den Posten!" Die Kompanien formieren sich, völlige Stille. Ein neuer Ruf, und alle Offiziere wiederholen: „Pflanzt die Bajonette auf!" Die vier Bataillone gehorchen schnell und wieder tiefes Schweigen. — Was ist das? Was ist geschehen? fragt sich ein jeder. Ein Adjutant des Obersten sprengt zu unserm Major und sagt ihm etwas ins Ohr. „Vorwärts!" kommandiert der Major. Das Bataillon setzt sich in Bewegung, überschreitet den breiten flachen Gipfel des Berges, steigt den Abhang nach der Richtung der Feinde zu hinab. Die in den hintern Reihen Marschierenden, zu denen auch ich gehöre, machen lange Hälse und wenden die Köpfe nach rechts und links, um zu entdecken, wohin es geht, aber es gelingt ihnen nicht, etwas zu sehen: die erste Kompanie hemmt ihnen den freien Umblick. Ich schaue zurück und bemerke, daß die andern Bataillone langsamen Schrittes von ferne folgen. An einer Stelle, wo die letzte Kompanie sich auf einer Anschwellung des Terrains befindet, sehe ich in der Entfernung zwischen den Bäumen eine Bewegung, ein Blitzen ... In demselben Moment höre ich auch ein furchtbares Krachen und zur Rechten, zur Linken, unter mir, über mir, überall ein schreckliches Zischen, ganz nahe herzzerreißende Wehrufe und dann das alles übertönende Kommando: „Fällt das Gewehr!" Das in Unordnung geratene Bataillon stürzt weiter im Laufschritt. Ein lauter Ruf erschallt nun: „Hurra Savoyen!" Das Bataillon jubelt den Ruf zurück wie Ein Mann und drängt weiter mit unglaublicher Geschwindigkeit. Man sieht nichts als Pulverdampf; ein neuer Krach, wiederholtes Zischen; vorwärts, vorwärts! „Halt!" Das war das Signal zum Halten!

Wo ist der Feind? Wo sind wir? Was geht vor? O,

welch ein Rauch! Das ganze Bataillon ist ja auseinander geraten. Da ist ein Haus. Es scheint, als ob sie von dort heraus schießen. „Fällt das Gewehr!“ hört man noch verworren zwischen den Flintenschüssen hindurch: das Bataillon eilt voran. Wohin geht es; über was geht es fort? Man sieht nichts. Ach, hier ist eine Thür; hinein mit gefälltem Bajonett! Ein Hof — die Feinde — ein Banner — frisch — darauf! Um die Fahne hat sich ein Wall von Leibern gebildet, starrend von bewegungslosen Bajonetten. Die ersten, zurückgestoßen, senken sich; auf die andern, fest, gleich gemauerten Säulen, wirft sich der wütende Angriff, und hier rast ein schneller Sturm von wuchtigen, schallenden Hieben; die Bajonette treffen und kreuzen sich klingend, zerbrochene Flintenkolben krachen, dazwischen in der Kehle erstickte Wehrufe und abgerissenes Aufstöhnen, und immer wütender dann, immer furchtbarer fallen die gewaltigen Hiebe, die Waffen werden hoch gehoben, das Handgemenge verdichtet sich, die Kämpfenden drängen näher aneinander; es bilden sich verworrene Gruppen der einen und der andern, dicht, gedrückt, gepreßt, Leib gegen Leib; die Soldaten fassen die Bajonette fester, greifen sich gegenseitig an die Kehlen, umschlingen sich mit Armen und Beinen, lösen sich, fallen, stehen wieder auf mit blutigen, bloßen Köpfen, aufeinandergebissenen Zähnen, der eine spürt im Gesicht den heißen Atem des andern; jeden Augenblick erbleicht ein Antlitz im Tode, sinkt ein Haupt rückwärts mit erlöschenden Augen; schon ist der Boden mit Gefallenen bedeckt, die Schutzwehr um das Banner hat sich verkleinert, der Fahnenträger ist in die Brust getroffen. „Nimm du!“ ruft er mit sterbender Stimme — ein andrer hat das Ehrenzeichen ergriffen.

Inzwischen entbrennt der Kampf in allen Teilen des Hauses. Man hört Stöhnen und Geschrei aus allen Zimmern, die Thüren stürzen unter Kolbenschlägen zusammen, der Boden erzittert unter dem Gewicht schwerer Schritte. Die Angegriffenen irren verzweifelnd hin und her, verbergen sich in den Kaminen, hinter den Möbeln, den Thüren; die Angreifer kommen mit Jubelgeschrei, zerstreuen sich, suchen, durchforschen, entdecken sie, treiben sie aus den Verstecken, ziehen sie fort, Dielen und Treppen mit Blut befleckend; die Besiegten ergeben sich nicht, die Gefangenen reißen sich los, eilen an die Fenster und stürzen sich in den Hof oder Bajonettstiche treffen sie in den Rücken und sie ruhen als Leichen auf dem Fensterbrett; einige suchen über die Dächer zu entkommen; andre, verwundet oder bluttriefend, schleppen sich kriechend aus dem Gedränge. Die Ver-

teidiger der Fahne, nur noch ein kleines Häuflein, sind in der äußersten Not. „Ergebt euch!“ rufen die Unsrigen. „Nein, nein!“ antworten sie mit erstickender Stimme, „den Tod, den Tod!“

Plötzlich erschallt ein so lauter Schrei, daß das Haus erbebt, und in demselben Augenblick springt ein Soldat mit hochgetragener Stirn, leuchtenden Blickes, zerrissen und blutend aus dem furchtbaren Handgemenge: hoch schwingt er das feindliche Banner. „Hurra!“ wiederhallt es von allen Seiten. Da — ein Trompetenstoß! „Was? Was war das? Rückzug? — Wie? Warum? — Das ist unmöglich: Still!“ Und wieder der Trompetenstoß, und die vernehmbare Stimme des Majors: „Rückzug! Zurück? Wir? Jetzt? Weshalb? Das ist ein Irrtum! Ganz unmöglich!“ — Wir sind draußen, der Major deutet die Richtung der Straße an, die andern Bataillone marschieren schon. „Ewiger Gott! Wir sind im Rückzug! Hauptmann! Hauptmann! ums Himmelswillen warum?“ Der Hauptmann, ohne zu sprechen, wendet sich nach der Seite der Feinde und streckt den Arm nach der Ebene aus, als wollte er etwas andeuten. Ich blicke dahin: Hinter uns nähert sich eine endlose feindliche Kolonne, in weiter Ferne mit der grünen Landschaft verschmelzend.

„Aber, Hauptmann, Hauptmann! Die andern Korps, die andern Divisionen? Wo sind sie? Was thun sie? Warum kommen sie nicht?“

Er zuckte die Achseln.

„So sind wir also geschlagen!“ rief ich mit verzweifelnder Stimme.

„Es scheint so.“

Ich blickte auf meine Soldaten, auf die österreichischen Truppen, ich blickte auf Villafranca, auf die wunderschöne lombardische Ebene, auf den schönen Himmel, die schönen Berge. „O, mein armes Vaterland!“ rief ich, ließ den Degen auf die Erde fallen . . . und weinte wie ein Kind. —

Die Dame neigte die Stirn in ihre Hand und dachte nach.

Ein Marsch im Sommer.

Es war ein schöner, wolkenloser, windstiller Augusttag. Die Straße, auf welcher das Regiment marschierte, dehnte sich endlos lang und gerade aus, dicht mit feinem Staube bedeckt, der, sich in Wolken erhebend, in Augen, Mund und Kleider drang, der Haare und Bart grau färbte. Kein Baum, kein Gebüsch, keine Handbreit Schatten auf dem Wege, kein Tropfen Wasser. Die Gegend ringsumher war trocken, dürre, wüste, die wenigen hier und da zerstreuten Häuser schienen unbewohnt. Das Auge konnte weder auf der Straße, noch auf Mauern oder Feldern ausruhen, so blendete die Sonne. Man wanderte gesenkten Hauptes mit halbgeschlossenen Lidern. Kurz, es war ein wunderschöner Augusttag und ein sehr schlechter Marschtag.

Das Regiment hatte sich vor einer Stunde erst auf den Weg gemacht. Trotz des Staubes und der erstickenden Hitze waren die Soldaten noch so frisch und munter wie im Augenblick des Ausrückens. In zwei Reihen marschierten sie rechts und links auf der Straße, von der einen zur andern Seite tönten in schlagfertiger, schneller Wechselrede Witze, Neckereien, drollige, seltsame Redensarten, zuweilen auch munteres Lachen oder ein lautes Händeklatschen, dem dann immer der energische Ruf folgte: „Achtung, aufgepaßt, Ordnung!“ um für den Augenblick Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Von drei, vier oder fünf Stimmen hörte man hier ein munteres toskanisches Ritornell singen, dort die pathetische Romanze des südlichen Italiens, weiterhin das kriegerische Lied der Alpen; einige stimmten eine neue Weise an, andre Melodien verhallten ausklingend, tausend verschiedene Accente und Dialekte folgten und mischten sich. Der Marsch ging durchaus nach der Norm des Reglements: die Reihen geschlossen, der Schritt, die Hal-

tung frei, die Offiziere auf ihren Posten. Alles in Ordnung, alles wie sich's gehört. Sehr gut! Und so marschierte man weiter und marschierte . . .

Aber — seht einmal den zweiten Mann der ersten Reihe, wie er anfängt, Distanz zu verlieren! „Ich will ihn gleich in Ordnung bringen: Mensch, willst du aufschließen oder nicht?" . . . Er gehorcht.

Weitere zwölf Schritte. „Wieder einer! Ich tränk's ihm ein! Wollt Ihr wohl an Eurem Platz Distanz halten? Da die Queue! Zum Henker! Schnell aufgeschlossen dort unten! Laufschritt!"

Ein schneller Lauf, bei dem die ledernen Trinkflaschen an die Seiten schlagen, die Patronen laut in den Taschen tanzen, Verwirrung, ein Staub, der alles einhüllt, alles bedeckt . . . Der Nachtrab hat aufgeschlossen. „Man kann sich die Lunge aus dem Leibe reden, es ist gar nicht zu sagen. Ein schauderhafter Marsch übrigens heute . . . Eine Sonnenglut, die einem das Hirn verbrennt . . . ein Staub, der einem den Atem benimmt . . . dabei diese Straße, die gar kein Ende hat . . . und dieses Käppi. . . . Wenn hier nur wenigstens ein Baum wäre, eine Handbreit Schatten, ein bißchen Wasser! Aber nichts . . . eine wahre Wüste dies . . ."

Die Lieder, denen wir erst zuhörten, sind schon um einen Ton gefallen, die Unterhaltung ist weniger lebhaft, die Reihen sind etwas lockerer. Der Führer des ersten Zuges geht jetzt schon an der Spitze des zweiten, der des zweiten am Ende des dritten. Man sieht, das Regiment marschiert seit drei Stunden. — — Die Straße zieht sich in Windungen weiter. Das Auge kann nicht mehr dem Wege vorauseilen, kann nicht sich auf den Dächern eines fernen Dorfes, dem Turm einer kleinen Kirche, auf irgend einem Anzeichen bewohnter Gegend ausruhen, die vielleicht einen Haltepunkt, eine Erholung, ein Aufatmen . . . einen Augenblick neuen Lebens verspricht. Man sieht kaum hundert Schritte voraus. Nur frisch weiter! Noch fünf Minuten und wir sind bei einer Wendung. Wer weiß, ob da nicht, wenn auch in weiter Ferne, eine Ortschaft mit einem Wäldchen auftaucht, wo wir Halt machen. Die Hoffnung belebt die Kraft: man beschleunigt den Schritt; nun sind wir an der Biegung; man eilt, um bald die neue Richtung vor sich zu haben, reckt den Hals, strengt erwartungsvoll den Blick an . . . Häuser? Bäume? Dörfer? Haltepunkt? — Nichts! Straße, Straße und immer noch Straße. Oh, Entsetzen! — Das Kinn fällt auf die Brust herab, die Augen senken sich zu

Boden, die Rücken neigen sich unter der Last der Tornister, die durch das letzte Drängen geschlossenen Glieder öffnen sich wieder; der Nachtrab gibt das Marschtempo an.

Der Führer des ersten Zuges geht an der Spitze des zweiten, der Führer des zweiten geht an der Spitze des folgenden; der Hauptmann . . . ja, wo kann der Hauptmann sein?

Die Lieder von vorhin sind um zwei Töne herabgestimmt. Es wird gesungen, weil man einmal dabei ist; an ein Anfangen würde vielleicht jetzt niemand denken. Der Dialog schleppt sich mühsam hin, die Scherze haben kein attisches Salz mehr. Ach! Man sieht, daß das Regiment seit vier Stunden marschiert.

Und immer noch geht es weiter, immer weiter. Die von der Sonne verbrannten Gesichter sind schweißüberströmt, entstellt, die Hände werden schwer, die Fußsohlen schmerzen, die ganze Gestalt sinkt nachlässig in sich zusammen; die Tornister gleiten tiefer, die Patronentaschen liegen auf der Hüfte, die Röcke sind faltig und kraus, die Halstücher gelockert, die Käppis werden auf den Hinterkopf geschoben, oder sie fallen auf die Nase. Die von den Sonnenstrahlen schmerzhaft geblendeten Augen heften sich starr auf die Fußspur des vorangehenden Gefährten oder irren sehnend umher nach einem Bächlein, einer Quelle . . . einer Pfütze sogar, das höllische Feuer zu lindern, das im Innern brennt . . . Ach, dieser Durst! Und vor dem schmachtenden Geiste zeigen sich wechselnde, verworrene Bilder von Kaffeehäusern, die man einst — wie glücklich man war — besuchte; die erregte Einbildungskraft sieht die Gäste langsam große Gläser schäumenden, eiskalten Bieres schlürfen; sie schaut Bäche lebendigen Wassers, sprudelnd, weiß erglänzend aus einem Felsen brechen, hört das Murmeln, folgt dem kristallklaren Glanze, wie er sich schlängelnd im Grase verliert. . . . Oh, daß man ihn fassen könnte! — Haben wir die Etappe erreicht, wollen wir uns halbtot trinken! Ich werde in ein Café stürzen, eine, zwei und drei Flaschen auf einen Zug leeren.

Und weiter, weiter! Die Lieder hörten auf, die Unterhaltung ist erstorben. Ein erzwungener Scherz entfällt manchmal der Lippe der Kräftigsten; vergebens; eisiges Schweigen empfängt ihn. Man marschiert ganz still. Viele aus den ersten Reihen gehen hinkend zwischen den letzten. Die Stärksten von der Queue wandern an der Spitze, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen sind. Die Züge haben sich miteinander vermischt.

„Auf eure Plätze! Donnerwetter! Auf eure Posten! Rennt

man dies Marschieren?" . . . Sie hören nicht; ebensogut könnte man die Mauern anschreien. —

„Ha, du! warum stehst du still? Vorwärts, Mut, auf!" — „Herr Leutnant, ich glaube, ich kann nicht mehr." — „Nichts da, steh' auf! Weiter! . . ." Vergebens: er schläft schon. — „Aufgeschlossen, ihr andern da drüben! Mut, wir haben jetzt nicht mehr weit!"

„Ja, ja, nicht weit! So heißt es immer! — Aber Halt wird nicht gemacht. — Und die Suppe heute morgen war wie Wasser. — Der Sold ist uns noch nicht ausbezahlt . . . Hätten wir bei dieser Hitze nicht früher ausrücken können! . . . Und immer kein Halt! . . . und die Suppe . . . und der Sold . . ."

„Platz! Platz! — Was ist? Wer kommt?" Ein eiliges Pferdegetrappel, eine dichte Staubwolke . . . Vorüber! Das war ein Offizier vom Generalstab.

„Ja wohl, das sind die, die uns rennen lassen. Freilich, so vom Pferde ist es höchst bequem, den Fußsoldaten: Vorwärts! zuzuschreien. — Er sollte mir mal den Tornister tragen. . . . He, du, heb' deine Beine auf; es gibt wohl noch nicht Staub genug, nicht wahr?" — — Viele stehen still, viele gehen langsamer, um die eigne Kompanie vorüber zu lassen und unbemerkt zurückzubleiben; die Stimme der Vorgesetzten klingt ärgerlich; sehr selten erschallt ein Befehl. — Der Führer des ersten Zuges . . . Ja, wo ist der Führer des ersten Zuges? Ach, man sieht wohl, das Regiment marschiert seit fünf Stunden.

O, was ist das? Man hört ein Trompetensignal, dem die ganze Kolonne aufatmend mit einem Ruf der Erleichterung antwortet. Alle machen Halt; große Verwirrung, ein buntes Durcheinander folgt; im Nu sind die Tornister abgenommen, die Gewehre hingeworfen, die Mützen rollen durcheinander in die Gräben, alle stürzen eilig rechts oder links . . . In zwei Minuten ist das Regiment zerstreut . . . Im Graben, jenseits der Straße, überall dichtes Gedränge, lautes Rufen, Ellbogenstöße und Zank um eine Handbreit Schatten, um etwas Gras. Auf den Feldern laufen die Durstigsten umher, Wasser zu suchen, begegnen einander und halten sich auf wie ein Ameisenzug vor einem Baumstamm; klägliche Stimmen bitten um einen Trunk, ärgerliche verweigern denselben, geben ungern nach, in eifersüchtiger Gier reißt einer dem andern den Holznapf aus der Hand. . . . Allmählich verringert sich der Tumult und die Bewegung, Ruhe wird hergestellt; alle liegen auf eine oder die andre Weise ausgestreckt im Schatten, alle schließen die

Augen.... Noch eine Minute — und das ganze Regiment wird schlafen.

„Platz, Platz, Jungen! Gebt Raum! Hör' einmal du da, nimm dich in acht, daß das Rad nicht über dich weggeht!... Du, räum' doch den Tornister fort... Laßt mich durch..." Ach, da ist der Lebensbringer, der Freund, der Brave, die Vorsehung, der Marketender!

Die Schläfer ermuntern sich, strecken die Arme aus, reiben sich die Augen, stützen die Ellbogen auf die Erde; nun stehen sie auf ihren Füßen, laufen zum Karren, umdrängen denselben lärmend wie die Meereswogen ein Schiff im Sturm. Hunderte von Händen sind hoch aus dem Gewühl gehoben, die Arme recken sich empor, Münzen werden gegeben und empfangen, und dazwischen tönen zornige Klagen, daß man seit einer Stunde dastehe und nichts bekomme, bald drohendes, bald bittendes Fordern... Der arme Mann keucht, schwitzt, pustet, verlangt ein wenig Platz, Geduld...

Ein neuer Trompetenstoß: das Alarmsignal! — Ihm folgt staunendes, unzufriedenes Murren: „Man hat nicht Zeit, einen Bissen hinunterzubringen... Dann hätte man eben so gut gar nicht Halt zu machen brauchen. — Sie wollen uns zu Grunde richten. — Ein wahres Hundeleben!" — Das Gedränge um den Marketender zerstreut sich allmählich; mühsam richten sich in den Gräben einige zum Sitzen auf, andre erheben sich langsam, schwerfällig, noch zögern jene, um einen letzten Augenblick der Ruhe zu genießen; zuletzt stehen doch alle wieder in Reih und Glied mit den Tornistern auf den Schultern. Noch ein Signal! Die erste Kompanie setzt sich in Bewegung... die zweite, die dritte... Das ganze Regiment ist auf dem Marsch... „Auf den Plätzen bleiben! Zum Kuckuck, fangt mir nicht die Wirtschaft von vorhin wieder an!"

Eine halbe Stunde hindurch geht der Marsch etwas besser, obgleich nach der kurzen Ruhe die Glieder sich schmerzhaft fühlbar machen, und nicht alle ihren Durst befriedigen konnten... Seht aber die Queue! „Wollt ihr wohl aufschließen?" Die Reihen sind richtig formiert, die Nachzügler haben sich wieder bei ihren Kompanien eingefunden, die Offiziere sind auf ihren Posten... „O, wie die Sonne auf den Köpfen brennt! Eine afrikanische Hitze! Es ist nicht auszuhalten! Die Füße werden fortgezogen, man hat nicht mehr die Kraft, sie recht aufzuheben; die Arme hängen matt, der Gürtel gleitet tiefer, die Gurte der Tornister schneiden in die Schultern, der

Rock drückt den Magen . . . Und immer noch nicht die Etappe erreicht! Wohin wollen sie uns denn eigentlich führen?"

„Ein Brunnen! ein Brunnen!" Ein lauter Ruf der Freude grüßt die Ankündigung. Die Reihen lösen sich, alle stürzen heran; fünf, sechs, zehn zusammen liegen über dem Trog, suchen an das Wasser zu kommen mit Stößen, Drängen, Schreien, Schlägen. — „Auf eure Posten, Donnerwetter, auf den Posten!" — ruft befehlend ein erzürnter Offizier. Die Menge eilt auseinander nach verschiedenen Richtungen; viele mit dem durch das Wasser beschwerten Magen bemühen sich umsonst, ihre Stelle zu erreichen, andre, die keuchend, nach eiligem Laufe, dorthin kommen, sind bald gezwungen, stehen zu bleiben; einige zögern einen Augenblick, vielleicht nur um dem gesegneten Wasser einen letzten Sehnsuchtsblick zuzuwerfen . . . Die Kräfte schwinden, die Lücken vermehren sich, die Erschöpften sinken in die Gräben, alle wanken . . . Da plötzlich, bei der Wendung der Straße, sieht man einen Kirchturm, ein Dorf! Das ist die Etappe, der Haltepunkt! Die Nachricht verbreitet sich im Nu durch alle Glieder; die Wirkung ist wunderbar, die Kräfte fühlen sich neubelebt, die Reihen schließen, die Kompanien formieren sich; die Zurückgebliebenen eilen nach; alles ist mit einem Schlage verändert. Die Musik ertönt, wir erreichen das Dorf, marschieren hinein. Die Schwellen der Werkstätten, die Straßen, die Balkone füllen sich mit Schaulustigen; Frauengesichter mit dem Ausdruck mitleidiger Neugierde schauen von den Fenstern auf uns herab: „Die Armen! wie sie müde sein müssen!" — Ach, die Wirkung dieser Blicke! Wer krumm ging, richtet sich mit Anstrengung auf; wer hinkte, versucht einen festen Gang; wer ermattet hinsinken möchte, schleppt sich weiter . . . „Ha, du da drüben, wohin willst du?" — „Einen Schluck Wasser, Herr Leutnant." — „Nichts da, nichts da; am Platz geblieben!" — „O, die Grausamen!" — murmeln mitleidige Mütter — „wie sie die armen Jungen behandeln! Nicht einmal einen Trunk Wasser!"

Das Regiment ist vorüber; es hat die Waffen abgelegt, die Zelte aufgeschlagen . . . Welch' munteres, lustiges Lager! Und denkt es denn nicht mehr an die Mühsal und Ermüdung des Marsches? Ach! . . . nicht einmal im Traum.

Sein Bursche.

Seit vier Jahren lebten sie miteinander und keinen einzigen Augenblick hatten sie vergessen, daß der eine Offizier, der andre Soldat war. Immer zeigte sich der eine soldatenhaft strenge, immer der andre soldatenhaft respektvoll. Aber sie hatten sich lieb mit jener rauhen, naturwüchsigen, stummen Zuneigung, die nie prahlerisch auftritt, sich nicht einmal kund gibt, die eine Aufwallung von Zärtlichkeit unter einer Miene der Unhöflichkeit verbirgt, die sich im Schweigen beredsam, im Sprechen ungeschickt zeigt, die Schmeicheleien haßt und die, wenn sie am liebsten weinen möchte, die Lippen fest zusammenpreßt und die Thränen herunterschluckt, um nicht schwach zu scheinen. Beide verkehrten miteinander in sehr lakonischer Form: sie verstanden sich mit einzelnen Silben, mit Blicken, mit Gebärden; als gemeinsamer Dolmetscher diente die Uhr, die in genauer Disziplin alles regelte, selbst Worte und Schritte; „Sonst Befehle, Herr Leutnant?“ — „Nein.“ — „Kann ich gehen?“ — „Ja.“ — So lautete die tägliche Abschiedsformel, nie wurde mehr dabei gesprochen. Und so waren die Tage, die Monate, die Jahre — vier Jahre — verflossen — im Quartier, zu Hause, im Lager, auf dem Marsch, im Kriege, und allmählich, ihnen selbst fast unbewußt, erblühte in ihren Herzen eine tiefe, ernste Zuneigung. In ihrem knappen Verkehr, in ihrer militärischen Redeweise, in dem flüchtigen Austausch der Blicke, mit dem der eine ausdrückte: „Thu' dies“ — und der andre: „Ich weiß“ lag für den, der die Natur der beiden kannte, so viel Freundlichkeit, so viel warmes Gefühl, so viel Herz, daß damit verglichen der wortreichste Erguß von Zärtlichkeiten verblaßt wäre.

Seite an Seite hatten sie in ernsten, feierlichen Augenblicken auf dem Felde gestanden, wenige hundert Schritte von den feindlichen Kanonen, und bei jedem Zischen einer Granate hatte der eine schnell mit den Augen den andern gesucht, und wenn er ihn gesehen, aufseufzend gedacht: Auch die wäre glücklich vorüber. Sie hatten miteinander in kalter, regnerischer Nacht auf Vorposten gewacht, die Füße in Sumpf, den schneidenden Wind im Gesicht, und am Morgen bei der Ablösung ein Lächeln ausgetauscht, als wollten sie sagen: Nun geht's ins Lager zurück, freue dich, du kannst dich ausruhen. Oft im Sommer während der langen, heißen Märsche hatten sich beide zu gleicher Zeit umgewandt, um die Meilensteine zu zählen, und wenn derselben mehr als vierzig waren, wohl bei den letzten angekommen, einen Blick glücklichen Trostes gewechselt, der dann bedeutete: Noch zwei — noch einer — wir sind da. Am Abend, im Kriege, wenn die Seele sich schon auf die Flintenschüsse vorbereitet, die uns in der Nacht wecken können, wenn der eine von ihnen unter dem Zelte lag und der andre den Mantel über ihn breitete, um ihn vor der nächtlichen Kälte zu schützen, dann hatte der Soldat beim Fortgehen gesagt: „Gute Nacht, Herr Leutnant," und dem Offizier war es so vorgekommen, als habe jene Stimme leicht gebebt, als sei das letzte Wort nicht ganz ausgesprochen, und seine Erwiderung klang ebenso. Und weiter, wenn der eine dem andern einen Brief gereicht und dieser ungeduldig die Hand nach demselben ausgestreckt hatte, dann war ein freudiges Lächeln über die beiden Gesichter geflogen: Es ist ein Brief von Hause; ich kenne die Handschrift von deiner Mutter! So hatte dann der eine in Gedanken gesagt und der andre geantwortet: Danke, du hast meine Freude schon vorempfunden.

Nach solchen kleinen Zwischenfällen nahmen beide ihre ernste, schweigsame Art wieder an. Nie, wenn der geschulte Soldat vor dem Vorgesetzten erschien oder sich verabschiedete, hatte er vergessen, die Hand mit entschlossener Gebärde an seine Mütze zu legen, den Kopf hoch gehoben ihn fest anzusehen, aufrecht und unbeweglich, und immer, wenn er fortging, war seine „Hinter-Fronte" durchaus reglementsmäßig gebildet.

Sie lebten erst seit vier Jahren zusammen, aber die Dienstzeit des Soldaten, der im ersten Jahre derselben Bursche geworden war, näherte sich ihrem Ende.

Dem Kommandeur des Korps kam die Ordre zu, seinen Jahrgang zu verabschieden.

An dem Tage wechselten jene beiden wenig mehr als die

gewöhnlichen Worte, doch sprachen ihre Herzen. „Sonst Befehle?“ „Nein ... Dein Jahrgang wird entlassen, du kannst in zehn Tagen abreisen.“

Es folgte eine kurze Pause, ohne daß sich ihre Augen begegneten ... „Kann ich gehen?“ „Geh’ nur.“ Dies heute hinzugefügte „nur“ war ein bedeutender Fortschritt der Zärtlichkeit.

Ihre Herzen empfanden Schmerz, aber nicht in gleicher Weise. Beide verloren einen Freund, ja sogar mehr als einen Freund, einen Bruder; doch der eine blieb, der andre kehrte nach Hause zurück. Und das war ein großer Trost. Nach Hause! Nach so langen Jahren, so vielen Gefahren, nachdem er so oft am Abend, im Felde, wenn die langgezogenen melancholischen Töne des Zapfenstreiches ausklangen, wenn die Lichter unter den Zelten verlöschten und in der ganzen beweglichen Stadt aus Leinwand, eben noch so munter belebt, tiefe Stille herrschte; nachdem er dann so oft, in jenen Augenblicken trüber Schwermut, den Kopf in die Hände gestützt, an seine Mutter gedacht und sich gefragt hatte: Was mag sie wohl jetzt thun? — Nach Hause! Nachdem er so oft beim Anbruch der Nacht im Biwak den bekannten Volksliedern gelauscht, die aus den Gruppen seiner Landsleute erschallten, jener Lieder, die man einst daheim gesungen, im Sommer, wenn sie auf freiem Felde, auf der Tenne wachten und er zwischen all’ den Stimmen der Freunde und Verwandten die eine so deutlich, so klar, so silbern heraushörte, daß sie gleich den Weg zu seinem Herzen fand; nachdem er so oft jene Lieder als einen Gruß der Fernen empfunden ... Zurückkommen! Unerwartet heimkehren! Das Dorf, die Häuser wiedersehen! Von weitem schon wird er das Dach erkennen, den Schritt beschleunigen, atemlos das Gärtchen erreichen; die inzwischen erwachsene Schwester, der kleinste Bruder, nun ein Jüngling geworden, sehen ihn zuerst; auf ihr Freudengeschrei eilen die andern herbei, umringen ihn, dann reißt er sich los, stürzt ins Haus, ruft die alte Mutter, sie tritt ihm entgegen mit ausgebreiteten Armen, die Augen voll Thränen, er umfaßt sie, und wie ihr Kopf an seinem Herzen ruht, empfindet er die größte, die reinste aller menschlichen Freuden — ach! das sind Augenblicke, die im Ausmalen schon jede Bitterkeit stillen, jede Wunde heilen.

Nichsdestoweniger aber dachte der gute Junge daran, daß er sich zu gleicher Zeit von seinem Leutnant trennen sollte. Auch legt ein tüchtiger Soldat, der mit Lust und Liebe diente, nicht den groben Rock ab, den er so manches Jahr als Decke

oder Kopfkissen benutzte, der ihm so manche Arbeit mit Bürste, Faden und Seife kostete, ohne eine gewisse Wehmut, ohne eine gewisse widerwillige, unruhige Zuneigung zu demselben zu fühlen, gerade, als ob er sich von einem Freunde trennte, der ihm einen bösen Streich gespielt hat und dem er eigentlich Grobheiten sagen wollte, aber den er im Grunde achtet und liebt. Die Taschen hinten, in denen er im Arrest beim Erscheinen des wachthabenden Offiziers die Pfeife versteckte, wie oft, bis er endlich die Gewohnheit verlernt, wird er sie noch mit den Händen suchen... Wie ärgerlich, sie nicht mehr zu finden.

Der Leutnant war recht gedankenvoll geworden und hatte der gewöhnlichen Formel kein Wort mehr hinzugefügt. Der Soldat folgte seinem Beispiel. Ihre Blicke nur begegneten sich häufiger und schienen einander zu sagen: „Ich weiß, du bist traurig.“ Der Bursche besorgte alle seine Obliegenheiten langsamer, um sich länger im Hause aufzuhalten und sich in den letzten Tagen für die nahe Trennung einigermaßen schadlos zu halten. Zuerst ging er mit einer gewissen Langsamkeit vor, dann mit einer offenkundig absichtlichen, zuletzt gab er sich den Anschein Tische und Stühle immer wieder abzuwischen, aber meistens in wehmütige Gedanken vertieft, bewegte er das Staubtuch hin und her, ohne etwas zu berühren. Inzwischen stand sein Herr mit gekreuzten Armen vor dem Spiegel, der das Bild des Soldaten zurückwarf, verfolgte aufmerksam dessen Bewegungen, dessen wechselnde Gesichtszüge und vermied dessen Blick, indem er schnell wie zerstreut die Augen zur Decke hob.

„Kann ich gehen, Herr Leutnant?“ — „Ja, geh' nur.“ Er verließ das Zimmer, war jedoch kaum zwei Stufen herunter, als ein eiliger Ruf ihn umkehren ließ: „Herr Leutnant befehlen?“ — „Nichts, ich wollte dir sagen... nein, nichts — du kannst es morgen thun, geh' nur.“ Vielleicht hatte er den Burschen nur zurückgerufen, um ihn noch zu sehen, denn, nachdem er wirklich gegangen, schaute er immer noch auf die Thür.

Der Tag der Trennung war da. Der Leutnant saß zu Hause an seinem Tischchen. In einer halben Stunde mußte der Bursche Abschied von ihm nehmen und abreisen. Er blies die Tabakswolken hoch empor und folgte achtlos mit dem Blick den langsamen, wirbelnden Kreisen, die sich in der Luft auflösten. Der Rauch machte seine Augen thränen, und wenn er dieselben von Zeit zu Zeit mit der umgekehrten Hand abwischte, wunderte er sich über die großen Tropfen, die ihm fast das Ansehen eines Weinenden gaben. Er schrieb die ganze Erscheinung dem Rauche zu, wollte sich über die eigne Bewegung

täuschen, sich vor sich selbst verstellen und die Zigarre statt des Herzens verantwortlich machen. Er dachte: Nun ja, das stand zu erwarten. Was hilft's, sich darüber zu grämen? Wußte ich nicht gleich, als ich ihn nahm, daß es nicht ewig dauern würde? War es mir nicht wohl bekannt, daß die Dienstzeit fünf Jahre beträgt? Daß dieser Mensch ein Haus, eine Familie hat, zwischen der er aufgewachsen ist, von der er sich unwillig trennte, zu der er mit Freude zurückkehrt? Sollte ich mir einbilden, daß er um meines schönen Gesichts willen noch ferner dienen wollte? Ich würde ja ein Egoist sein . . . Ich bin es auch. Welch Band der Dankbarkeit verbindet ihn mit mir? Was that ich für ihn? Was schuldet er mir? O, wahrhaftig ungeheuer viel! Ich habe ihn ja immer nur unfreundlich behandelt. Immer stand ich mit dem verfluchten Gesicht eines Inquisitors vor ihm. Ja, das ist nun einmal so mein Temperament; was kann ich dagegen machen? Es hilft nichts: ich kann die Worte nicht finden, gewisse Dinge zu sagen. Und dann . . . man braucht sie nicht zu sagen, aber ich hätte ihm doch ein menschliches Gesicht zeigen können. Nun geht er fort. Er kehrt nach Hause zurück, um auf dem Felde zu arbeiten, sein früheres Leben wieder anzufangen; allmählich wird er alle militärischen Gewohnheiten ablegen und alles vergessen . . . sein Regiment, seine Kameraden, seinen Leutnant. Schadet nichts, mag er glücklich sein! Aber kann ich ihn denn vergessen? Wie lange Zeit werde ich brauchen, mich an ein neues Gesicht zu gewöhnen! Wie oft, wenn ich am Morgen erwache, werde ich noch meinen, ihn eifrig beschäftigt dort in der Stubenecke zu sehen, ganz still, fast ohne sich zu bewegen, um mich nicht vor der Zeit zu wecken! Wie manches Mal werde ich ihn noch bei Namen rufen! So viele Jahre des Beisammenseins, der ergebenen Anhänglichkeit, des treuen Dienstes und dann ihn so mit einemmal gehen zu lassen! Bah, das ist unser Beruf, das hilft nichts, man muß sich hineinfinden . . . Welch guter Junge! Welch braves Herz! Wenn manchmal auf dem Marsche ich ermüdet, von der Sonne durchglüht, vom Staube erstickt, einen Moment stillstand und mich nach einem Trunk Wasser sehnte, sah ich plötzlich eine lederne Flasche vor mir und hörte jemand neben mir sagen: „Herr Leutnant, wollen Sie trinken?" Er hatte sich heimlich aus den Reihen entfernt, war vielleicht weit gelaufen, das Wasser zu holen; in einem Nu zurück stand er nun da, keuchend, schweißtriefend, erschöpft, um aufzupassen, ob ich Sehnsucht nach einem Trunk habe. Im Felde, wenn ich im Schatten eines Baumes einschlief, und die höhersteigende

Sonne mir ins Gesicht scheinen mußte, dann pflanzte eine sorgsame Hand mir einen Busch zur Seite oder errichtete eine Art Zelt, legte vielleicht mehrere Tornister übereinander oder breitete einen Mantel über aufrechtstehende Gewehre aus, und die Sonne belästigte mich nicht mehr. Wessen Hand war das? Die seine, immer die seine! Kaum hatten wir die Etappe erreicht und die Zelte aufgeschlagen nach achtstündigem Marsch, so verschwand er und ich suchte ihn, rief laut durch das Lager, wurde sehr ärgerlich und schalt: Wo ist er denn, wer weiß, wo er sich herumtreibt, was ist das für ein Betragen, wenn er kommt, will ich ihm gehörig den Kopf waschen! — und in diesem Ton weiter. Darauf sah ich ihn in einer Minute schon von weitem ganz gebückt unter einer schweren Last Stroh, mit ungleichen Schritten, wankend nach rechts und links, diejenigen anschreiend, die ihm eine Handvoll wegnehmen wollten, sich in die Stricke der Zelte verwickelnd, über Hecken und Gräben kletternd, über Tornister stolpernd, gegen Schlafende stoßend, die ihn mit einer Flut Verwünschungen überschütteten. Bei mir angekommen, warf er das Stroh auf die Erde, seufzte auf, trocknete sich die Stirn und sagte ganz schüchtern: „Herr Leutnant haben wohl schon auf mich gewartet, nicht wahr? Aber, sehen Sie, ich mußte so weit gehen.“ Dabei breitete er das Stroh auf dem Boden aus, erhöhte es an der einen Seite, legte seinen Tornister als Kopfkissen darunter und fragte freundlich: „Herr Leutnant, geht es so gut?“ Der gute Bursche! — dachte ich dann — ich that unrecht, böse zu sein, und laut sagte ich: „Leg' dich nur auch zur Ruhe, du hast sie nötig.“ — „Aber wird es bequem sein?“ — wiederholte er, „sonst hole ich erst noch mehr.“ — Beim nächtlichen Marsch, wenn mich der Schlaf übermannte, wenn ich von einer Seite der Straße zur andern schwankend mich dem Graben zu sehr näherte, legte sich eine leichte Hand auf meinen Arm und eine leise, ehrerbietige Stimme murmelte: „Nehmen Sie sich in acht, Herr Leutnant, da ist der Graben.“ Immer er!

Und was habe ich denn diesem Menschen Gutes erwiesen, daß er so herzlich für mich sorgt, wie eine Mutter, daß er mir so viel aufrichtige Ergebung widmet? Welch ein Verdienst habe ich, daß er nur für mich da zu sein scheint, daß er für mich, ich weiß es gewiß, sein Leben lassen würde? Dieser arme Junge mit den groben Zügen, den schwieligen Händen, den durch mühselige Arbeit abgehärteten Gliedern, ohne Bildung, ohne Erziehung, des städtischen Lebens ungewohnt, in einer ländlichen Hütte geboren und aufgewachsen, wird sanft

und feinfühlend, wie ein Mädchen, hält den Atem an, um mich nicht zu wecken, zupft mich am Rock, um mich vor einer Gefahr zu bewahren, reicht mir einen Brief behutsam mit den Fingerspitzen, als fürchte er, denselben zu profanieren, und ist glücklich über ein gütiges Lächeln, über einen freundlichen Blick von mir. Worin kann denn der eigentliche Grund von alledem liegen? Ach, man muß doch wirklich erkennen, daß unter der Uniform das Herz anders klopft, als bei Menschen, die nie Soldaten waren. Die Leute meinen immer, daß uns kaum andre Gefühle bewegen, als die, welche unsre Seele im Kriege erregen. Sie wissen gar nicht, daß einem Soldaten nicht allein das Herz nicht altert, sondern sich immer von neuem verjüngt, sich den zarten Empfindungen der ersten Jugend wieder öffnet, daß es in diesen lebt und sich regt, weit mehr, als in den stürmischen, schrecklichen Erschütterungen des Krieges. Ja! Wer nicht selbst Soldat ist, kann gar nicht verstehen, welch Band warmer Zuneigung mich mit meinem Burschen verbindet. Das ist ganz unmöglich! Dazu muß man miteinander viele Nächte im Biwak gelegen, viele heiße Sommermärsche durchgemacht haben, oft zusammen auf Vorposten im strömenden Regen gewesen sein, Hunger und Durst gelitten und dabei immer einen Freund zur Seite gehabt haben, der einem seinen Mantel zum Schutz gegen die Kälte umwirft, der einem die Kleider trocknet, der einem einen Trunk Wasser, ein Stück Brot bietet, dessen er sich selbst willig beraubt. Untergebener, Bedienter! Manche nennen ihn so. Oh! — Mit einer Bewegung der Verachtung — das ist eine Schändlichkeit, eine Entwürdigung! Ja ... denn, wenn dieser Mann auf der Schwelle stehend salutiert und mich mit seinem Blick schüchterner, ergebener Unterwürfigkeit ansieht, so fühle ich, daß mein Zeichen, er möge seine Hand senken, ganz ebenso achtungsvoll ist, wie seine Erhebung derselben ... Und der Mann verläßt mich nun ... ich werde ihn vielleicht nie wiedersehen! Aber nein, ich will ihn einmal aufsuchen: den Namen seines Bezirkes weiß ich: den seines Kirchspiels, seines Dorfes kann ich leicht erfragen und dann überrasche ich ihn, wenn er auf dem Felde arbeitet: Erkennst du mich nicht? rufe ich, und er wird ganz bewegt antworten: „Was sehe ich, Herr Leutnant, Sie hier!" — „Ja, ja! ich sehnte mich danach, dich wiederzusehen! Komm her, guter Junge, laß dich umarmen!" —

In diesem Augenblick hörte er einen langsamen, ungleichen Schritt auf der Treppe, als ob jemand nur zögernd hinaufstiege. Er horchte, der Schritt näherte sich, er fühlte, wie sein

Herz sich zusammenzog, er wandte sich um, — ja, da stand er, — sein Bursche!

Seine Züge waren erregt, die Augen gerötet; er salutierte, trat etwas näher und sah seinen Vorgesetzten an. Der hielt den Kopf von ihm abgewandt.

„Herr Leutnant, ich reise jetzt ab."

„Leb' wohl!" — antwortete dieser, die Lippen nach jedem Wort zusammenpressend und immer nach einer andern Stelle sehend. „Leb' wohl! Glückliche Reise ... komm' gut nach Hause ... arbeite fleißig ... fahre fort als ein so braver, guter Junge zu leben wie bisher und ... auf Wiedersehen!"

„Herr Leutnant!" rief der Soldat mit bebender Stimme und machte einen Schritt auf ihn zu.

„Geh' geh', sonst verpaßt du die Zeit; geh', es ist schon spät, spute dich."

Und er reichte ihm die Hand, die der Soldat kräftig drückte.

„Glückliche Reise ... und, hörst du, denke auch mal an mich. Vergiß deinen Leutnant nicht ganz."

Der gute Bursche wollte antworten, aber statt der Worte brachte er nur ein Stöhnen hervor; er drückte die Hand wieder, drehte sich um, sah die Thür an und dann noch einmal nach dem Offizier, der beständig nach der andern Seite blickte.

„Ach! Herr Leutnant!" — schluchzte er und stürzte fort.

Als der andre allein war, schaute er sich um, richtete das Auge erst auf die Thür, dann stützte er die Ellbogen auf den Tisch, lehnte den Kopf in die Hände — zwei große Tropfen bildeten sich in seinen Augen, glänzten dort einen Augenblick und rollten schnell über seine Wangen, als fürchteten sie bemerkt zu werden.

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, sah die Zigarre an — die war ausgegangen. Ach, diesmal waren es nun doch wirklich Thränen! Da legte er die Stirn auf einen Arm und ließ sie ruhig fließen — er bedurfte solcher Erleichterung.

Die Mutter.

Wenn der Winter allmählich in den Frühling dahinstirbt, dann bieten besonders die Abende jener klaren, ruhigen, windstillen Tage, an denen zum erstenmal Fenster und Thüren weit geöffnet bleiben und die Blumentöpfe auf den Balkon hinausgetragen werden, ein liebliches Schauspiel voll heiterer Poesie; und nicht nur auf dem Lande, ewig von den Poeten besungen, nein, auch in den Städten sind sie herrlich, diese sternklaren, himmlischen Abende. Beim Wandern durch die Straße umwehen uns zuweilen plötzlich linde Hauche, von Wohlgerüchen erfüllt; man weiß nicht woher, von welchen Blumen, welchen Kräutern: es sind unbekannte, unbestimmte Düfte, die Frische, Jugend, neues Leben auf ihren Schwingen tragen, die man sehnsüchtig mit geöffnetem Munde einatmet, die uns Blut und Geist neu beleben: „Welch' herrliche Luft!" rufen wir ab und zu aus und, fast ohne es zu beabsichtigen, ohne uns dessen bewußt zu werden, gehen wir weiter, von Ecke zu Ecke, von Straße zu Straße, bis wir außerhalb der Mauern sind, in den Alleen, im Park, wo wir den Hut abnehmen, um jene milde Frühlingsluft frei unsre Stirn umfächeln zu lassen.

An solchen Abenden kann man es nicht im Hause aushalten und muß man das doch, so stellt man sich wenigstens ans Fenster, blickt auf das ungewöhnlich lebhafte Treiben in den Gassen und ärgert sich, daß man nicht dazwischen sein darf, denn zu rechter Zeit schlafen zu gehen und nicht einmal vom Fenster aus einen so schönen Abend zu genießen, kommt uns wie ein Unrecht vor.

In den Hauptstraßen ist ein wahres Gedränge. Alle Wohnungen stehen leer. Auch die häuslichsten Familien ent-

schließen sich heute, ihr Nest zu verlassen; der Vater tritt ans Fenster, schaut hinunter, blickt zum Himmel empor: „Schönes Wetter!“ ruft er, und sich zu den Seinigen wendend, die ihn erwartungsvoll umstehen, sagt er fröhlich: „Wir wollen ausgehen.“ Nachdem sie dann viel durch die Stuben hin und her gelaufen sind und die Schränke umgeräumt haben, die Hüte und Mäntel im Dunkel zu finden, werden alle Kinder fertig, und die kleine Gesellschaft macht sich auf den Weg. Selbst die alte Großmutter fühlt sich heute um mehrere Jahre verjüngt und geht mit, auf den Arm des verständigsten Enkels gelehnt. Paarweise wandern sie alle durch die Straßen, die Kleinen hüpfen voraus, die Alten haben genug zu thun, sie nicht aus den Augen zu verlieren und den Wagen auszuweichen. Junge Eheleute und Verlobte streifen zusammen durch die stillsten Gassen, die einsamsten Wege der Parks, Arm in Arm; die Köpfe berühren sich fast, und, dicht aneinander gedrängt, haben sie sich unendlich viel zu erzählen, Blicke, Seufzer und Händedrücke auszutauschen und immer, von Zeit zu Zeit die Augen zum Himmel gehoben, rufen sie aus: Wie der Mond heute schön ist! — Die Näherin kehrt aus dem Laden nach Hause zurück, und wie sich die leichte Figur dicht an den Mauern entlang bewegt, thut sie, als ob sie den schwarzen Cylinderhut gar nicht bemerke, der ihr folgt und sicher bei der nächsten, höchst wünschenswert dunklen Straßenecke vor ihr erscheinen wird. Die ärmeren Mädchen, welche von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang in ihrer Stube gearbeitet haben, springen jetzt lustig die Stufen hinunter, treffen auf der Schwelle wartende Nachbarinnen, bilden draußen dichte Gruppen und plaudern eifrig, indem sie die Köpfchen zusammenstecken, wie die Blumen eines Straußes; dabei spielen sie mit der am Gürtel hängenden Schere und antworten auf die geflüsterten Worte vorübergehender Jünglinge mit den Lippen: Unverschämter — mit den Herzen aber leise: reizender Mensch! Die Schultern wenden sie verachtend von ihnen ab, doch finden sie Zeit, mit schnellem Blick sie von Kopf zu Fuß prüfend zu betrachten, wer und wie sie sind. Andre gehen in Paaren, vier oder fünf untergefaßt, bis zur nächsten Straßenecke, lachen und scherzen laut und plaudern auch in freundlich mütterlicher Art mit den Kleinsten, die um sie herumhüpfen. Inzwischen kehren die jungen Burschen aus Fabriken und Werkstätten heim, den Hut schief auf ein Ohr, die Jacke über die Schulter geworfen, einen Zigarrenstummel zwischen den schwarzen Lippen, sie kommen scharenweise die Straße herunter, die neuesten Lieder

summend, begegnen sich mit jenen Mädchen, stoßen sie mit den Ellbogen und blasen ihnen den Rauch ins Gesicht; die stieben schreiend auseinander und legen hustend die Hände über die thränenden Augen. Wilde Buben reißen die Anschläge von den Mauern, Kinder lärmen auf den Plätzen und die Mütter, mit den Kleinsten auf den Armen, zögern, dank der milden Luft und dem heiteren Himmel, mit dem Ruf: Ihr müßt ins Bett. — Auf dem Trottoir an beiden Seiten schallt das laute Zuschlagen der Läden, das Einschieben der eisernen Pflöcke in ihre Ringe, das Klirren der Riegel und die Gutenachtrufe der heimgehenden Arbeiter. Die vornehmen, glänzend erleuchteten Läden bleiben noch offen, an der Schwelle von Neugierigen umdrängt; noch stehen in den Buchläden die wohlbekannten, schnupfenden Litteraten mit langen, ungepflegten Haaren und schwatzen wichtig von Politik oder aufgefundenen Handschriften; noch dringt aus den mit Gästen gefüllten Kaffeehäusern dichter Tabaksqualm und das laute Gemurmel eifriger Stimmen.

An einem dieser schönen Abende war es, als mein Regiment, eben in einer der größeren Städte Italiens angelangt, durch die Gassen zerstreut, darauf wartete, in die ihm bestimmte Kaserne nach dem Ertönen des Zapfenstreichs einzuziehen. Die Soldaten waren noch in voller Marschausrüstung: die Gamaschen über die Hosen geknöpft, die Patronentasche am Gürtel, Brotsack und Trinkflasche umgehängt. Müde vom Marsch, Röcke und Mützen bestaubt, standen sie gruppenweise an den Ecken, die Schultern gegen die Mauer gelehnt, die Arme gekreuzt, ein Bein aufs andre gestützt, oder sie starrten mit staunenden Augen vor den Schaufenstern der Goldschmiede auf die Medaillen und Kreuze jeder Form, denen selbst ergraute Beamte und lang gediente Majore vorübergehend noch einen sehnsüchtigen Blick zuwerfen. Einige hatten sich auch in die Schenken gesetzt, sich mit einem Trunk Wein zu stärken, während die am wenigsten ermatteten Leute durch die Gassen zogen. Alle jedoch, oder die bei weitem größere Zahl, schwiegen und sprachen nur leise, teils der Ermüdung und Erschöpfung wegen, teils auch in jener Betäubung, die man gewöhnlich empfindet, wenn man zum erstenmal in einer fremden, geräuschvollen Stadt ist.

Inmitten dieser stummen Gesellschaft unter einer kleinen Truppe Soldaten, die auf den Stufen einer Kirche saßen, fiel die heitere Unruhe und unaufhörliche Geschwätzigkeit eines von ihnen auf, eines schlanken, schmächtigen Menschen mit bartlosem Gesicht, das durch große, blaue Augen sehr anziehend

wurde. Wie ein lustiger Knabe sprang er die Treppen hinauf und hinunter, stand bald bei dem einen, bald bei dem andern, zog diesen am Rock, nahm jenem die Quaste von der Mütze, um sie ihm plötzlich auf die Kniee zu legen, hielt einem dritten von hinten die Hände vor die Augen und rief: Rate, wer ist das? — Er schien Quecksilber im Leibe zu haben. Ich bemerkte ihn im Vorübergehen, und wie ich ihn mir einige Minuten ansah, dachte ich, was wohl der Grund dieser großen Munterkeit sein möchte. Seine offenen, angenehmen Gesichtszüge prägten sich meinem Gedächtnisse ein.

Am folgenden Tage erfuhr ich durch einen Zufall, wonach ich am Abend vorher vergeblich mich selbst gefragt. Jener Soldat diente seit vier Jahren, hatte aber durch Verkettung von Umständen, die aufzuzählen mich zu weit führen würden, in dieser ganzen Zeit nie einen Urlaub gehabt, um seine Heimat und seine Familie wieder sehen zu können. Vier Jahre! Einem Soldaten, wie ich hörte, daß dieser war, dem das Herz auf der rechten Stelle saß, der seine Eltern und seinen Geburtsort innig liebte, der ein sanftes, gutes Gemüt hatte und Ausschweifungen, wie sie zuletzt die lebhaftesten Zuneigungen, die teuersten Erinnerungen übertäuben, nicht kannte — einem solchen Soldaten müssen diese vier Jahre gar lang erschienen sein! Und wahrhaftig, sie waren ihm auch schwer geworden; er hatte sich immer ein wenig melancholisch gezeigt; schweigsam in der Kaserne, draußen meist allein. In den Freistunden, wenn seine Kameraden sich in den öffentlichen Gärten herumtrieben, wo sie den von schönen Dienstmädchen geführten Kleinen rohe Liebkosungen machten, pflegte er den Exerzierplatz in Länge und Breite mit seinen Schritten zu messen, oder saß am äußersten Ende einer einsamen Allee auf einer Steinbank und malte mit den Fußspitzen Figuren in den Sand. Er dachte immer an die Eltern, die Freunde, an sein heimatliches Dorf, aber vor allem dachte er immer an seine Mutter. Die war eine arme Bäuerin, alt, schwach; aber fröhlichen Temperaments besaß sie zugleich ein wahres Engelsgemüt. Von allen ihren Kindern liebte sie natürlich den fernen Sohn beim Militär mit der größten Zärtlichkeit und auch mit einem ganz besonderen Gefühl der Sorge und des Mitleids. Sie schrieb ihm oft oder ließ ihm schreiben, und seine Briefe, immer von neuem gelesen, immer wieder geküßt, die sie wie heilige Reliquien bei sich trug, milderten die Bitterkeit der Trennung. Dasselbe thaten die Briefe der Mutter für ihren Sohn. Ja freilich, aber das kann doch nicht genügen! Papier bleibt doch

immer nur Papier und zärtliche Mütter wollen ihre Kinder sehen, sie mit den Händen berühren, sie mit einem Atemzuge zehnmal auf die Stirn küssen. Den Kindern auch genügt es nicht zu wissen, daß da zu Hause ein teures, weißes Haupt ihrer denkt, sie wollen dasselbe umfassen und ihre Lippen auf die weißen Haare drücken. Und so hatte denn sowohl die gute Alte, wie ihr geliebter Soldat in diesen vier Jahren ein Leben fortwährender Hoffnung, immer getäuschter Erwartung, voll Wehmut, Sorge, Herzklopfen geführt. Aus dem Norden Italiens stammend, war der Sohn mit seinem Regimente zunächst nach Sizilien gekommen, dort zwei Jahre geblieben, (arme Frau, in Sizilien mit all dem Wasser dazwischen!) dann ein Jahr in Kalabrien, ein zweites in Mittelitalien gewesen. Endlich eines schönen Tages hieß es wieder: Das Regiment wird versetzt! „Wohin geht es?" fragte unser Soldat einen Feldwebel und horchte atemlos auf die Antwort: „Nach Norditalien." Sein Herz schlug laut. „Wohin da?" fragte er wieder, indem er die Farbe wechselte. Jener nannte die Stadt, die nächste von seinem Heimatsorte: „Ach!" rief er, und wenig fehlte, so hätte er den Feldwebel umarmt und Arrest bekommen. An demselben Abend, sowie er konnte, schrieb er nach Hause.

Das also war der Grund seiner ausgelassenen Lustigkeit noch nach anstrengendem Marsche — nur wenige Meilen lagen jetzt zwischen ihm und dem Vaterhause. Mit Hilfe nun von dem, was ich sah, was ich hörte und dem, was ich freilich nicht gerade selbst vor Augen hatte, mir aber doch genau vorstellen kann, wie es geschehen sein muß, will ich euch eine Schilderung entwerfen, die euch vielleicht Lust machen wird, eure Mutter ein wenig inniger als gewöhnlich zu küssen.

Zwei Tage waren nach dem Einmarsche des neuen Regiments verflossen. Unser Soldat trug sich mit dem Entschluß herum, sich einen kurzen Urlaub zu erbitten, um nach Hause zu eilen, als eines Abends der Furier ihn im Schlafraume der Kompanie aufsuchte und ihm einen Brief reichte. „Da, mein Junge, aus der Nachbarschaft." Kaum hatte der Ueberraschte den Brief ergriffen, als er denselben auch schon aufgerissen und auseinandergeschlagen mit zitternden Händen und feuchtschimmernden Augen gegen das schwache Licht der Laterne hielt. Er durchflog ihn schnell, die Worte halblaut herausstoßend, dann preßte er ihn zwischen die gefalteten Finger, blickte gen Himmel, zwei große Tropfen, die so lange zögernd zwischen den Wimpern gestrahlt hatten, rollten seine Wangen herunter und fielen warm auf seine Hände. Der Brief war

von seiner Mutter und lautete so: „Morgen komme ich zu Fuß nach der Stadt, habe ich Dich doch so lange nicht gesehen! Ach, mein Sohn, ich kann's nicht mehr aushalten; ich muß meine Arme um Deinen Hals legen."

In der folgenden Nacht konnte er nicht schlafen. Ruhelos drehte er sich hin und her; es war umsonst, daß er bald auf der einen, bald auf der andern Seite, bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauche lag: die Decke war unerträglich schwer, er fühlte schreckliche Hitze und sehnte sich ins Freie zu laufen. Er setzte sich aufrecht und schaute auf die ruhig schlafenden Kameraden, er blickte durch das kleine Fenster an der gegenüberliegenden Wand zum gestirnten Himmel und dachte: Wäre ich doch jetzt draußen auf dem Lande! Er sah auf eine Laterne in einer fernen Ecke, deren flimmernder Strahl abwechselnd auftauchte und verschwand, und ihm war als ob jenes Licht seine Sehnsucht vergrößerte und die Zeit länger mache. Dann streckte er sich wieder aus, lag unbeweglich, dachte an den morgenden Tag und hoffte mit diesen süßen Gedanken einzuschlummern; aber sein Herz klopfte so unruhig, als sagte es ihm im Takt: Du schläfst nicht! Du schläfst nicht! Bald mußte er die Augen wieder aufschlagen und sich wieder umsehen.

So verstrichen lange Stunden, eine nach der andern, bis endlich die Ermattung siegte, das Herz schwieg, die aufgeregte Phantasie sich beruhigte. Er schlief, aber er träumte von seiner Mutter; sie stand lächelnd an seinem Lager und strich mit der Hand über seine Stirn; dann plötzlich war er ein Knabe und er sah sich wieder in hundert kleinen Szenen seiner Kinderjahre und immer seine Mutter mit ihm; sie tröstete ihn, wenn er weinte, sie pflegte ihn, wenn er erkrankte, sie verteidigte ihn, wenn der Vater mit Strafe drohte, immer war sie da, immer voll zärtlicher Sorgfalt, voll mitfühlender Liebe! Auch in sein Jünglingsalter führte ihn der Traum: er durchlebte den Abschied, er fühlte sich wieder von den Armen umfangen, die ihn nicht lassen wollten, er wollte sich losreißen und konnte nicht, er seufzte laut ... Da erwachte er. Er blickte umher, er besann sich und empfand die reinste Freude in der schönen Gewißheit des nahen Glückes.

Unten vom Hofe ertönten schon die Trommelwirbel. Alle sprangen aus den Betten. Er kleidete sich eilig an und besorgte die gewöhnlichen Obliegenheiten des Morgens mit fröhlicher Miene und fieberhafter, innerer Erregung. Oft biß er sich auf die Lippen, fuhr sich mit der Hand über die heiße

Stirn, fragte alle paar Minuten, wie viel die Uhr sei, und betrachtete sich wiederholt von oben bis unten, ob alles an ihm in guter Ordnung sei. Endlich kam der Mittag heran. Wenn seine Mutter, wie sie geschrieben, um neun Uhr sich auf den Weg machte, mußte sie, die Langsamkeit der armen Alten und die Größe der Entfernung berechnet, zwischen zwölf und ein Uhr eintreffen; ach! gerade zu der Zeit, wenn alle in die Fechtschule gehen sollten. Das war schlimm, aber es gelang unserm Soldaten, des erwarteten Besuches wegen dispensiert zu werden.

Als die andern fort waren, stürzte er hinauf in das große, leere Zimmer, stützte die Hand auf sein Bett und stand keuchend einen Augenblick still, denn er fühlte, daß seine Füße zitterten.

Dann setzte er sich, legte die Ellbogen auf seine Kniee, das Kinn in die Hände, hob die Augen zur Decke und dachte: Ja, sie kommt! Sie kommt hierher in die Kaserne! — Und er rieb sich die Stirn mit beiden Händen, leise, abgebrochen auflachend. — „Seit vier Jahren habe ich sie nicht gesehen! Vier Jahre!“ — Dabei streckte er vier Finger der Hand aus. — „Ach, wie lang sind sie gewesen!...“ Und er überdachte wieder alle durchgemachten Leiden, alles durchkämpfte Heimweh. — „Oh!“ rief er dann leise mit dem zärtlich weichen Tone des Mitleids, die Hände faltend und die Augen auf eine Stelle der Wand gerichtet — „du arme Mutter! Du mußt so weit gehen, ganz allein in der heißen Sonne, und wenn du in der großen Stadt ankommst, zwischen all den Menschen weißt du noch gar nicht, wo ich bin, du mußt den Weg nach der Kaserne erfragen und, so alt und erschöpft wie du bist, noch herumstehen, vielleicht verirrst du dich in den Straßen und kannst mich nicht finden... Ach, du arme Alte!“ ein Ausruf, den er von Zeit zu Zeit wiederholte. Nun sprang er plötzlich empor, seufzte auf und ging schnell wie ein eiliger Reisender durch das Zimmer: „Ob sie jetzt da sein kann?“ Er lief ans Fenster, lehnte sich weit hinaus, blickte nach allen Seiten ein-, zwei-, dreimal: Niemand! — Das Blut stieg ihm zu Kopf. „Ich will an andre Dinge denken,“ meinte er, und um sich die Qual der gespannten Erwartung zu erleichtern, bemühte er sich, die Gestalt seiner Mutter aus seinem Gedankenkreise zu bringen. Ja, das war aber einfach unmöglich, er gab die nutzlose Anstrengung auf.

„Siehst du, Mutter!“ sagte er mit lauter Stimme, „ich habe dich so sehr lieb, so lieb, wie man keinen Menschen auf der Welt lieber haben kann.“ Er ließ dabei seine gefalteten

Hände auf das Bett fallen und schüttelte sanft mit dem Haupte, als wollte er durch jene Bewegung seine letzten Worte bekräftigen: „Nein, lieber kann man niemand haben! — Ob es so weit ist!“ fuhr er plötzlich wieder auf und war im Begriffe, zum Fenster zu eilen: „Nein, ich muß nicht immer aussehen,“ aber er lächelte, und wirklich — nach einem Augenblicke stand er doch an der geöffneten Scheibe: — Niemand.

Er kehrte zu seinem Bett zurück und bemühte sich, auf irgend eine Weise die Zeit hinzubringen. Er legte den Zeigefinger der rechten Hand gegen das Knie, stützte den Ellbogen mit der Linken und dann, am Knie gegen die Bettkante gelehnt, den Blick geradeaus gerichtet, eilte er mit seinen Gedanken in die Heimat, sah seine Mutter ein Bündel von Hemden und Taschentüchern für ihn zurechtbinden, Abschied nehmen, sich auf den Weg machen. Er folgte ihr im Geist mit den Augen auf der langen Straße, die so endlos, so heiß, so staubig dalag! Schnell fahren die Karossen, die Lastwagen vorüber, so nahe an der armen Frau, daß sie ihre Kleider streifen, und sie ist alt und müde und unsicher auf den Füßen! Ach, da kommt einer in voller Karriere, er ist ihr nahe: „Oh, nimm dich in acht!“ rief der Sohn leise und machte, ohne es zu wissen, ein Zeichen mit der Hand, als wollte er sie am Arm fassen und auf die Seite ziehen. Er zeigt auf die Wegsteine, die sie vermeiden muß, und meint die arme Alte wanken zu sehen, gebeugt unter ihrer Last, ganz erschöpft, und er bemitleidet sie in seinem Herzen: „Ach, könnte ich dir doch das Bündel abnehmen, komm', laß es mich tragen, gib mir den Arm.“ Dabei streckte er den rechten Ellbogen vor, ihm schien, als lege sich eine zitternde Hand auf seinen Arm, und immer mit geschlossenen Augen tastete er mit der Linken nach der rechten Seite, die Finger seiner Mutter mit derselben zu umschließen. — Dann erst kam er zum Bewußtsein der Wirklichkeit, von neuem trat ihm der Gedanke klar entgegen, daß er seine Mutter bald umarmen würde, und wie das erste Mal empfand er die ganze Wonne desselben; seine Augen strahlten, seine Lippen bebten, alle Züge seines Gesichts veränderten sich in Freude. Erst spielte ein leichtes Lächeln auf dem glückstrahlenden Antlitz, dann lachte es über und über, er schluchzte voll unbeschreiblichen Jubels, Schultern und Brust hoben und senkten sich wie nach der Anstrengung eines Laufes, und endlich ließ er sich aufs Bett fallen und erstickte in den Kissen dies seltsame Gemisch von Weinen und Lachen, indem er immer den Kopf schüttelte, als sagte er noch: „Arme Mutter!“

„Wirst du verrückt?" schrie ihn ein Korporal an, der durchs Zimmer schritt und erstaunt an der Schwelle der Ausgangsthüre stehen blieb.

Der Soldat fuhr empor, stand, drehte sich um, schaute ihn feuchten Auges, offenen Mundes lächelnd an: er hatte nichts verstanden. Jener verschwand und murmelte: „Der ist verrückt, rein verrückt."

Wieder allein, blieb er eine Minute in Gedanken vertieft, darauf, von einer plötzlichen Idee getrieben, griff er nach dem auf einem Brett über seinem Lager liegenden Tornister, zog ihn aufs Bett herunter, öffnete ihn nach einigem Mühen der zitternden Finger, die Schnallen des Gurtes zu lösen, fuhr in großer Eile mit beiden Händen hinein, holte Bürsten, Kämme, Schachteln, Lappen hervor, ordnete alles auf der Decke, faßte eine Bürste, stützte den Fuß auf den Stuhl und begann mit aller Macht, sich die Stiefel zu putzen, zuweilen innehaltend, um sie prüfend zu betrachten, ob sie leuchtenden Glanz hätten. „Ich will mich sehr sauber machen" — meinte er ernsthaft dabei; „sie sollen leuchten wie ein Spiegel; ich will ein schöner Soldat sein, ich will ihr gefallen." — Als die Stiefel unmöglich blanker werden konnten, bürstete er auch den Rock ab, kämmte sich die Haare, zog einen kleinen runden Spiegel heraus und besah sich. Wenn eine große, reine Liebe die Seele ganz erfüllt, wenn heitere Bilder und Gedanken sich im Geiste drängen, dann durchleuchtet auch ein wenig hübsches Gesicht in solchen Augenblicken ein Strahl der Schönheit, denn die innere Bewegung findet ihren Ausdruck im Glanz der Augen, im lieblichen Lächeln des Mundes: auch unser guter Soldat, als er sich so prüfend beschaute, konnte wohl vergnügt nicken.

In diesem Augenblicke hörte er auf der Treppe das Geräusch eiliger Schritte — er horchte: es näherte sich . . . der wachthabende Korporal! Er tritt herein, sieht sich um: „Du," ruft er, „da ist eine Frau am Thore, die dich sucht." — „Meine Mutter!" und er läuft durch die Stuben, die Treppen hinunter, stürzt über den Hof, durch den Korridor, sieht eine Frauengestalt, fliegt auf sie zu, sie öffnet ihm die Arme, er sinkt an ihre Brust und beide stoßen einen Ruf des Entzückens aus. Der Sohn legt seine Hände auf das graue Haar der Alten, biegt ihren Kopf zurück, schaut in ihre Augen, dann drückt er das teure Haupt wieder an sich und preßt den Mund auf die Haare, von denen das Tuch abgefallen ist. Die gute Alte schluchzte an die Schulter des Sohnes gelehnt und strich, ihn umfaßt haltend, mit den Händen über seinen groben Rock, der

ihr in dieser Stunde hundertmal mehr wert war als der schönste Fürstenmantel. Die wachthabenden Soldaten blieben rücksichtsvoll abseits stehen und schauten schweigend auf jene heilige Umarmung, auch ich, der auf Wache kommandiert war, stand still an der Thüre meines Zimmers und sah den beiden zu.

„Nun, Mutter, nimm dich zusammen, weine doch nicht so! O, guter Gott, da ist ja gar kein Grund zu weinen!“ sagte der Sohn mit zärtlicher Stimme und glättete ihr mit beiden Händen die Haare, die sich ihr im Ungestüm der freudigen Erregung gelöst hatten. Sie schluchzte noch immer wortlos, bis sie endlich die Augen zu seinem Gesichte erhob, lächelnd tief aufatmete, als ob ihr eine Last vom Herzen fiele und: „mein Sohn!“ murmelnd, ihn dann wieder umfaßte. „Bist du müde?“ fragte er besorgt, sich aus ihren Armen lösend. „Ein wenig,“ antwortete sie und sah sich nach einem Platze um, das große Bündel niederzulegen, das sie mitgebracht hatte. „Kommt hier herein,“ rief ich, indem ich meine Thür öffnete. „Oh, der Offizier!“ sagte sie, einen Knicks machend, „danke sehr, Herr Offizier.“ Der Soldat stand verlegen. „Kommt nur herein!“ wiederholte ich. Sie kamen schüchtern und näherten sich dem Tische. Die Alte legte ihr Bündel dorthin, ich zog mich zurück.

„Laß dich ansehen, mein Sohn, dreh' dich einmal um, daß ich dich ordentlich betrachten kann,“ fing die Frau an. Er wandte sich lächelnd nach allen Seiten, die Mutter beschaute ihn von Kopf zu Füßen und, die Hände faltend, rief sie zärtlich aus: „Wie du schön angezogen bist!“ Der Anblick ihres geliebten Jungen verjüngte sie förmlich, sie hatte beinahe Lust, ihn anzufassen und um sich herumspringen zu lassen. Sie näherte sich ihm, trat einige Schritte zurück, dann wieder auf ihn zu und verschlang ihn mit den Augen; sie legte ihre Hand auf seine Schulter und ließ den Arm bis zu seinen Fingern hinuntergleiten, bewunderte jeden einzelnen Knopf, und wie sie dabei bemerkte, daß der Hauch ihres Mundes seine Gürtelschnalle getrübt hatte, rieb sie dieselbe mit dem Schürzenzipfel, schließlich legte sie wieder die Arme liebevoll um seinen Hals und sprach zärtlich seinen Namen aus. Darauf wieder riß sie sich plötzlich von ihm los und fragte ängstlich: „Und der Krieg?“ Er lachte; sie wiederholte: „Aber der Krieg?“ Sag' mir, mein Sohn, wann werdet ihr in den Krieg ziehen?“ — „O, heiliger Gott, wer hat dir denn was von einem Kriege gesagt, meine gute Alte?“ — „Es gibt also keinen?“ meinte sie ganz befriedigt; „nicht wahr, ihr zieht nie in den Krieg?“ — „Niemals? Ja, siehst du, das läßt sich nicht behaupten!“

— „Ach, also ihr geht doch, sag' mir die Wahrheit!" — „Ach, Mütterchen, was meinst du denn, was wir Soldaten davon wissen?" — „Aber wenn ihr, die ihr doch den Krieg besorgt, nichts darüber wißt, wer soll's denn wissen?" meinte sie mit einem Ausdrucke vollständigster Ueberzeugung, und dann erwartete sie die Antwort mit einem so lieben Ausdruck verwunderter Neugierde in Haltung und Zügen, mit einem so anziehend herzlichen Lächeln auf den Lippen, einem so hellen Glanz in den Augen, daß der Sohn sie ganz entzückt ansah; sie gefiel ihm so gut in jenem Augenblicke, sein Herz fühlte sich in so neuem, mächtigem Impuls zu ihr hingezogen, daß er auf sie zusprang, ihren Kopf zwischen beide Hände nahm, ihn küßte und scherzhaft schüttelte, wie man wohl bei Kindern thut, und glücklich murmelte: „Du arme, gute Alte!"

Und ich, immer noch mit gekreuzten Armen still an der Wand stehend, dachte: Das ist ein Mensch, der seine Mutter anbetet. Er kann nicht anders, er muß auch ein guter Soldat sein, gehorsam, respektvoll, voll rechten Selbstgefühls und Mut. Ja, auch voll Mut, denn das sind keine feigen Gemüter, die so warm, so tief empfinden. Jener Soldat wird furchtlos auf dem Schlachtfelde den Kugeln entgegentreten und mit dem Namen seiner Mutter auf den Lippen sterben. Lehrt ihn nur verstehen, was das Vaterland ist: daß unser Vaterland hunderttausend Mütter und hunderttausend Familien wie die seine bilden, und er wird es mit Begeisterung lieben. Aber ihr müßt freilich mit der Mutter anfangen. Oh! Wenn wir den ersten, den wahren Keim aller sanften Regungen, aller ehrenwerten, edelmütigen Handlungen aufdecken könnten, wir würden denselben fast immer im Herzen unsrer Mutter finden. Wie manche Medaillen für militärische Heldenthaten müßten statt auf der Brust der Söhne auf der ihrer Mütter glänzen, wie viele Lorbeerkränze sollten eigentlich statt des braunen, jugendlichen Hauptes das weiße Haar eines alten zieren! Ach, ihr Mütter, ihr dürftet uns nie sterben! Ihr müßtet, euren Kindern zur Seite, sie bis ans Ende des Lebensweges begleiten! Bei euch sind wir, selbst alt geworden, immer noch Kinder, euch umfassen wir immer mit derselben Liebe. . . . Ach, aber ihr laßt uns einsam! . . . O nein, nein, nicht so! Die süße Erinnerung an euch bleibt uns, euer liebes Bild steht uns immer vor Augen. Eure freundlichen Ratschläge vor dem Geist. Und das ist viel! Jedesmal, wenn ein trostloser Ueberdruß des Lebens unsre Seelen erfüllt, wenn eine bittere Enttäuschung in unserm Herzen das Gefühl des Hasses und des Widerwillens gegen

die Menschen erzeugt, dann wird unter diesen euer heiliges, sanftes Bild friedebringend uns erscheinen; wir meinen uns von der lieben Stimme bei Namen rufen zu hören, die uns ermahnte, als wir Kinder waren, und unwillkürlich beugen wir die Kniee, falten die Hände vor eurem Bilde und erbitten Verzeihung.

Da kam brummend ein höherer Adjutant. „Wo ist der wachthabende Offizier?“ fragte er jemand draußen. Ich hörte, fuhr aus meiner Träumerei empor, ging hinaus, pflanzte mich kerzengerade vor ihm auf mit der Hand an dem Helm und rief: „Zur Stelle!“

Er sah mich fest an und machte ein Gesicht, als ob er sagen wollte: „Was, zum Teufel, haben Sie?“

Der wachthabende Offizier.

Nachdem er den Zapfenstreich hatte schlagen lassen, warf der wachthabende Leutnant noch einen forschenden Blick über den Hof der Kaserne: niemand; er trat an die nach den Schlafsälen führenden Treppen: niemand; er hob die Augen zu den Fenstern: niemand; er sah auf das Thor: geschlossen; er prüfte die Wachtmannschaft: alle anwesend; die Lichter brannten auf den Korridoren, die Schildwachen standen an ihren Plätzen; alles war in Ordnung und Ruhe, das Regiment schlief. Was blieb dem wachthabenden Offizier zu thun übrig? Nichts, als zu schlafen. Und das dachte er schleunigst zu besorgen. Noch einmal schaute er aufmerksam um sich, nach oben, nach unten; er ging nach der Kantinenthür und legte die Hand daran: sie war verriegelt; er horchte: kein Geräusch.

Jetzt kann ich mich auch wohl zur Ruhe begeben, murmelte er und ging auf sein Zimmer zu. Vorher flüsterte er dem Sergeanten auf Wache ein Wörtchen ins Ohr: „Wir verstehen uns, nicht?“ und als er die achtungsvolle Antwort: „Zweifeln Sie nicht!“ gehört hatte, wobei jener zur Bekräftigung seines Versprechens beteuernd die Hand auf die Brust legte, trat er in seine Stube, schloß die Thür, nahm Mütze, Säbel, Schärpe ab, schlug die Bettdecke von seinem Lager zurück, faßte den obersten Knopf seiner Uniform an . . . Aber . . . die Revision . . . dachte er, indem er leicht mit dem Kopfe schüttelte, als ob er die Frage einen andern erwägen lassen wollte, und, ärgerlich ein Licht in die Hand nehmend, pflanzte er sich gerade wie ein Pfahl vor der Tabelle der Tagesordnung auf, die an der Wand unter dem Bilde des Königs hing. Er setzte den Zeigefinger unten auf das Blatt und

fuhr mit demselben die Reihen entlang, las schnell, die Worte verdrießlich halblaut herausstoßend, bis er plötzlich inne hielt und mit deutlicher Stimme aussprach: Revision im Innern der Kaserne um elf Uhr. „Zum Teu . . .!“ rief er, stellte den Leuchter heftig auf den Tisch, „ich wußte es wohl!“ und dann stand er unbeweglich vor seinem Bett, betrachtete sein Kopfkissen und hielt die Finger an den Knöpfen der Uniform.

„Revision! Revision!“ — dabei löste er langsam ein Knopfloch nach dem andern. — „Nachdem man den ganzen Tag auf den Beinen gewesen, nachdem man hin und her, auf und nieder gerannt ist ohne eine ruhige Minute, nachdem man sich vom Morgen bis zum Abend heiser geschrieen hat, kommt endlich die Stunde, sich im Bett auszustrecken und ein bißchen Behagen zu genießen; — nein, meine Herrn, die Revision! Die Revision um elf! Das heißt, wieder die alte Laterne in die Hand nehmen, herumlaufen, alles durchsuchen, daß jeder hübsch im Bett liegt, daß die Kantine geschlossen ist, daß niemand die Thüren aufreißt, daß niemand sich aus dem Fenster wirft u. s. w., ja, und so weiter, das geht immer so zu! Schließlich . . .“

Inzwischen lag der Rock schon auf einem Stuhl vor dem Bett.

„Schließlich bin ich doch auch nur ein Mensch wie die andern und will meine Haut nicht für den Dienst lassen; ach, wahrlich nicht! Auf diese Weise kann's unmöglich lange weiter gehen. Ohne Scherz, unsereiner findet nicht mehr Zeit zum Essen, die Tabelle da kann das bezeugen. Nichts leichter . . .“

Jetzt leisteten die Beinkleider dem Rock Gesellschaft.

„Nichts leichter, als so eine Stundeneinteilung zu verfassen, bequem am Schreibtisch mit einem guten Diner im Magen und einer 10-Pfennig-Zigarre im Munde, nichts leichter. Den Schaden davon tragen nur die armen Teufel, die sich danach richten sollen. Die Untergebenen müssen immer alles ausbaden. Wenn einem armen wachthabenden Offizier keine ruhige Minute gelassen wird, was geht's die hohen Herren an! Gehorchen, gehorchen, alles auf seinen Buckel nehmen und wenn er sich irrt: in den Arrest! Uebrigens . . .“

Die Unterhosen ruhten neben den Beinkleidern.

„Uebrigens, wer hat hier um diese Zeit, um 10 Uhr, etwas zu suchen? Wer soll sichs einfallen lassen, herzukommen, um sich zu überzeugen, ob ich die Revision mache oder nicht? Draußen herrscht eine Hundekälte und ein Wind, der einen durch und durch bläst, und auf diesen Wegen hier kann man

sich jeden Augenblick den Hals brechen. Der Oberst wohnt am andern Ende der Stadt und huldigt nicht der Gewohnheit, Ueberraschungen zu machen. Der Offizier du jour ... ach, der hat sich verheiratet, von dem droht keine Gefahr. Der Offizier der Ronde spielt um diese Stunde seine Tarokpartie, dem wird schon nicht die Idee kommen, sich hier heraus zu schleppen. Na, und wenn er wirklich erschiene? Er muß doch ..."

Mittlerweile hatte er sich vor Kälte zitternd ins Bett geworfen und wie er sich nun behaglich in die Steppdecke wickelte und sich zusammenrollte, lächelte er in wollüstigem Genuß der Faulheit.

„Er muß doch erst klopfen, damit ihm aufgemacht wird. Und ehe der Korporal der Wache das hört, ehe er sich rührt und das Schlüsselloch gefunden hat, sind fünf Minuten verflossen, und ich habe Zeit mich in die Uniform zu werfen, nach der Thür zu fliegen, die Laterne zu ergreifen und meinen Bericht herzusagen."

Dabei blies er das Licht aus, zog sich die Decke über den Kopf, legte sich auf die Seite in eine bequeme Lage, schloß die Augen und dachte weiter: „Schnell den Bericht hersagen. ... Ach, es ist doch ein Genuß, sich nach solchem anstrengenden Tage im Bett auszuruhen!

„Welch ein Beruf! Und so viel ich auch thue, diesen Eisenfresser von Hauptmann kann ich es ja doch nie recht machen. Das Fleisch ist ungar? Wer hat Schuld dran? Ich, natürlich. Die Treppen sind schmutzig? Wer hat's nicht besorgt? Ich, zum Henker. Die Stuben sind in Unordnung? Wer muß es auf die Kappe nehmen? Ich, ich, immer nur ich, nie ein andrer. Ach, das Bett ist gut! Und dabei gewisse Leute noch sagen zu hören, wir hätten nichts zu thun, als die Kaffeehäuser voll zu räuchern und den Mädchen nachzulaufen: jetzt kommt her und beweist uns das, jetzt da die ganze Welt in Erwartung steht ... und dabei dieser ausgezeichnete Sold ... und die Einkommensteuer ..."

Wie er sich so in Selbstverteidigung erging, trübten sich ihm allmählich Bilder und Gedanken; der Hauptmann, der Major, die Frau, die Erwartungen, die Einkommensteuer mischten sich in sonderbarer Verwirrung zu Bildern, die sich immer weiter und weiter entfernten. ... Tiefer Schlaf.

Aber er hatte sich doch nicht ohne etwas Unruhe, ohne kleine Gewissensbisse niedergelegt. Bei jeder Erinnerung an die Revision, die durch seinen Kopf flog, fühlte er ein inneres Zusammenziehen. So geht es dem kleinen Jungen, der die

Schule schwänzt, um mit den Kameraden Schneeballen zu werfen: das Bild des Lehrers und des Papas quälen ihn von Zeit zu Zeit, und je eifriger er solche Gedanken verjagt, desto lästiger kehren sie zurück und stechen wie Mücken.

Er träumte. Einer nach dem andern zogen sie an seinem Geist vorüber die zehn oder zwölf schlechten, schwer zu zügelnden Soldaten, die in jedem Regiment sich einen Namen machen wegen nächtlichen Ausschweifens, Raufereien in Kneipen und glücklich ausgeführter toller Unternehmungen; jene wohl bekannten, welche sich um Strafen herum zu lügen wissen, andre berühmt durch Arrest, Festung und schlechte Nummern im Führungsbuch; ihm war, als ob jeder derselben ihm leise zuflüsterte: Schlafe, schlafe nur, ich führe dich an. Dann sah er mit der Zigarre im Mund, ein Blumensträußchen in der Hand, alle die elegantesten, die am zierlichsten geputzten Unteroffiziere des Regiments, die, welche sich die Taille zusammenschnüren, hohe, spitze Hacken tragen, eine Geliebte in der Stadt haben, und wenn sie sich heimlich beim Mondscheine einen Augenblick wegschleichen können, gewiß nicht zweimal auf solche Inspiration warten; ihm schien als ob jeder im Vorübergehen leise murmelte: Schlafe, schlafe nur, ich führe dich an. Ja, da er sich jetzt wieder daran erinnerte, meinte er sogar wohl bemerkt zu haben, wie die Augen des wachthabenden Sergeanten, welcher ihm erst so respektvoll geantwortet, solche beruhigende Geste gemacht hatte, boshaft aufleuchteten, wie die Lippen sich unter dem Schnurrbart spöttisch verzogen und deutlich ausdrückten: Leg' dich nur schlafen, ich führe dich an!

Dann, mitten drin, stand er auf der Straße hinter der Kaserne, um sorgfältig zu inspizieren, ob alle Schildwachen offenen Auges auf ihren Posten wären. Freilich, er sah alle, ja sogar einen, der ihm bekannt war: ein Soldat seiner Kompanie, der letzte Rekrut, der dickste, der trägste und dazu noch kurzsichtig und harthörig. Wenn sie mir nur nicht diesen unbrauchbaren Tölpel recht zum Trotz hergestellt haben! dachte er und spähte umher ... Die Schildwache steckte den Kopf aus dem Schilderhäuschen, schaute nach rechts, nach links, ob niemand nahe, lehnte die Flinte in eine Ecke, wickelte sich in den Mantel, setzte sich, neigte den Kopf auf die Kniee und schlief ein. Der arme Träumende näherte sich ärgerlich dem Schuft, faßte seine Schultern, schüttelte ihn, öffnete den Mund zu einem Fluch ... In demselben Augenblick meinte er ein leises Geräusch über seinem Kopfe zu hören, er hob die Augen empor: An dem einen Fensterbrett bewegt sich ein schwarzer

Punkt, verlängert sich, läßt sich langsam herunter, kommt auf der Erde an: es ist ein Strick. Als er ihn so weit mit den Augen verfolgt hat, schaut er wieder auf: er sieht einen Kopf hervorgucken, zwei Schultern, eine ganze Gestalt, diese sich vorsichtig um sich selbst drehen, den Strick fassen, sich daran herunterlassen, verschwinden. Er schnellen Laufes hinterdrein. Schon ist er ihm nahe, erreicht ihn, streckt die Hand aus, seinen Rock zu fassen, da . . . steht er vor einer Thüre, der Kantinenthüre. Er berührt sie leicht: sie gibt nach. Oh, welch ein Skandal! Schüsseln klappern, Teller klirren, heisere scharfe Stimmen brüllen, Flüche und Lieder tönen verworren durcheinander, dicker Tabaksdampf treibt ihn zurück. Er steht eine Sekunde still, dann reißt er die Thür weit auf. Welch' tolle Wirtschaft! Soldaten drängen sich in der Stube. Einige im vollen Anzug, andre in Hemdsärmeln, oder den Rock wie ein spanisches Mäntelchen über die Schulter geworfen, haben sie sich die Mütze schief auf ein Ohr gedrückt; sie sitzen auf den Tischen herum, rittlings auf den Stühlen, liegen ausgestreckt auf den Bänken, sogar auf dem Boden in ganz unpassender Weise, meist angeheitert oder total betrunken; dieser versucht aufzustehen und fällt schwer auf seinen Platz zurück, jener schwankt mühsam durch das Gemach und fährt dabei gegen die Tische, daß Flaschen und Gläser klirrten, überall sieht man Geld und Karten, Hände in heftiger Bewegung umherfuchteln. Schreien und Lachen erschallt und die ganze Szene umhüllen solche Tabakswolken, daß man in einer Viertelstunde davon erstickt werden könnte. Hinaus! hinaus! schreit der erschreckte Träumer; „Sergeant, Sergeant! notieren Sie mir die Namen von allen da drinnen! alle in Eisen, alle . . .“

Plötzlich meint er, hinter sich ein Knarren zu vernehmen, als ob sich ein großes Thor langsam auf den Angeln dreht; er blickt sich um und befindet sich gerade im Eingangskorridor vor der Thüre der Kaserne. Ein schwarzer Schatten nähert sich vorsichtig verdächtig an der Mauer entlang schleichend wie die Figur eines beweglichen Basreliefs, der macht zwei Schritte, steht still, sieht sich um, geht weiter, wie in großer Furcht; an dem Thore angelangt, hustet er, scharrt mit den Füßen, und sieh' — an der Schwelle der Wache erscheint eine zweite Gestalt, behutsam, auf den Zehen, gerade wie die erste. Beide wechseln leise Worte, die Thür öffnet sich langsam — einer verschwindet: Oh, ich erkannte ihn — denkt der Schläfer — der Sergeant von der achten Kompanie. Da dreht er sich um: Was, auch der Sergeant der fünften, der Furier der

sechsten, der Furier der dritten — die schändlichen Verräter, vors Gericht ihr alle! Hierher Sergeant von der Wache! Sergeant ... Dabei faßt seine Hand mit einemmal an etwas sehr Weiches, Wolliges. Das ist ein Bett. Dahinter steht ein andres und ein drittes, eine ganze Reihe von Betten. Er entdeckt, daß er sich im Schlafsaal befindet, den ein trübe brennendes Licht ganz am Ende des Raumes matt erhellt. Tiefe Stille, in der man eine Fliege hätte summen hören können. Einer der Schläfer aber beginnt zu schnarchen, erst leise, dann lauter, zuletzt auf eine Weise, daß es auf die Straße schallen muß. Einer wacht auf. Ein Nachbar dehnt die Arme, gähnt, reibt die Augen und bricht in die Worte aus: „Du, könntest du nicht ein bißchen christlicher schlafen?" Die Ermahnung ist umsonst. „Verstehst du nicht, du sollst wie ein vernünftiger Christenmensch schlafen!" brüllte der Nachbar lauter. Nichts, es ist für die Wand gesprochen. „Kreuzdonnerwetter!" ruft nun der andre aus dem Bett springend: „ich will's dich lehren!" Er packt des Schnarchenden Arm und schüttelt denselben so gewaltig, daß seine Bettstelle zittert. Der so Behandelte erwacht, blinzelt, begreift, stößt mit dem Fuß die Decke fort, ein Schrei, ein Sprung, da steht er mit dem Kopfkissen in der Hand und schlägt blindlings auf den Rücken des Ruhestörers los. Dieser vergilt Gleiches mit Gleichem; der erste dringt heftig auf ihn ein, ein dritter eilt hinzu, dem Schwächsten beizustehen, ein vierter springt heran zur Verteidigung des ersten, ein allgemeiner Streit beginnt. Alle springen aus den Betten, das Licht erlöscht, große Verwirrung entsteht; eine Scheibe zerbricht, eine zweite; die Tornister fallen von den Pflöcken, die Gewehre von den Rechen ... Der arme Leutnant, ganz betäubt, ganz außer sich, will laut schreien, um den Höllenskandal zu übertönen, und streckt den Körper vor, sich mitten in das Handgemenge zu werfen....

In diesem Augenblick hörte er donnernd an die Thür pochen, und ihm war, als riefe jemand seinen Namen. Klopfenden Herzens, erschreckt, im Schweiß gebadet, setzte er sich mühsam aufrecht, hielt lauschend den Atem an. — „Herr Leutnant, Herr Leutnant! der inspizierende Hauptmann ist da," ruft wieder die Stimme.

Mein Gott! Schnell die Strümpfe, die Strümpfe, wo sind die Strümpfe geblieben? Es geht auch ohne die; die Beinkleider ... wo sind sie? Ach da, schnell, um Himmelswillen! Die Schuhe ganz verflucht eng; mit aller Macht ziehen

— ich habe sie an. Die Uniform ... Die hätte ich. Der Säbel ... Wo in Gottes Namen steht denn der Säbel ... Die Schärpe, ach, muß ich das Ding auch noch suchen ... Ach da, endlich! ...

Und so nachlässig, unordentlich angezogen, ohne Strümpfe, ohne Halstuch, ohne Unterhosen eilte er keuchend zum Thor, öffnete es, blickte umher und sah — sah den Offizier der Ronde, der strenge, aufrecht, unbeweglich dastand, dessen Augen unter den gefurchten Brauen und der tief heruntergezogenen Mütze wie zwei glühende Kohlen leuchten.

„Haben Sie die Revision ausgeführt?"

Der Leutnant schluckte mit aller Anstrengung die bittere Pille herunter und antwortete lebhaft: „Ja, ich habe sie ausgeführt."

„Ich verstehe," dachte der Hauptmann und sah ihn an; „der hat mich angeführt."

Carmela.

I.

Die Geschichte, die ich hier erzählen will, hat sich auf einer kleinen Insel zugetragen, welche einige siebzig Meilen von Sizilien entfernt zu finden ist. Nur ein einziger Fleck liegt dort mit kaum zweitausend Einwohnern, wo noch zur Zeit meiner Erzählung etwa 400 Gefangene ihren gezwungenen Aufenthalt hatten. Ihretwegen lag auch ein Detachement Soldaten dort, das alle drei Monate abgelöst und von einem Sekonde-Leutnant kommandiert wurde. Die Soldaten führten ein höchst behagliches Leben auf dieser abgeschiedenen Insel, denn erstens hatten sie außer den Wachen bei Gefängnis und Kaserne, einigen Rekognoszierungen und ein wenig Exerzieren nichts zu thun und zweitens war der Wein vortrefflich und ausgezeichnet billig. Der Offizier gar erfreute sich der unumschränktesten Freiheit und konnte dabei die Wonne genießen zu sagen: „Ich bin der Oberbefehlshaber aller Militärkräfte dieses Landes.“ Zwei beim Platzkommando angestellte Gendarmen standen zu seiner Disposition; mitten im Städtchen hatte er eine hübsche Dienstwohnung. Am Morgen jagte er in den Bergen, nachmittags saß er mit den Honoratioren im Lesekabinett, abends schaukelte er im Nachen auf der blauen See; er kleidete sich wie es ihm gefiel, rauchte köstliche Zigarren zu zwei Centimes das Stück, ohne Aerger, ohne Vorgesetzte, glücklich und zufrieden wie Gott in Frankreich. Der einzige Kummer war, daß dies himmlische Leben nur drei Monate dauern konnte.

Das Städtchen liegt hart am Meere und alle vierzehn Tage legt das Dampfschiff auf seiner Route von Tunis nach

Trapani in dem kleinen Hafen an. Andre Schiffe kehren selten ein, so selten, daß ein so merkwürdiges Ereignis durch Glockengeläute den Einwohnern verkündet wird, die dann, wie zu einem festlichen Schauspiel, zum Strande eilen.

Das Städtchen macht einen zierlich bescheidenen, lieblichen Eindruck, besonders durch seinen hübschen, großen Marktplatz, der, wie in allen Flecken, der Sammelplatz der Bevölkerung ist, gerade so wie der Hof für die Hausbewohner großer Städte. Die Hauptstraße, ein schmales, kurzes Gäßchen, verbindet diese Piazza mit dem Strande. Alle Läden und Kontore liegen am Markt, auch zwei Cafés, das eine für die Honoratioren, das andre für kleine Leute. Die Wohnung des Kommandeurs befindet sich auf der dem Meere zugewendeten Seite, und da das Terrain von der Küste allmählich ansteigt, so kann man aus den Fenstern der zwei Stuben den Hafen, ein gutes Stück der Küste und die fernen Höhen Siziliens sehen.

Vor drei Jahren an einem schönen Aprilmorgen hielt das Dampfschiff am Eingange des kleinen Hafens. Sowie es in Sicht kam, läuteten die Glocken, und die ganze Bevölkerung strömte neugierig herbei, auch die Soldaten, der Leutnant, der Bürgermeister, der Richter, der Pfarrer, die Polizei, der Steuereinnehmer, der Hafenmeister, der Wachtmeister der Karabinieri und ein junger Militärarzt, dem Detachement aus sanitären Rücksichten für die Gefangenen beigegeben. Zwei Boote stießen vom Schiff ab und landeten zweiunddreißig Soldaten und einen Leutnant, einen schönen, blonden Jüngling, der seinem Kameraden die Hand drückte, höflich den heiteren Empfang der Behörden entgegennahm und dann an der Spitze seiner kleinen Truppe zwischen zwei Reihen Neugieriger in das Städtchen einmarschierte. Nachdem er seine Leute in ihr Quartier geführt, kehrte er zu dem Honoratiorenkreis zurück, der ihn auf dem Markte erwartete, wo der Herr Bürgermeister ihn mit den Anwesenden bekannt machte, halb in würdevoller Gravität, halb in vertraulicher Herzlichkeit. Nach dieser Zeremonie löste sich die Gruppe auf, und der Leutnant ließ sich von seinem Kameraden nach seiner Wohnung führen. Dort packte der Bursche des Abreisenden die Koffer, wobei ihm der des neu Angekommenen half, um nur bald Platz zum Auspacken zu finden.

Abends um acht brach das abziehende Detachement auf, und unser Leutnant, nachdem er Abschied von dem scheidenden Kameraden genommen, legte sich bald ins Bett, denn er war den ganzen Tag auf den Beinen gewesen und müde von der Reise. Man kann sich vorstellen, wie schön er schlief.

II.

Am folgenden Morgen, als kaum die Sonne aufgegangen war, ging er schon aus. Er war keine zehn Schritte weit gekommen, als ihn jemand am Schoß seines Rockes zog. Er drehte sich um und sah ein Mädchen mit wirrem Haar und unordentlichen Kleidern, aber schlank, groß, von schöner Gestalt, in der Haltung eines salutierenden Soldaten hinter sich stehen; sie schaute ihn still lächelnd mit großen feurigen schwarzen Augen an.

„Was willst du von mir?“ fragte der Offizier verwundert.

Sie antwortete nicht, aber fuhr fort lächelnd zu salutieren.

Er zuckte die Achseln und ging weiter; nach zehn Schritten fühlte er wieder ein leises Zupfen, wieder blickte er rückwärts — da stand sie wie zuvor, gerade und regelrecht, gleich einem Soldaten in Reih und Glied, und zugleich bemerkte der Leutnant, daß ein Vorübergehender höchlich belustigt den Auftritt beobachtete.

„Aber was willst du denn?“

Das Mädchen streckte die Hand aus, wies mit dem Zeigefinger auf ihn und sprach lächelnd:

„Ich will dich.“

„Ach!“ — dachte er — „nun begreife ich, sie ist verrückt.“ Er nahm ein Geldstück aus der Tasche und wollte es ihr reichen; doch das Mädchen, den Arm biegend, schob mit dem Ellbogen seine ausgestreckte Hand zurück und rief noch einmal:

„Ich will dich!“

Dabei stampfte sie mit den Füßen, zerwühlte sich die Haare und jammerte leise, wie Kinder thun, wenn sie sich anstellen als weinten sie. Die Umstehenden lachten. Der Offizier sah kopfschüttelnd die Leute, das Mädchen an und ging schnell weiter. Er durchschritt unangefochten den ganzen Marktplatz, aber an der Ecke der zum Hafen führenden Straße hörte er einen leisen, leichten Tritt und eine Stimme flüsterte mit seltsam ausdrucksvollem Tonfall: „Mein Schatz!“

Ein Schauer durchzitterte ihn von Kopf zu Füßen; er wandte sich auch nicht und ging schneller noch als zuvor.

„Mein Schatz!“ hörte er wieder.

Nun drehte er sich ärgerlich plötzlich kurz gegen das Mädchen um.

„Ein für allemal, laß mich in Frieden! Geh' deiner Wege! Hast du verstanden?“

Sie machte für einen Augenblick ein ganz erschrecktes Gesicht, dann verschönte ein reizendes Lächeln dasselbe und indem sie die Hand ausstreckte als wollte sie ihn, der eiligst auf die Seite trat, liebkosen, murmelte sie: „Werde nicht böse, du lieber, kleiner Leutnant!"

„Mach', daß du fortkommst."

„Du bist mein Schatz."

„Geh', oder ich lasse dich ins Gefängnis bringen" und und er winkte einigen Soldaten, die in der Nähe standen.

Da entfernte sie sich widerwillig, blickte immer noch verstohlen zu dem Offizier zurück und wiederholte leise: „Mein Schatz!"

„Schade!" — dachte er, den Weg zum Hafen einschlagend — „sie ist eigentlich reizend."

Sie war wirklich schön, von jener stolzen Schönheit sizilianischer Frauen, welche die Liebe weniger einflößen als gebieterisch fordern, oft mit einem einzigen Blick, der die tiefste Seele zu durchforschen scheint. Sie hatte schwarze Haare und Augen, eine breite gedankenvolle Stirn; das schnelle Zusammenziehen der schön geschwungenen Brauen, die beweglichen Lippen deuteten auf Leidenschaft und Leben. Ihre Stimme klang ein wenig müde und heiser, ihr Lachen hatte etwas Konvulsivisches. Schwand es langsam aus ihren Zügen, blieb doch ihr Mund noch kurze Zeit geöffnet und ihre Augen zeigten dann einen Ausdruck des Staunens.

III.

„Warum sperrt man sie nicht ein?" fragte an demselben Abend der Offizier den Doktor, nachdem er diesem im Honoratioren-Café sein Abenteuer vom Morgen erzählt hatte.

„Wo soll man sie denn einsperren? Sie war schon länger als ein Jahr in einem Hospital in Italien, wo die Gemeinde für sie bezahlte; aber als es klar wurde, daß nur Zeit verloren und Geld weggeworfen war, hat man sie wieder nach Hause zurückgebracht. Die Aerzte da haben selbst gemeint, es sei wenig oder gar keine Hoffnung. Hier hat die Arme wenigstens volle Freiheit und die kann ihr wohl gewährt werden, denn das Militär ausgenommen, belästigt sie keinen."

„Warum hat sie es denn gerade auf uns abgesehen?"

„Ach! wissen Sie, die Geschichte ist ein wenig unklar. Jeder erzählt sie auf seine Weise, denn die klare, einfache

Wahrheit genügt den meisten nicht, wenn sie dieselbe nicht durch Selbsterfundenes ausschmücken. Die wahrscheinliche Thatsache jedoch, wie sie auch die Gebildeten hier bestätigen, wird diese sein: Vor nun drei Jahren kommandierte ein Leutnant das kleine Detachement hier, wie Sie es jetzt thun; er war ein bildhübscher Mensch, spielte meisterhaft Guitarre, sang entzückend und hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich in jenes Mädchen zu verlieben, das schönste damals im ganzen Ort . . ."

„Ja, sie ist wirklich schön," unterbrach der Offizier.

„Nun, und sie natürlich, gelockt durch seine herrliche Stimme, denn Musik und Gesang macht hier die Leute rein toll, stolz auf seine hervorragende Stellung als Oberbefehlshaber der Militärgewalt dieses Landes, besonders aber wohl weil er ein so hübscher Jüngling war, liebte ihn auch. Und wie! Mit einer Leidenschaft, wie sie hierzulande zuweilen vorkommt, einer Glut, mit der verglichen der Lavastrom eines Vulkans kühl ist; es gab Eifersucht, Krämpfe, Wutanfälle, ganze Tragödien-Szenen. Sie besitzt keine Angehörigen außer einer Mutter, die sie verzog und sich ganz von ihr leiten ließ. Sie können also denken, welche Freiheit sie hatte. . . . . Natürlich wurde im Ort allerlei Böses geredet, das Betragen des Mädchens war auch von der Art, daß schlechte Nachreden und böser Argwohn natürlich schienen; aber die Thatsachen straften solche Gerüchte Lügen, und jetzt glauben und behaupten alle, es sei durchaus nichts Unehrenhaftes geschehen. Das scheint kaum glaublich, denn die beiden sollen den halben Tag zusammen gewesen sein. Aber wissen Sie, es gibt doch solche Charaktere, besonders hierzulande, Mädchen, die frei und gleichsam herausfordernd immer dem Geliebten nachlaufen, die keine Spur von Sittsamkeit zu kennen scheinen und im Gegenteil streng, keusch und unnahbar wie Vestalinnen bleiben. Kurz, das ist Thatsache: der Offizier versprach ihr die Ehe, und sie war damals vor Glückseligkeit nahe daran, den Verstand zu verlieren. Wahrhaftig, ich spreche im Ernst, man fürchtete schon zu der Zeit zuweilen, daß ihr Kopf gelitten habe. Ich glaube es wohl, denn wer kann wissen, was bei Frauen von solcher Gemütsart die Liebe vermag. Eines Tages mußte man mit Gewalt ihr ein Mädchen entreißen, auf das sie aus irgend einem Grunde eifersüchtig war. Hier, dem Café gegenüber, fuhr sie auf sie los, im Beisein von vielen Menschen, und hätte sie übel zugerichtet oder gar umgebracht. Es war ein sehr ernster Auftritt. Und der ist nicht der einzige geblieben: keine Frau durfte im Vorübergehen zu den Fenstern des Offiziers

hinaufschauen oder ihm auf der Straße nachblicken, ohne daß sie in hellen Zorn geriet.

„Der Tag der Ablösung für die Kompanie kam; der Verlobte versprach, nach wenigen Monaten zurückzukehren, sie glaubte ihm — und er verließ sie auf immer. Nun erkrankte die Arme. Vielleicht wenn sie allmählich, zuletzt jeden Schimmer von Hoffnung verloren hätte, möchte es ihr gelungen sein, den Treulosen zu vergessen, aber, noch ehe sie sich völlig erholt, erfuhr sie, daß ihr Geliebter sich verheiratet habe. Der Schlag war unerwartet und schrecklich: sie wurde irrsinnig. Das ist die Geschichte."

„Und dann?"

„Dann that man sie also ins Hospital, und nun ist sie seit einem Jahr wieder hier."

In diesem Augenblick trat ein Soldat ein, der den Doktor abrief.

„Das Weitere erzähle ich Ihnen später; auf Wiedersehen!" Damit verschwand der Arzt. Als der Offizier sich erhob, um zu salutieren, stieß sein Degen klirrend an den Tisch und einen Augenblick später tönte eine Stimme auf dem Platz: „Ich habe ihn gehört, ich habe ihn gehört! Er ist da drinnen!" Zu gleicher Zeit erschien die Wahnsinnige auf der Schwelle.

„Schickt sie fort!" rief der Leutnant und sprang auf.

„Ich will ihn zu Hause erwarten!" hörte er sie fortgehend sagen: „Ich will ihn zu Hause erwarten, meinen lieben Offizier!"

IV.

Die Mutter Carmelas bewohnte mit noch zwei andern Familien zusammen ein elendes Häuschen am Ende des Ortes und ernährte sich mühsam mit Weißnähen. Als ihre Tochter wahnsinnig wurde, hatte sie in der ersten Zeit zuweilen etwas Geld von den reicheren Familien bekommen, aber allmählich hörte solche Unterstützung ganz auf, denn die Mildthätigen sahen ein, daß sie für das Mädchen absolut nichts thun konnten. Carmela wollte weder zu Hause essen noch schlafen und man konnte sie nicht dazu bringen, ein neues Kleid nur eine Woche lang in gutem Stande zu erhalten. Die arme Mutter litt natürlich unbeschreiblich dabei und versuchte mit großer Ausdauer jeden Tag wieder, etwas mit der Tochter anzufangen, doch ganz vergeblich. Zuweilen ließ diese sich nach vielen Bitten ordentlich anziehen, dann plötzlich aber zerriß oder zerschnitt

sie das Gewand. Ein andermal, wenn die Mutter ihr eben das Haar sorgsam glatt gekämmt hatte, fuhr sie mit beiden Händen hinein, löste es und zerzauste die Flechten wie eine Furie.

Den größten Teil des Tages wanderte sie über die einsamsten und steilsten Höhen, gestikulierte, lachte und sprach vor sich hin. Die Karabinieri auf ihren Streifzügen sahen sie oft emsig beschäftigt kleine Türmchen von Steinen zu bauen; sie beobachteten auch, wie sie unbeweglich auf einem Hügel saß, das Antlitz dem Meere zugewandt, oder, ausgestreckt auf der Erde liegend, schlummerte. Wenn Carmela die Männer bemerkte, folgte ihnen ihr Blick bis sie verschwunden waren, nie aber antwortete sie ihnen mit einem Wort, einem Lächeln; nur manchmal, wenn sie schon weit entfernt waren, machte sie mit der Hand eine Bewegung, als ob sie ein Gewehr auf sie anlege, aber immer mit völlig ernstem Gesicht.

Ebenso verhielt sie sich den Soldaten gegenüber: nie stand sie bei ihnen still, nie sprach, nie lächelte sie ihnen zu. Auch nahm sich nie einer heraus, sie zu berühren, denn es ging unter ihnen das Gerücht von gewissen Ohrfeigen, die den Abdruck ihrer Finger auf dem Gesicht zurückließen.

Wo sie aber auch sein mochte, sowie sich eine Trommel rührte, eilte sie herbei. Sie folgte den Soldaten, wenn diese am Strande exerzierten. Während die Sergeanten kommandierten und der Offizier in einiger Entfernung von der Truppe die Uebungen überwachte, zog sie sich etwas zurück und machte mit großem Ernst, einen Stock als Gewehr über die Schulter gelegt, die verschiedenen Stellungen nach, leise dabei die Kommandorufe wiederholend. Dann wieder warf sie ganz plötzlich den Stock fort und trieb sich bei dem Leutnant herum, schaute ihn zärtlich an und flüsterte ihm verstohlen Schmeichelnamen zu, wobei sie den Mund mit der Hand bedeckte, damit die Soldaten es nicht merkten.

War sie in dem Städtchen selbst, hielt sie sich immer auf dem Marktplatz vor dem Hause des Offiziers auf, von einem Kinderkreise umringt, den sie mit allerlei Späßen unterhielt. Bald formte sie aus Papier einen Cylinderhut mit breitem Rand, pflanzte ihn schief auf den Kopf, lehnte sich auf einen Stock und ahmte so, mit näselnder Stimme murmelnd, den Gang des Bürgermeistes nach. Bald mit Papierschnitzeln im Haar, den Mund fest zusammengekniffen, die Hand bewegend als fächele sie sich, karikierte sie die wenigen Damen des Ortes auf ihrem Wege zur Kirche. Ein andermal setzte sie sich eine

alte, vor der Kasernenthüre gefundene, zerrissene Soldatenmütze auf, barg alle Haare darunter und marschierte langsam, ernst, gemessen, mit herunterhängenden, an den Leib gepreßten Armen wie ein steifer Rekrut um den ganzen Platz herum.

Was sie aber auch that oder redete, man beachtete sie nicht mehr viel. Die Kinder, besonders die Straßenjungen, waren ihre einzigen Zuschauer. Die Mütter mahnten auch diese, ihr nicht zu nahe zu kommen, denn einmal hatte sie, ganz ihrer Gewohnheit entgegen, einen achtjährigen Knaben — den schönsten der umstehenden Kleinen — gepackt und so leidenschaftliche, wütende Küsse ihm auf Gesicht und Hals gedrückt, daß dieser laut schrie, aus Furcht, erstickt zu werden.

Selten einmal betrat sie die Kirche, kniete dort nieder, faltete die Hände gleich allen andern und murmelte — Gott weiß was für Worte; doch nach wenigen Minuten fing sie an zu lachen und nahm so seltsame, unehrerbietige Stellungen an, daß schließlich der Kirchendiener sie beim Arm nahm und hinausführte.

Sie besaß eine schöne Stimme und hatte früher gut gesungen; nun, seit sie den Verstand verloren, trällerte sie nur eintönig, unartikuliert, meistens wenn sie auf den Stufen vor der Hausthüre des Leutnants saß und indische Feigen kaute, eigentlich ihre einzige Nahrung.

Auch Stunden der Melancholie kamen ihr, in denen sie zu niemand sprach, selbst nicht zu den Kindern; sie kauerte dann still vor der Hausthüre, den Kopf in ihre Schürze gehüllt, ein Taschentuch vor dem Gesicht und rührte sich nicht, was auch für Lärm um sie herum sein, wie oft auch ihre Mutter sie beim Namen rufen mochte. Ein solcher Zustand war jedoch nicht häufig; meist schien sie vergnügt.

Ihre Zuneigung, ihre Zärtlichkeit gehörte, wie gesagt, ausschließlich den Offizieren; nur muß man darum nicht glauben, daß sie diese allen in gleichem Maße gewährte. Seit ihrer Rückkehr vom Hospital hatte die Garnison schon mehrfach gewechselt; Offiziere verschiedenen Alters, von jeglichem Aussehen, jeglicher Gemütsart waren dagewesen. Man bemerkte, daß sie den jüngeren, auch bei einem Unterschiede von sehr wenigen Jahren, die größere Sympathie entgegenbrachte, daß sie die hübschen sehr wohl von den häßlichen zu unterscheiden wußte, obwohl jeder ihr „Geliebter“, ihr „Schatz“ war.

Einen gewiß vierzigjährigen Kommandeur, der ganz Nase und Bauch war, hatte sie nie recht freundlich behandelt. Bei ihrer ersten Begegnung flüsterte sie ihm freilich zärtliche Worte

zu, doch er antwortete ihr zornig mit einer Stentorstimme und hob drohend die Hand, daß sie begriff es sei das Beste, ihn ein für allemal in Frieden zu lassen. Trotzdem folgte sie ihm auf der Straße und brachte viele Stunden auf den Stufen seiner Hausthüre zu. Er ging ein und aus, sie sprach kein Wort und wich nicht von ihrem Platze.

Ganz ähnlich benahm sie sich gegen zwei andre Offiziere, die gleich nach diesem kamen und in Erscheinung und Wesen nicht bedeutend von jenem abstachen. Die jungen und schönen aber entzückten sie. Einer von ihnen kam auf den Gedanken, sie zu heilen, indem er sich stellte, sie zu lieben, doch nahm er die Sache ganz oberflächlich und gab sie nach einigen Versuchen als langweilig auf. Ein andrer, materieller und weniger philanthropisch gesonnen, fragte sich: Muß denn ein schönes Mädchen durchaus den Kopf auf dem rechten Fleck haben? und versuchte, Carmela zu überzeugen, daß die Vernunft bei der Liebe ganz überflüssig sei; merkwürdigerweise traf er auf ganz unerwartet hartnäckigen Widerstand. Sie sagte kein bestimmtes, entschlossenes Nein, vielleicht weil sie sich nicht klar bewußt wurde, was man von ihr wollte; allein gleichsam instinktmäßig bei jeder Bewegung, die nur etwas — ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll — etwas zweideutig war, kreuzte sie die Arme über die Brust, zog sich ganz krumm zusammen und lächelte eigentümlich, gerade wie Kinder wohl lachen, die glauben, man habe sie zum besten, und ohne die Sache recht zu begreifen, sich stellen als hätten sie verstanden, um dadurch gerade die Erklärung herauszulocken. In solchen Augenblicken, wenn sich ihre Züge belebten, ihre Augen strahlten, schien sie nicht geisteskrank, sondern nur bildschön; jene Zurückhaltung, jene Sprödigkeit, die ihren Bewegungen den Stempel edler Ruhe und reizender Anmut verlieh, hob ihre prachtvollen Formen wunderbar hervor.

Ein Offizier, der eines Tages dem Doktor seine mißglückten Versuche mitteilte, rief aus: „Ich kenne viele Frauen, die ihre Tugend im Kopf, im Herzen, im Gewissen, oder Gott weiß wo haben, aber wahrhaftig eine Frau wie diese, der sie im Blut wohnt, im natürlichen Blut, habe ich noch nie gesehen!“

Man vermutete, daß sie in jedem Leutnant denjenigen zu sehen meinte, der sie einst geliebt und verlassen hatte. Das war nun wohl nicht ganz richtig, da sie nie die geringste Anspielung auf das Vorgefallene machte. Häufig über diesen Punkt befragt, verriet sie durch kein Zeichen Verständnis

oder Erinnerung; sie hörte ganz aufmerksam zu und dann lachte sie.

Wenn ein Detachement fortging, begleitete sie dieselbe bis zum Hafen und winkte dem scheidenden Schiffe mit dem Tuch Grüße nach; sie weinte nicht, sondern machte sogleich dem neuen Leutnant ihre Liebeserklärung.

Der nun zuletzt gekommene junge Offizier schien ihr mehr als alle früheren zu gefallen.

V.

Der Arzt kehrte bald zurück und erzählte dem Leutnant dies alles.

„Wie schade, sie ist so reizend!" rief der Offizier und erhob sich, um zu gehen.

„Freilich, und welch edlen Charakter sie haben muß."

Die Nacht war vorgerückt, keine lebende Seele auf dem Marktplatz zu sehen. Das Haus unsres jungen Kommandeurs lag gerade an der dem Café entgegengesetzten Seite. Langsam, fast widerwillig näherte er sich demselben. „Sie ist gewiß wieder da," dachte er und strengte die Augen an, streckte den Hals und bog den Kopf bald nach der rechten, bald nach der linken Seite, um zu entdecken, ob jemand vor seiner Thüre säße; vergebens, die Dunkelheit war zu groß. Noch zögernder also ging er weiter, oft stillstehend, im Zickzack forschend..... „Wüßte ich, daß mich da irgend ein Schurke mit dem Messer in der Hand erwartet, wahrhaftig ich glaube, ich würde schneller und freier darauf losgehen......" und entschlossen machte er zwölf weitere Schritte. „Ach! da ist sie." Er hatte sie auf einer Stufe vor der Hausthüre entdeckt, aber es war zu dunkel, um ihr Gesicht zu unterscheiden. — „Was thust du hier?" fragte er. Sie antwortete nicht sogleich, aber stand auf, stellte sich ihm unmittelbar gegenüber, legte beide Hände auf seine Schultern und dann sagte sie mit weicher, verschleierter Stimme und einem Ausdruck, der völlig vernünftig schien: „Ich erwartete dich .... ich schlief." —

„Warum erwartetest du mich?" fragte er weiter, indem er ihre Hände herabnahm, die sogleich seine Arme faßten.

„Weil ich bei dir bleiben will."

„Welch ein Ausdruck!" dachte er; — „man sollte meinen, sie sei ganz bei Verstand."

Er zog schnell ein Schwefelholz hervor, zündete es an und beleuchtete Carmelas Gesicht, um ihre Augen zu prüfen. Ermüdung — sie war den ganzen Tag umhergelaufen — und noch mehr der kurze Schlummer hatten ihrem Antlitz seine gewöhnliche krampfhafte, übermäßige Beweglichkeit genommen und es mit einem Hauch der Sehnsucht und Melancholie übergossen, so daß sie in diesem Augenblick geradezu hinreißend und keineswegs irrsinnig erschien.

„Ach, du Lieber, du Lieber!" brach Carmela aus, sowie sie die erhellten Züge des Offiziers sah, und streckte den Arm vor, um zärtlich sein Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger zu nehmen. Er faßte ihren rechten Arm, worauf sie ihrerseits mit der Linken den seinigen, der sie hielt, ergriff, den Mund auf seine Hand drückte, dieselbe küßte und dann plötzlich biß. Er riß sich los, stürzte ins Haus und schloß die Thür.

„Mein Schatz!" rief Carmela wieder, worauf sie sich ganz still auf die Stufen niederließ, das Köpfchen seitwärts neigte, die Arme kreuzte und bald einschlief.

Nachdem sich der Offizier ein Licht angezündet hatte, betrachtete er auf seiner rechten Hand den leichten Abdruck acht kleiner Zähnchen, um den noch die Feuchtigkeit jenes zuckenden Mundes schimmerte. „Was das doch für eine sonderbare Art Liebe ist!" meinte er laut, nahm eine Zigarre und begann auf- und niederzugehen, um sich dabei die morgende Stundeneinteilung für seine kleine Truppe zu überlegen. „Ich will morgen darüber nachdenken," beschloß er bald. Er setzte sich, nahm ein Buch, las einige Seiten, wanderte wieder auf und ab, fing von neuem an zu lesen, entschied sich schließlich fürs Bett. Fast schon hatte er sich entkleidet, als ihm noch ein Gedanke kam. Er lief ans Fenster, wollte es öffnen .... zog die ausgestreckte Hand zurück, zuckte die Achseln und legte sich schlafen.

Am folgenden Morgen, als sein Bursche auf den Fußspitzen bei ihm eintrat, wunderte sich dieser, ihn, ganz seiner Gewohnheit entgegen, schon wach zu finden und sagte lächelnd zu ihm: „Hier unten vor der Thüre ist die Verrückte ...."

„Was thut sie da?"

„Nichts, sie sagt, daß sie auf den Herrn Leutnant wartet."

Der zwang sich zu lächeln, schaute dem Soldaten zu, wie er die Kleider abbürstete und dachte: „Der arbeitet aber heute mit Dampf."

Als er angezogen war, sagte er: „Sieh' nach, ob sie noch da ist."

Der Bursch öffnete das Fenster, blickte hinunter: „Ja,"

„Was macht sie?“

„Sie spielt mit Steinen.“

„Schaut sie herauf?“

„Nein.“

„Steht sie gerade vor der Thüre oder seitwärts?“

„Seitwärts.“

„Dann kann ich ihr entwischen.“

Er ging hinunter, aber das Klirren seines Säbels verriet ihn.

„Guten Morgen, guten Morgen!“ rief Carmela und kam ihm auf den Stufen entgegen. Darauf kniete sie nieder, zog ein Tuch hervor, faßte sein Bein oberhalb des Knöchels und stäubte eifrig den Stiefel ab, wobei sie murmelte: „Warte, warte, noch einen Augenblick Geduld, gleich, gleich, nun so ist's schön . . . .“

„Carmela!“ schrie der Offizier, riß heftig den Fuß aus ihrer kleinen Hand und eilte ganz aufgeregt und verwirrt, fast laufend, fort.

VI.

Nach einem Monat waren der Doktor und der Leutnant innig befreundet. Die Uebereinstimmung ihres Charakters und ihres Alters und auch der Umstand, daß sie an einem Ort, wo es weiter keine jungen Leute ihres Standes gab, so völlig aufeinander angewiesen waren, machte, daß sie sich bald gegenseitig wie zwei alte Freunde betrachteten.

Aber der eine von ihnen, der Offizier, hatte innerhalb dieses Monats sich ganz seltsam in seinen Gewohnheiten verändert. Schon in den ersten Tagen ließ er sich dicke Bücher aus Neapel kommen und einige Wochen hindurch las er den ganzen Abend, machte sich Notizen und ließ sich mit dem Doktor in lange, dunkle Auseinandersetzungen ein, die fast immer so endigten: „Genug; ich glaube, daß die Aerzte bei diesem Fall wenig oder nichts thun können.“

„Nun, wir wollen abwarten, was du zu stande bringst,“ antwortete dann der Doktor und sie trennten sich, um am folgenden Tage mit derselben Diskussion wieder zu beginnen.

Eines Tages, nachdem er gewisse Erkundigungen bei dem Bürgermeister eingezogen hatte, ließ sich der junge Kommandeur den einzigen Schneider des Städtchens rufen, begab sich darauf nach dem Laden des einzigen Hutmachers, auch nach dem des einzigen Krämers und vier Tage später spazierte er am Meeres-

strande ganz in russische Leinwand gekleidet, mit einem großen Strohhut und einer blauen Krawatte. Als ihm an demselben Abend der Doktor begegnete, fragte der: „Nun?"

„Nichts."

„Nicht einmal ein Zeichen . . . ?"

„Nichts, nichts."

„Thut nichts; nur Ausdauer."

Und der andre antwortete entschlossen: „Daran zweifle nicht."

„Der Steuereinnehmer des Oertchens war viele Jahre hindurch Sänger gewesen und spielte verschiedene Instrumente. Nun kam eines Tages unser Leutnant zu ihm und sagte ohne weitere Vorreden: „Thun Sie mir den Gefallen und lehren Sie mich die Guitarre spielen." Jener war bereit, gab ihm jeden Morgen und jeden Abend Stunden; der Schüler machte ausgezeichnete Fortschritte und hatte es bald soweit gebracht, seinem Lehrer die Lieder zu begleiten.

„Sie müssen eine schöne Stimme haben," meinte einst der Einnehmer. Ja, die hatte er wirklich. Nun lernte er denn auch singen und nach Ablauf eines Monats konnte er sizilianische Volkslieder mit einem Schmelz und einem Wohllaut zur Guitarre vortragen, daß es eine wahre Freude war, ihn zu hören.

„Wir hatten schon einmal einen Offizier hier, der auch so schön sang," erzählte ihm der Einnehmer und fügte eines Tages hinzu: „Er hatte ein kleines Liedchen, das er immer sang . . ein Liedchen . . . warten Sie . . . ach, das sang er reizend! So fing es an . . . wissen Sie, er hatte es selbst gemacht . . ja so:

Laß hier, Carmela, friedlich
Mich ruh'n zu deinen Füßen,
Laß mich ins Aug' dir blicken,
Mich deine Wangen küssen
Und so die Tage zieh'n.

Mein blasses Antlitz berg' ich
An meinem letzten Tage
Am Busen dir, und schlummernd,
Wie Kindlein ohne Klage
Laß ich mein Leben flieh'n.

„Bitte, sagen Sie es noch einmal."

Der Einnehmer wiederholte es.

„Bitte, singen Sie es."

Auch das geschah.

Nachdem der Leutnant einmal eine lange Unterredung mit

dem Tabakshändler gehabt hatte, dessen Laden unmittelbar neben seiner Wohnung lag, redete er den Wachtmeister der Karabinieri an: „Ich höre, Sie sind ein vorzüglicher Fechtmeister?"

„Ich? Ach, lieber Gott, seit zwei Jahren habe ich keinen Degen mehr in der Hand gehabt."

„Wollen wir ab und an ein paar Gänge machen?"

„Ach, wie gern!"

„Dann können wir gleich eine Stunde bestimmen."

Und nun konnten alle Vorübergehenden jeden Morgen im Hause des Offiziers ein gewaltiges Säbelklirren, Stampfen, Schreien, Keuchen hören, denn die Fechtübungen nahmen ihren regelmäßigen Verlauf.

„Das Experiment hättest du dir sparen können," sagte einmal der Doktor zu seinem Freunde. „Hat sie gar nicht darauf geachtet?"

„Gar nicht, aber der Versuch mußte gemacht werden; ich weiß, daß er jeden Morgen um diese Zeit dort mit dem Wachtmeister gefochten hat und daß sie, die das nicht mit ansehen mochte, dann auf den Platz hinabging . . ."

„Ach ja!" antwortete der Arzt, „dazu gehört mehr, mein Freund, viel mehr."

VII.

Schon waren sechs Wochen seit der Ankunft des neuen Detachements verflossen, als einmal spät am Abend der Leutnant in seiner Wohnung dem Doktor gegenübersaß, mit der Federspitze in die Flamme des vor ihm stehenden Lichtes bohrte — und sagte: „Ja, wie soll das nur enden? Ich werde noch selbst verrückt; so wird's wohl enden. Ich schäme mich wahrhaftig vor mir selber; siehst du, manchmal meine ich, alle müßten mich hinter meinem Rücken auslachen."

„Weshalb denn?"

„Weshalb?" wiederholte jener, nur um Zeit zur Antwort zu gewinnen. „Nun, über meinen . . . Eifer, über mein Mitleid mit dieser Unglücklichen, über meine nutzlosen Versuche."

„Eifer! Mitleid! Dabei ist doch nichts Lächerliches." — Er sah ihn forschend an und fügte hinzu: „Sag' mir die Wahrheit, du bist in Carmela verliebt."

„Ich!" rief der Offizier ganz betroffen und saß erstarrt da, rot bis an die Stirn.

„Ja, du. Sei doch aufrichtig gegen mich; bin ich hier nicht dein einziger Freund?"

„Freilich, aber gerade weil ich dir gegenüber ganz wahr sein möchte, kann ich so etwas doch nicht zugeben." Er schwieg einen Augenblick und dann sprach er hastig weiter, wobei er bald blaß, bald rot wurde, stotterte, sich widersprach, verwirrt wie ein auf der That ertapptes Kind, das seinen Betrug erzählen muß.

„Verliebt, ich? Und in Carmela? In eine Verrückte? Freund, was fällt dir ein? Wie kannst du auf einen so sonderbaren Gedanken kommen? Wenn das je geschehen könnte... autorisiere ich dich feierlich, meinem Oberst die Mitteilung zu machen, daß es Zeit ist, mich ins Irrenhaus zu bringen. Verliebt!... Lächerlich! Mich dauert das arme Geschöpf; ach ja! von ganzem Herzen; ich weiß nicht, was ich geben würde, um sie gesund zu machen; dazu wäre mir kein Opfer zu groß; ich könnte mich nicht mehr darüber freuen, wenn sie zu meiner eignen Familie gehörte... Das ist alles wahr; aber von solchen Gefühlen bis zu Liebe ist noch sehr weit... Ich bin ihr wirklich gut; du auch, nicht? gehen doch immer Mitleid und Zuneigung zusammen... Ich habe sie auch gern, weil sie ein so gutes, reines Mädchen ist, das den Betrüger leidenschaftlich und ehrenhaft liebte in dem Glauben, seine Frau zu werden, und ihm nicht die eigne Ehre anvertrauen wollte, ehe sie seinen Namen trug... Das nenne ich Tugend, wirkliche Tugend. Siehst du, die bewundere ich, ach! und die Arme hätte wohl ein besseres Schicksal verdient.

„Muß man nicht Mitleid mit ihr fühlen und sie liebhaben? Ist nicht das Wesen ihrer Narrheit noch der Ausdruck einer schönen Seele? Nur sanfte und sittsame Worte kommen aus ihrem Munde, ihre Liebkosungen, ihre Handküsse, ihre Berührungen, alles überschreitet nie die Grenzen des Anstandes. Hast du sie je eine unpassende Handlung begehen sehen? Darum, wiederhole ich dir, bin ich ihr gut. Das arme Wesen, von allen verlassen... lebt es nicht wie ein Hund?... Ja, ja, ich sage es dir ganz offen, ich hab' sie von Herzen gern.

„Und ihre Schönheit selbst,... denn daß sie schön ist wie ein Engel kann niemand leugnen; schau' nur ihre Augen an, ihren Mund... die Hände; hast du wohl schon die Hände beachtet? Oder die Haare? Rauh wie die einer Wilden, aber prachtvoll... Wenn sie nur ordentlich gekleidet wäre!... Nun, ihre Schönheit selbst erfüllt mich mit Mitleid. Wenn ich sie ansehe, muß ich mir sagen, wie schade, daß man dieses

Sonnenauge nicht lieben kann! Weißt du wohl, daß dieses Mädchen, wenn es nur Verstand wie die andern hätte, jedem Manne den Kopf verdrehen müßte?

„Auch so hat sie Augenblicke, wo man ganz toll werden könnte: wenn sie mir zum Beispiel so ruhig in die Augen schaut und dann lächelt und sagt: „Lieber"; auch abends im Dunkeln, wenn ich ihre Züge nicht mehr unterscheide, wenn ich nur höre, daß sie mich erwartet hat, daß sie bei mir bleiben will, daß ich ihr Engel bin ... ja, dann scheint sie mir nicht irrsinnig. Ich höre ihr zu, ich empfinde, was sie mir zuflüstert, als ob sie ihren Verstand hätte, und, glaube mir, so lange die Illusion dauert, schlägt mir das Herz; ... so stark schlägt es, ich sage dir, als wenn ich verliebt wäre ... Dann rufe ich sie bei Namen, ich weiß kaum warum, ich bilde mir ein, sie müßte sich mir in ihrer Antwort plötzlich als ganz geheilt zeigen ... ‚Carmela!' — ‚Was willst du?' fragt sie. ‚Du bist nicht wahnsinnig, nicht wahr?'

„‚Ich wahnsinnig?' und sie sieht mich so erstaunt an, daß ich schwören möchte, sie wäre es nicht.

„‚Carmela!' rufe ich wieder hoffnungsvoll. ‚Wiederhole mir, daß du nicht wahnsinnig bist.' Noch steht sie einen Augenblick verwundert, dann bricht sie in lautes Lachen aus. Ach! Freund, glaube mir, ich möchte dabei gleich mit dem Kopfe an die Mauer rennen! —

„Du weißt, was ich schon versuchte, sie zu heilen, aber noch nicht alles. Fast jeden Abend habe ich sie ins Haus kommen lassen, stundenlang mit ihr gesprochen, ihr die Lieder ihres Verlobten vorgespielt und gesungen, ihr erzählt, daß ich sie liebte, mich gestellt, als ob ich weine und verzweifle, habe ihr erlaubt mit mir zu thun, was sie wollte, mich zu umarmen, zu herzen wie ein Kind ... Ich versuchte sogar ihre Zärtlichkeiten zu erwidern, du kannst dir vorstellen, in welcher Stimmung, ich wüßte nicht auszudrücken, was ich eigentlich empfand: Schauder, Furcht, Scham, Gewissensbisse oder alles zugleich, aber wie ich sie küßte, bebte ich, als ob ich eine Leiche küßte. Dann meinte ich manchmal, ihr ein großes Opfer zu bringen, das mich ganz stolz machte, während mir in andern Augenblicken zu Mute war, als beginge ich ein Verbrechen und als müsse ich mich dafür selbst hassen.

„Ach! mein Freund, was habe ich nicht gelitten! Und das alles umsonst! Je mehr ich in Verzweiflung geriet, desto glühender wurde dies furchtbare Fieber in meinem Herzen ... Ich kann nachts nicht mehr schlafen, weil ich weiß, daß sie

vor meiner Thüre kauert; der Gedanke daran quält mich so, daß mir immer ist, als müsse sie an die Scheiben klopfen, dort ihr verstörtes Gesicht zeigen und mich mit starren, ausdruckslosen Augen unverwandt anschauen. Dann wieder meine ich, sie schon auf der Treppe zu hören — ich richte mich erschrocken auf: Tönt da unten auf dem Platze nicht ihr lautes Lachen? Wie eine eisige Hand legt es sich auf mein Herz und ich finde nicht den Mut, aus dem Fenster zu blicken. Ich fange an zu lesen, zu schreiben, aber immer ist mein Geist bei ihr, immer bin ich traurig, unruhig, in Angst — ich weiß nicht wovor. Ich frage mich, wann dies qualvolle Leben enden soll, wie es enden kann, welche Spur es in meinem Herzen hinterlassen wird — ich wage keine Antwort darauf zu geben und fahre mit den Händen durch die Haare, gerade wie — ja wie ein Unsinniger. — Oh, Freund! sag mir doch, daß ich nicht selbst verrückt werde, denn mein Kopf schwindelt und ich ertrage dies Leben nicht mehr; ich kann es nicht ertragen, ich kann nicht!" — Und er streckte eine Hand nach der des Doktors aus, der, zu bewegt, um sprechen zu können, seinen Stuhl näher heranzog, ihm die Hände auf die Schultern legte, ihn einen Augenblick ansah und umfaßte.

Plötzlich hob der Offizier den Kopf und schaute mit halbem Lächeln auf: „Nun?" fragte jener.

„Wenn sie doch wieder gesund würde, so wie sie einst war? Wenn ihre Vernunft, ihr Herz wieder zur Klarheit erwachten; wenn ihre Augen für immer jenen unheimlichen Glanz, jene schreckliche Starrheit verlören; wenn der Mund nicht mehr so wild lachte; wenn sie mir eines Tages vernünftig sagte: „Ich danke dir, ich segne dich, du hast mir das Leben wiedergegeben, ich bin dir gut, ich liebe dich" ... Und wenn sie weinte! Wenn ich sie weinen sehen, sie sprechen hören könnte; wenn ich sie glatt und ordentlich fände wie andre Mädchen; wenn sie betete und wie früher errötete, und gleichsam in einer zweiten Kindheit alle die Neigungen erwachten, deren Gefühle sich verirrten! — Und wenn ich sagen dürfte, daß ich solchen Wechsel bewirkt, daß ich ihr neue, jugendliche Hoffnungen erweckt, sie der Familie, dem Glücke, der Liebe wiedergegeben habe! — Oh mein Freund!" — er drückte dessen Hände an seine feuchten Augen — „ich würde mir wie ein Gott vorkommen, ich würde denken, ich hätte auch etwas erschaffen und besäße nun zwei Seelen und ein doppeltes Leben, ihres und meines; sie wäre dann mein Geschöpf, das zu mir gehörte, ich glaubte, das Geschick habe sie mir bestimmt, ich

würde sie meiner Mutter wie einen Engel zuführen. — Ich glaube, ich könnte dann vor Freude fast den Verstand verlieren; oh, daß es wahr wäre!“

Weinend ließ er den Kopf auf den Tisch sinken.

„Mein Geliebter!“ rief es in diesem Augenblicke von unten. Der Offizier sprang entschlossen auf: „Laß mich allein,“ bat er den Doktor.

Der schüttelte ihm die Hände. „Fasse doch Mut,“ sagte er und ging.

Der Leutnant stand einige Minuten mitten im Zimmer still, dann ging er zum Fenster, öffnete es, trat einen Schritt zurück und schaute auf das schöne Schauspiel, das sich seinen Blicken darbot.

Die Nacht war heiter und windstill, entzückend klar und schön. Vor ihm dehnte sich der tieferliegende Teil des Ortes aus: die Dächer, die öden Straßen, der Hafen, der Strand; alles hell beleuchtet im strahlenden Glanze des Mondes; die fernen Berge Siziliens hoben sich in so deutlich bestimmten Umrissen ab, daß sie ganz nahe schienen; rings umher tiefe Stille.

„Könnte auch ich diesen seligen Frieden genießen!“ dachte der Offizier, während sein Auge über das unermeßliche Meer schweifte. Klopfenden Herzens trat er näher ans Fenster und sah hinunter. Carmela saß vor der Thüre.

„Carmela!“ rief er.

„Du Lieber!“

„Was thust du da?“

„Was thust du?... ich warte, das weißt du doch, ich warte, daß du mich hinaufkommen läßt. Willst du mich heute abend nicht?“

„Ich will öffnen.“

Voll Freude sprang sie umher und klatschte in die Hände.

Die Thür öffnete sich, der Offizier erschien mit dem Lichte. Carmela trat ein, nahm ihm den Leuchter aus der Hand, ging an ihm vorbei und begann eilig die Treppe zu ersteigen, wobei sie murmelte: „Komm, komm, du Armer.“ Dann wandte sie sich zurück: „Gieb deiner Kleinen die Hand, du schöner Mann,“ und so zog sie ihn nach oben.

Dort ließ er sie sich neben ihn setzen und mit der Geduld eines Heiligen nahm er alle Proben, alle Versuche der vorigen Tage wieder auf, ersann neue, wiederholte sie mehrere Male mit der aufmerksamsten Mühe, dem lebendigsten Eifer, indem er nacheinander Liebe, Haß, Zorn, Schmerz, Verzweiflung

simulierte — ganz vergeblich. Sie sah ihn an, hörte aufmerksam zu, um ihn, wenn er schwieg, laut lachend zu fragen: „Was machst du?“ oder sie sagte: „Armer Kleiner, du thust mir weh!“ Dabei faßte sie seine Hände und küßte dieselben wiederholt mit scheinbar tiefem Mitleide. — „Carmela!“ rief er endlich wieder, um noch einen Versuch zu machen.

„Was willst du?“

Er gab ihr ein Zeichen, sich zu nähern. Sie kam langsam, ihm liebevoll in die Augen blickend, dann plötzlich warf sie sich an seine Brust, schlang die Arme um seinen Hals, drückte den Mund darauf und flüsterte: „Du Lieber! Lieber! Lieber!“

Der arme, junge Mann, der kaum mehr denken konnte, legte seinen Arm um ihren Leib, und sie stützend, zog er sie, fast ohne es zu wissen, mit sich auf das Sofa nieder.

Da riß Carmela sich plötzlich los, schien ernsthaft über etwas nachzudenken und murmelte mit einem leichten Anfluge von Widerwillen:

„Was thust du?“

Ihm ging ein Schimmer von Hoffnung auf, stumm und erwartungsvoll sah er sie an.

Noch eine Minute stand sie, wie es schien, gedankenvoll, dann lächelte sie auf eigentümliche Weise, wie er es nie zuvor sonst an ihr beobachtet hatte.

„Sind wir schon verheiratet, wir zwei?“

Der Offizier stieß einen halblauten Schrei aus; bleich, erregt, den Finger auf den Lippen, die Augen emporgerichtet, überlegte er die Antwort.

In demselben Augenblicke bemerkte Carmela einen Cylinderhut, der an einem Nagel an der Wand hing, brach in ein Gelächter aus, nahm ihn, setzte ihn sich auf den Kopf und hüpfte jubelnd und lärmend durch die Stube.

„Carmela!“ rief er schmerzlich. — Sie trieb es nur toller.

„Carmela!“ wiederholte er und stürzte zu ihr. Erschrocken flog sie die Treppe hinunter und, in einem Nu auf dem Platze, tanzte sie dort umher, in tollem Gelächter schrille Töne ausstoßend.

Er trat ans Fenster. „Carmela!“ rief er noch leise, dann legte er die Hände vors Gesicht und ließ sich auf einen Stuhl nieder.

VIII.

Am folgenden Morgen, gleich nachdem er aufgestanden war, begab sich der Offizier zum Doktor. Als dieser ihn mit so roten Augen und so erregten Zügen sah, verstand er, daß der Freund Trost und Rat bedürfe, und machte sich sogleich daran, demselben eine Predigt in aller Form zu halten. Der aber hörte kaum und schien mit ganz andern Gedanken beschäftigt. Mit einemmal schlug er sich ganz aufgeheitert an die Stirn: „Daß ich daran nicht eher dachte!“

„Woran?“

Der andre antwortete nicht, nahm Papier und Feder und schrieb eilig. Als er geendigt, las er:

„Herr Leutnant!

„Ohne Umschweife, wie es zwischen Kameraden Sitte ist: Ich befehlige jetzt seit anderthalb Monaten das Detachement in St . . ., welches Sie vor drei Jahren im Juli, August, September hatten. Ich lernte hier ein Mädchen von vielleicht achtzehn bis zwanzig Jahren kennen, Carmela genannt, die seit zwei Jahren wahnsinnig ist und, wie es heißt, aus Liebe zu Ihnen den Verstand verloren hat. Was seit Ihrer Abreise von der Insel mit Carmela vorgegangen ist, werden Sie wissen, wie auch den besonderen Charakter ihres Irrsinns, denn ich höre, daß Sie Nachrichten von hier erhalten. Der traurige Zustand der Kranken hat in mir ein Gefühl tiefsten Mitleids erweckt, so daß ich schon alles mögliche versuchte, sie zu heilen. Ich habe mich wie Sie gekleidet, wie Sie spielen und singen gelernt, alle Ihre Gewohnheiten, die ich von Bekannten erfragen konnte, angenommen, von Ihnen gesprochen, mich gestellt, als wäre ich Sie, als liebte ich sie — alles umsonst. Sie können sich nicht vorstellen, wie schmerzlich es mir ist, eine Hoffnung nach der andern dahinschwinden zu sehen.

„Aber ein Versuch bleibt mir noch zu machen, die Mittel zu demselben liegen in Ihrer Hand; gewähren Sie mir meine Bitte! Sie thun ein gutes Werk. Hören Sie: Man sagt, daß eine der erfolgreichsten Arten, Wahnsinnige zu heilen, darin besteht, ihnen mit der gewissenhaftesten Genauigkeit, mit der größten Sorgsamkeit in allen Einzelheiten ein bedeutsames Ereignis wieder vorzuführen, das ihrer Krankheit voraufgegangen ist, sei es die direkte Ursache derselben oder nicht. Es wäre möglich, daß die Szene Ihrer Abreise, von neuem durchlebt, von Wirkung auf Carmela sein möchte. Von den Bewohnern

des Ortes habe ich in Betreff dieser Angelegenheit nur erfragen können, daß Sie am Abend aufbrachen und vorher in Ihrer Wohnung in Gesellschaft des Bürgermeisters, des Wachtmeisters und einiger andrer Herren soupierten. Diese erinnern sich jedoch weiterer Einzelheiten gar nicht oder ganz dunkel. Nun bitte ich Sie um ein Werk der Barmherzigkeit, das dem Geber wenig oder nichts kostet, und von dem doch Leben und Glück abhängen kann. Schreiben Sie mir alles, was Sie noch wissen, berichten Sie mir von den damals anwesenden Personen der Unterhaltung, den Handlungen, von allem. Besonders teilen Sie mir die genaue Stunde und die Minute mit, in der die bedeutungsvollsten Dinge geschahen, erzählen Sie mir klar und in richtiger Reihenfolge. Erweisen Sie mir diesen Gefallen! Ich bitte Sie, thun Sie es! Ich will Ihnen mein ganzes Leben lang erkenntlich sein. Weiteres füge ich nicht hinzu, ich vertraue dem Edelmute Ihres Herzens; ich drücke Ihre Hand als guter Kamerad und sage: Leben Sie wohl ..."

„Nun, was meinst du?"

„Vortrefflich ersonnen; aber weißt du den Namen, das Regiment, die Garnison?"

„Der Bürgermeister weiß alles."

„Glaubst du, daß er antwortet?"

„Ja, ich glaube."

Freilich antwortete er, einen acht Seiten langen Brief, der die genauesten Einzelheiten über alles enthielt, aber kein Wort über seine frühere Liebe, keine Erklärung, nichts als was sich auf das Abendessen und seine Abreise bezog, keine Silbe außer den Antworten auf die Frage, keinen Ausdruck des Mitleids für Carmela. Doch las man wohl zwischen den Zeilen dieses kalten, sachlichen Briefes, daß das Gewissen beim Schreiben lebhaft gemahnt hatte, sonst würde sich wohl eine Form für Bedauern und Reue gefunden, wenigstens am Schluß noch gestanden haben: Ich hoffe ... u. s. w. Nun hieß es zuletzt: „Eine Stunde nach Mitternacht fuhr das Dampfschiff ab. Ich empfehle mich Ihnen." Und dann die Unterschrift.

IX.

„Nun begreife ich", rief der Doktor aus, nachdem sein Freund ihm den Brief vorgelesen hatte, „nun begreife ich, warum keiner von allen denen, die bei jenem Abendessen waren, die

Details erzählen konnte. Natürlich, sie hatten ja sämtlich zu tief ins Glas gesehen!"

An demselben Tage noch begannen beide schon ihre vorbereitende Thätigkeit für den großen Versuch. Sie begaben sich zusammen zu dem Bürgermeister, dem Richter, dem Einnehmer, dem Wachtmeister, kurz zu allen guten Bekannten. Der eine, der Doktor, gebrauchte die Argumente der Wissenschaft, der andre die des Herzens, und so durch viel Reden und Erklären brachten sie es denn schließlich dahin, allen begreiflich zu machen, um was es sich handle, sich ihrer Hilfe zu versichern und jedem die Rolle zuzuteilen, die er spielen sollte.

„Gott sei Dank!" rief der Offizier aus, als sie das Haus des Einnehmers verließen und damit den letzten Besuch gemacht hatten, „die Hauptsache wäre geschehen!"

Darauf ließen sie noch Carmelas Mutter holen und hatten viel weniger Mühe, der die Sache auseinanderzusetzen, wie beim Bürgermeister und den übrigen hohen Herren, gute Leute ohne Zweifel, Leute, denen man voll vertrauen konnte, aber deren Verständnis für solche Dinge recht schwach war.

Carmela fühlte sich seit einigen Tagen nicht wohl und blieb meistens zu Hause. Die beiden Freunde suchten sie auf und fanden sie draußen vor der Thüre sitzen, den Rücken gegen die Mauer gelehnt. Als sie die Herren kommen sah, sprang sie etwas langsamer als sonst empor, trat dem Leutnant entgegen und versuchte wie gewöhnlich denselben zu umarmen, dabei wie sonst Worte der Zärtlichkeit flüsternd.

„Carmela," sprach der Leutnant, „wir haben dir eine Nachricht zu geben."

„Eine Nachricht, eine Nachricht, eine Nachricht —" wiederholte sie leise und streichelte dabei dreimal die Wange des Offiziers.

„Morgen gehe ich fort."

„Morgen gehst du fort?"

„Ja, ich, ich gehe, ich gehe fort von hier: ich verlasse diesen Ort; mit all meinen Soldaten reise ich ab; ich steige auf das Schiff und das trägt mich fort, weit, weit fort."

Er hob den Arm, als wollte er damit eine große Entfernung andeuten.

„Weit, weit fort — von" murmelte sie in die Richtung blickend, in die er zeigte und dann fügte sie, gleichsam nein in die Luft redend — mit ganz gleichgiltigem Tone hinzu: „Das Dampfschiff — ah, das raucht."

Und wieder strebte sie den Leutnant zu umfassen.

„Ganz umsonst!“ dachte dieser kopfschüttelnd.

„Man muß es ihr oft sagen,“ tröstete der Doktor leise. „Warte nur das Weitere ab.“

Sie entfernten sich und verboten Carmela ernst, ihnen zu folgen.

Das Souper war auf den morgenden Tag angesetzt. Heute, also am Abend vorher, saß Carmela wie gewöhnlich vor der Hausthüre des Offiziers. Als dieser kam, ließ er sie in sein Zimmer hinaufkommen, wo der Bursche, den erhaltenen Befehlen gemäß, alles durcheinander geräumt hatte, als ob wirklich die Abreise stattfinden sollte. Tische, Stühle, das Sofa lagen voll von Wäsche, Kleidungsstücken, Büchern, Papieren und mitten in der Stube standen zwei offene Koffer, in die der Bursche schon begonnen hatte einzupacken.

Als Carmela diese Unordnung erblickte, machte sie eine leichte Bewegung der Verwunderung und sah den Leutnant lächelnd an.

„Ich packe meine Sachen für die Abreise.“

Wieder ließ Carmela die Augen durch das ganze Gemach schweifen und zog die Brauen zusammen, eine Bewegung, die ihr sonst nicht eigentümlich war. Der junge Mann beobachtete sie aufmerksam.

„Ich gehe fort, weit fort von hier, ich reise mit dem Dampfschiff.“

„Du reisest mit dem Dampfschiff?“

„Ja. — Ich reise morgen abend.“

„Morgen abend,“ sprach sie mechanisch nach, dann berührte sie die Saiten einer Guitarre, die sie auf einem Stuhle bemerkte, und ließ sie tönen.“

„Bist du nicht traurig, daß ich gehe? Thut es dir nicht leid, mich nie wiederzusehen?“

Carmela blickte ihm fest in die Augen, dann sah sie mit gesenktem Haupt zu Boden, als dächte sie nach. Er fügte nichts Weiteres hinzu und sprach halblaut mit dem Burschen, dem er half die Röcke zusammenzulegen.

Das Mädchen schaute ihnen ganz bewegungslos zu, bis der Offizier zu ihr herantrat und ihr sagte:

„Geh' jetzt, Carmela, du bist lange genug hier gewesen, geh' nach Hause.“

Dabei zog er sie sanft am Arme nach der Thür; sie jedoch wandte sich um und streckte die Hände aus, um sie um seinen Hals zu legen.

„Nein, ich will das nicht!“ rief er.

Sie stampfte einigemal mit dem Fuß, seufzte, schlang die Arme um seinen Nacken, fuhr mit den Lippen über seine Wange, als dächte sie an etwas andres, und dann ging sie, ohne zu lachen, langsam und still, ohne sich umzudrehen, mit einem Gesicht, das nichts ausdrückte, gerade wie bei einem Zerstreuten, der zu gleicher Zeit an hundert Sachen und an keine einzige denkt.

Was mag das bedeuten? dachte der Offizier. Ob es ein gutes Zeichen ist? Gott gebe es! Am folgenden Tage verließ er das Haus nicht und wollte Carmela auch nicht sehen, obgleich er wußte, daß sie wie immer vor seiner Thüre saß. Er bedurfte des ganzen Nachmittags, seine Vorbereitungen für den Abend zu treffen. Seine Wohnung bestand aus zwei Stuben und einer Küche. Das größere Gemach lag zwischen dem Schlafzimmer und der Eingangsthüre und hier ließ er für das Abendessen decken. Der Wirt, sein Nachbar, lieh ihm einen großen Eßtisch, kam zu ihm ins Haus, bereitete dort selbst mit möglichster Feinheit die wenigen Gerichte, die nötig waren, und setzte diese selbst auf den Tisch, gerade wie er es vor drei Jahren bei dem andern Offizier besorgt hatte.

Gegen neun Uhr stellte sich zuerst der Doktor ein: „Sie ist unten“ — sprach er, eintretend — „sie beklagte sich bei mir, dich noch nicht gesehen zu haben. Ich fragte sie, ob sie sich wohl fühle, worauf sie mich ruhig ansah und antwortete: ‚Das Dampfschiff.‘ — Sie lachte auch nicht dabei, ja Gott weiß, wie es in dem Kopf beschaffen sein mag. Oh, betrachten wir uns einmal diese brillante Ausrüstung.“

Beide überblickten prüfend den Tisch und berieten dann miteinander über die beste Art, die Komödie, oder besser, dies durchaus ernste Drama auszuführen: „Haben alle ihre Rollen gut inne?“ fragte der Arzt.

„Ich hoffe es,“ war die Antwort.

Kurz vor zehn hörte man unten an der Thüre das Geräusch von Schritten und Stimmen: „Da sind sie!“ rief der Doktor, der am Fenster stand.

Der Soldat ging hinunter, die Thür zu öffnen, während der Arzt die vier Leuchter an den vier Ecken der Tafel anzündete.

„Wie mir das Herz schlägt!“ rief der Leutnant.

„Mut, Mut!“ tröstete der Freund und drückte seinen Arm.

In diesem Augenblick hörte man Carmela ausrufen: „Ich gehe auch aufs Dampfschiff!“ Dann klatschte sie in die Hände.

„Nur Mut!“ flüsterte der Doktor noch eilig: „Hast du gehört?“ Es fängt schon eine Idee an Eingang bei ihr zu finden; das ist ein gutes Zeichen. Nimm dich zusammen! Die Gäste sind da.“

Die Thür ging auf; lächelnd und sich verneigend traten sie ein: der Bürgermeister, der Richter, sie alle, die sich im Café getroffen hatten. Während der Leutnant sie dankend bewillkommte, flüsterte der Doktor dem Burschen, der in einer Ecke gewartet hatte, etwas ins Ohr, und dieser verschwand. Eine Minute später kehrte er, ohne daß jemand es zu bemerken schien, mit Carmela zurück, und beide, sich auf den Zehen dicht an der Wand entlang schiebend, traten ins anstoßende Zimmer ein.

„Setzen wir uns“, sagte der Wirt. — Sie folgten der der Aufforderung, und das Schurren der Stühle zusammen mit dem langgezogenen „Ah“ der Befriedigung, das Feinschmecker ausstoßen, wenn sie sich an der Tafel niederlassen, übertönte das leise Geräusch an der Thüre zum Nebenzimmer, die Carmela öffnete und sich mit den Worten: „Ich habe ihn schon den ganzen Tag nicht gesehen“ dem Offizier entgegenstürzen wollte. Es gelang dem Burschen, sie zurückzuhalten, er zog sie auf einen Stuhl dicht bei der Thüre nieder, dann öffnete er die Flügel wieder eine Hand breit, so daß sie das Gesicht daran legen und durchsehen konnte. Keiner der Gäste wandte sich nach ihrer Seite, keiner sah dahin, und Carmela rührte sich nicht mehr.

Nun begann ein immer wachsendes Getöse, ein Klirren der Gabeln, Messer, Gläser, lautes Lachen und ein Gewirr sich gegenseitig überschreiender Stimmen. Mit Ausnahme der beiden Freunde aßen alle mit dem besten Appetit von der Welt und tranken tüchtig dazu. Sie spendeten der Disziplin, der Tugend, den Sitten der Leute des Detachements eifrige Lobeserhebungen; sie priesen den vorzüglichen Wein, die ausgezeichneten Speisen; dann sprachen sie von dem Wetter, von der zauberhaft schönen Nacht, in der die Seefahrt ein Vergnügen sein würde; danach kamen sie auf die Politik, wieder auf die Soldaten, die Reise und so munter weiter, wobei sie immer lustiger lachten, die Gläser immer eiliger leerten, bis alle Gesichter erglühten, alle Augen leuchteten, die Worte anfingen ohne genauen Zusammenhang von den Lippen zu fallen. Fast ohne sich dessen bewußt zu werden, hatte jeder seine Rolle ernsthaft genommen und gab sie vorzüglich.

Aber je mehr die andern des Zweckes der Zusammenkunft

vergaßen und heiterer wurden, desto unruhiger klopfte dem Leutnant das Herz, desto mehr zeigten seine Züge die Erregung seiner Seele. Nur der Doktor bemerkte das übrige und, indem er ihm leise zusprach, beobachtete er verstohlen Carmela. Die saß unbeweglich mit dem Gesicht an der Thürspalte; der Bursche hatte sich still entfernt.

Zu einer genau bestimmten Zeit kamen drei Soldaten ins Zimmer, beluden sich mit dem in einer Ecke stehenden Koffer und gingen mit demselben fort. Carmela folgte ihren Bewegungen mit den Augen und wandte dieselben erst, als sie verschwunden waren, dem Tische wieder zu.

Nun sagte der Doktor dem Bürgermeister etwas ins Ohr.

„Einen Toast!" rief dieser sogleich und erhob sich mühsam mit dem Glas in der Hand: „Laßt uns ein Glas leeren auf die Gesundheit dieses tapferen Offiziers, der die brave, nun von uns scheidende Kompanie kommandiert, der fortgeht aus unserm Ort und welcher immer und beständig doch an unserm Ort hier bleiben wird in schöner, unvergänglicher Erinnerung an die brave Kompanie, kommandiert von diesem tapfern . . ." Er dachte einen Augenblick nach und rief dann kurz entschlossen:

„Es lebe der Herr Leutnant, der jetzt scheidet!"

„Er lebe hoch, hoch!" Und die Gläser klangen aneinander, der Wein spritzte auf das Tischtuch.

Der Bürgermeister sank schwer auf seinen Sitz zurück.

Noch ähnliche Toaste wurden ausgebracht und dann wieder sprachen alle zu gleicher Zeit von Politik, Soldaten, dem Wein, der Reise.

„Herr Einnehmer, geben Sie uns ein Lied zum besten!" rief der Doktor.

Alle stimmten der Bitte bei. Der Einnehmer zierte sich ein Weilchen, entschuldigte sich, ließ sich überreden, lächelte dann, räusperte sich, nahm die Guitarre und sang einige Verse, bis die Gäste ihn wieder durch laute Unterhaltung unterbrachen.

„Mir her!" rief da der Offizier, und alle schwiegen.

Er nahm das Instrument, stimmte es, erhob sich, wobei er sich stellte, als ob er schwanke, und begann. Er war bleich, seine Hände zitterten wie im Fieber, trotzdem sang er das Liedchen mit hinreißendem Schmelz und bezauberndem Ausdruck:

Laß hier, Carmela, friedlich
Mich ruh'n zu deinen Füßen,
Laß mich ins Aug' dir blicken,
Mich deine Wangen küssen
Und so die Tage zieh'n.

Carmela horchte immer aufmerksamer, zuweilen die Augenbrauen zusammenziehend, wie in tiefes Denken versenkt.

„Bravo! Bravo! Sie singen göttlich!“ riefen die Gäste einstimmig. Und er fuhr fort:

Mein blasses Antlitz berg' ich
An meinem letzten Tage
Am Busen dir, und schlummernd,
Wie Kindlein ohne Klage
Laß ich mein Leben flieh'n.

Dieselben Worte, dieselbe Melodie, alles wie in jener Nacht. — „Bravo! ausgezeichnet!“ erscholl es noch einmal von allen Seiten.

Der Leutnant sank gleichsam erschöpft auf seinen Sessel, die andern schrieen durcheinander; Carmela saß still wie eine Statue, den starren Blick aus großen Augen unverwandt auf den Sänger gerichtet; der Doktor schaute verstohlen auf sie.

„Still!“ rief der Offizier. Alle schwiegen und durch das offene Fenster hörte man unten auf dem Platz die fröhliche Musik von Flöten und Violinen, die Tritte, das Summen herbeieilender Menschen. Es waren die zehn oder zwölf Musikanten des Fleckens, denen ein großer Teil der Bewohner folgte, die wirklich glaubten, daß das Detachement abreise. Carmela fuhr zusammen und wandte sich dem Fenster zu. Ihre Züge zeigten erwachendes Leben, ihre schönen Augen flogen unaufhörlich vom Fenster zum Leutnant, von diesem zu den Gästen und wieder zum Fenster, als möchte sie der Musik lauschen und dabei doch nicht die geringste Bewegung der Herren unbeachtet lassen.

Als die Musik schwieg, klatschten die unten versammelten Leute in die Hände, gerade wie sie es vor drei Jahren gethan hatten.

In demselben Augenblick trat die Ordonnanz eilig ein und meldete mit lauter Stimme.

„Herr Leutnant, das Schiff ist zur Abfahrt bereit.“

Jener erhob sich und sagte:

„Dann muß ich fort.“

Carmela stand leise auf, ohne den Blick von ihm zu wenden, und schob ganz sacht den Stuhl beiseite.

Alle Anwesenden umdrängten den jungen Offizier. Zu gleicher Zeit erschien auch Carmelas Mutter, eilte unbeachtet ins andre Zimmer, umfaßte die Tochter und sagte zärtlich tröstend: „Sei guten Mutes, in zwei Monaten ist er wieder da!“

Carmela sah die Mutter fest an, löste langsam den einen und den andern Arm von ihr und drehte ganz allmählich den Kopf wieder so, daß sie das Auge auf den Leutnant richten konnte.

Dem drückten die Herren die Hände und dankten ihm mit guten Wünschen und Abschiedsgrüßen; er gürtete sich den Säbel um, setzte sich das Käppi auf, hing die Reisetasche um — —

Während er so beschäftigt war, hatte Carmela, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Thür geöffnet und einen Schritt vorwärts gemacht; immer noch schweifte ihr irrer Blick von einem zum andern; mit beiden Händen rieb sie sich die Stirn, zerzauste sich das Haar, seufzte tief auf und zitterte am ganzen Körper.

Vom Platze schallte von neuem die Musik und fröhliches Händeklatschen.

„Gehen wir also!“ sprach der Offizier, sich dem Ausgange nähernd.

Ein lauter, verzweifelnder, herzzerreißender Schrei brach tief aus Carmelas Brust. Sie stürzte sich auf den Leutnant, umschlang ihn mit übermenschlicher Kraft, drückte leidenschaftliche Küsse auf sein Gesicht, seinen Hals, seine Brust, wohin ihr Mund traf; schluchzend, weinend, stöhnend streichelte sie ihm Schultern, Arme, Kopf, wie eine Mutter ihrem aus den Wogen geretteten Kinde, das, von denselben fortgerissen, eben noch seine Arme hilfesuchend nach ihr ausstreckte. Nach wenigen Augenblicken jedoch fiel das arme Mädchen bewußtlos zu Boden.

Sie war gerettet.

Der Offizier warf sich in die geöffneten Arme des Freundes. Die Mutter kniete bei ihrer Tochter, dieselbe mit Küssen und Thränen bedeckend. Die Umstehenden erhoben Augen und Hände zum Himmel in Dankbarkeit gegen Gott. Die Musik erklang noch von unten. —

Vier Monate später in einer wunderbar schönen Septembernacht, fast so hell wie der Tag, fuhr das Dampfschiff, welches am Abend Tunis verlassen und wie immer am Hafen unsres Fleckens angelegt hatte, schnell der sizilianischen Küste zu. Die See lag so ruhig da, daß das Fahrzeug sich kaum zu bewegen schien. Die Passagiere waren sämtlich auf dem Deck und schauten schweigend auf den klaren Himmel und das im Mondschein erglänzende Meer.

Abgesondert von den andern, an der der Richtung des Schiffes entgegengesetzten Seite, lehnten ein junger Mann und eine Dame gegen die Brustwehr, Arm in Arm, die Häupter nahe

aneinander. Noch sah man in der Ferne die verschwommenen Umrisse der kleinen Insel, die man verlassen hatte, und dahin blickten beide. Eine lange Zeit standen sie ganz still in dieser Haltung, bis endlich die Dame den Kopf hob und leise sagte:

„Mir thut doch das Herz weh, so mein armes Städtchen zu verlassen, wo ich dich zum erstenmal gesehen, wo du mich ins Leben zurückgerufen hast.“

Und sie lehnte die Stirn an die Schulter ihres Gefährten.

„Wir wollen eines Tages wieder dahin zurückkehren,“ antwortete dieser, und wendete leicht ihren Kopf, um in ihre Augen zu schauen.

„Gehen wir dann auch in deine Wohnung?“ flüsterte sie.

„Ja.“

„Und wollen wir an jenem Fenster miteinander plaudern, von wo du mich so manches Mal riefest?“

„Ja.“

„Und willst du auch wieder auf der Guitarre spielen, wieder jenes Lied singen?“

„Ja, ja.“

„Oh, singe mir es jetzt!“ rief Carmela eifrig: „Singe es ganz leise!“

Der Offizier näherte seinen Mund ihrem Ohre:

Laß hier, Carmela, friedlich
Mich ruh'n zu deinen Füßen . . .

Da legte Carmela die Arme um den Hals ihres Gatten und brach in Thränen aus.

„Du armes, süßes Wesen!“ — rief er, sie an seine Brust drückend — „hier, hier, an meinem Herzen, hier ist dein Platz.“

Sie fuhr plötzlich zusammen, blickte rings umher, sah auf die Insel, das Meer, auf ihren Gatten und rief: „Ach! Es ist ein Traum!“

Er unterbrach sie: „Nein, du Engel, es ist ein Erwachen!“

Und das Schiff glitt dahin wie vom Winde getragen.

Der Rekrut.

An einem Sonntage war's gegen fünf Uhr abends und köstliches Wetter. Die Kaserne stand fast leer. Die meisten Soldaten waren in die Stadt gegangen, die wenigen noch zurückgebliebenen beendigten teilweise in den Schlafsälen ihren Anzug oder warteten im Vorhofe auf ihre Kameraden, um sich auch auf den Weg zu machen, und riefen von Zeit zu Zeit hinauf: „Spute dich!" worauf die von oben zurückschrieen: „Im Augenblick!" und sich vielleicht bemühten, den Gürtel möglichst eng zuzuziehen, um sich die Taille schlank zu machen. Auch die vor zwei Tagen erst beim Regiment eingestellten Rekruten waren auf einem Spaziergange oder gingen jetzt fort, sechs, acht, zehn miteinander, alle ernsthaft und gerade, die Mützen schief, die Röcke schlecht sitzend, die Hände offen, die Finger gespreizt in großen, weißen Handschuhen, und die wachthabenden Soldaten, welche auf einer Bank vor der Thüre saßen, beobachteten die Neulinge spottend, wie sie vorübergingen, obgleich der Sergeant ab und zu brummte: „Laßt mir die armen Jungen zufrieden." Der Offizier du jour las in einem Journal, auf seinem Bette ausgestreckt, in einem Zimmer des ersten Stockes.

Im abgelegensten Winkel des Hofes saß ein Rekrut ganz einsam auf einer Thürstufe, die Ellbogen auf die Kniee gestützt, das Kinn in die Hände gelehnt. Er folgte mit dem Blicke jedem fortgehenden Gefährten und, als niemand mehr vorüberkam, richtete er die Augen auf den Boden. Er sah aus wie einer jener guten Burschen, die sich zwar mit Schmerz von ihrer Familie und ihrem Geburtsorte trennen, aber mit Ergebung und gutem Willen Soldat werden; spricht doch all das viele gedruckte Gesetz so klar, stand doch ihr ganzer Vor- und

Nachname schön lang gezogen auf der am Pfosten angeschlagenen Liste, sind doch ihre Alten einst gegangen, wie es nun ihre Gefährten thun, und kurz, weil ihr König sie ruft, ist nichts dagegen zu sagen und man darf nicht weiter darüber grübeln. — Auf diesem Gesichte übrigens lag noch etwas mehr als der Ausdruck von Nachdenken und Staunen, der den Rekruten in den ersten Tagen eigentümlich ist, man las auch Zeichen von Schwermut darauf. Vielleicht bereute er, nicht mit den andern ausgegangen zu sein. Wenn man am Sonntage bei schönem Wetter zu Hause bleibt, fühlt man sich immer ein wenig melancholisch.

Allmählich wurde die Kaserne leer und es herrschte tiefe Stille.

Ein Korporal im Arbeitsanzuge, eilig den Hof durchschreitend, sah den Rekruten, stand still und fragte ihn barsch:

„Was machst du da mit den Händen im Schoße?"

— — „Ich?" antwortete der Rekrut.

— „Ich?" wiederholte der andre, die Silbe nachäffend langziehend, verwundert. „Das ist ja merkwürdig! Zu wem spreche ich hier? Zum Mond? Ja, gerade du. Und steh' einmal auf, wenn du mit deinem Vorgesetzten sprichst."

Der Rekrut erhob sich.

„Wer bist du? Von welcher Kompanie?"

„Kompanie?"

„Kompanie?" fragte wieder der Korporal spottend. — „Weißt du wohl, daß du ein gewaltiger Rübenkopf bist, du?"

Er näherte sich ihm, faßte den Saum seines Rockes und, indem er den Burschen so daran zog, daß dieser schwankte, schrie er ihn an: „Sieh', wie du dir die Uniform zugerichtet hast dadurch, daß du so wie ein Lumpensammler auf der Erde sitzest!"

Der Rekrut begann, sich den Rock mit der Hand rein zu machen.

„Sieh', wie deine Schuhe aussehen!" und er gab ihm einen Fußstoß gegen die Zehen.

Der Soldat zog ein Sacktuch heraus und bückte sich, um sich die Stiefel abzustäuben.

„Mach' dir das Halstuch in Ordnung, das geht dir ja bis an die Ohren!" Und in seine Halsbinde fassend, schüttelte er ihn, daß er beinahe auf die Erde fiel.

Der Soldat hob die Hand zum Halstuch.

„Setze dir die Mütze vernünftig auf."

Er legte jetzt seine Hand an die Mütze.

„Und zieh' die Hosen hinauf, wenn du nicht willst, daß sie in einer Woche verhunzt werden sollen, und drehe die Knöpfe am Rock nach der rechten Seite und nimm die Ohrringe heraus, die sind eine alberne Lächerlichkeit, und steh' nicht da mit dem Kinn auf der Brust wie ein Mönchsbruder, und sieh' die Leute nicht mit solchem Gimpelgesicht an . . ."

Der arme Junge fuhr mit den Fingern bald an das Halstuch, bald an die Beinkleider, an die Knöpfe, an die Mütze, ohne daß es ihm gelang, etwas in Ordnung zu bringen, und je mehr er sich abmühte, desto weniger wußte er, was er thun sollte. In diesem Augenblicke ging die junge, stattliche Marketenderin vorüber und die Grausame stand still, um ihn anzusehen. Lächerlich in den Augen einer schönen Frau erscheinen! Ach, das ist die qualvollste Schande! Der arme Rekrut verlor ganz und gar den Kopf, er fingerte noch ein wenig an der Halsbinde und den Knöpfen herum, dann ließ er die Arme hängen, das Kinn sank auf die Brust, die Augen hefteten sich auf die Fußspitzen, er stand still wie eine Statue, ganz vernichtet da.

Die Marketenderin lächelte und ging weiter. Der Korporal sah ihn kopfschüttelnd mit verächtlichem Mitleid an und wiederholte: „Was für ein Murmeltier! Ein Murmeltier!"

Dann erhob er die Stimme lauter: „Du mußt aufwachen, mein Lieber, und zwar bald, oder ich versichere dir, wir werden dich schon wecken, und wie! Arrest und Brot und Wasser, Brot und Wasser und Arrest abwechselnd, um dir nicht langweilig zu werden. Das schreibe dir gut ins Gedächtnis. Und nun gehe nach deinem Bette, um deine Sachen zu reinigen, marsch!" Er verstärkte den Befehl, indem er den Arm mit dem ausgestreckten Zeigefinger nach den Fenstern der Schlafräume hob.

„Aber ich . . ."

„Schweig'!"

„Nein, ich . . ."

„Schweigen, sage ich dir, wenn du mit deinen Vorgesetzten sprichst, oder da ist das Gefängnis! — siehst du's?"

Er entfernte sich brummend. „Oh, welche Menschen! welche Menschen! Armes Heer! Armes Italien!"

„Herr Korporal!" rief schüchtern der Rekrut.

Jener wandte sich um und deutete ihm wieder mit schrecklichen Augen das Gefängnis an.

„Ich möchte Sie noch etwas fragen."

Der Ton war so achtungsvoll, so unterwürfig, daß er nicht umhin konnte zu sagen:

„Was wollt Ihr?“

„Ich wollte fragen, ob Sie nicht wüßten, daß hier in diesem Regimente ein Offizier aus meinem Orte ist, der hier sein muß, aber von dem ich nicht weiß, wo er sein . . .“

„Aus Eurem Orte? Wenn sie aus deinem Orte alle von deiner Art sind, ist sehr zu wünschen, daß niemand weiter von da im Regiment ist, als du!“ Und er ging achselzuckend fort.

„Was sind das für Manieren!“ murmelte der Rekrut traurig, indem er dem sich entfernenden Korporal nachschaute. „Sie haben mir übrigens gesagt, daß sie so . . .“ fügte er hinzu, indem er sich wieder setzte. „Aber warum sind sie so? Warum behandeln sie uns so schlecht? Was haben sie gegen uns? Was sind wir denn? Etwa Hunde? . . . Und fünf Jahre soll ich dies Leben führen! Oh . . . es ist zu viel, zu viel!“ Er legte die Hände vors Gesicht und dachte an seine ferne Familie. „Wenn die mich in diesem Zustande sähen!“ sprach er in seinem Herzen, „die Armen!“

Ein lautes Lachen aus dem hinteren Hofe schreckte ihn empor; er schlug die Augen auf und bemerkte drei wachhabende Soldaten, die ihn miteinander plaudernd und lachend betrachteten.

„Nein, welch' ein Gimpel!“ begannen jene drei. „Er ist verliebt. — Er denkt an seine Teure. — Wo hast du deinen Schatz denn gelassen, sag'? — Die Arme wird jetzt wohl schon jemand zum Tröſten gefunden haben. — Sieh', sieh', was er dir für Augen macht!“ — Und dann fingen wieder alle drei mit dem Tone eines Priesters, der die Messe singt, an: „Oh, welch' ein großer Gimpel!“

Der arme Bursche wurde blaß; sie hatten ihn aufs tiefste verwundet; er konnte sich nicht mehr halten, sprang auf . . .

„Wer ist denn dieser Verliebte?“ sagte der wachhabende Leutnant für sich und trat mit dem Journal in der Hand ans Fenster. Die Soldaten bemerkten ihn und verschwanden; der Rekrut hob das verzerrte Gesicht zum Fenster und schaute ihn an. Auch der Offizier betrachtete sich den Soldaten, und wie er diesen erst eine Miene der Aufmerksamkeit, dann der Ueberraschung und darauf der Zufriedenheit machen sah, ohne das Auge von ihm zu wenden, dachte er: „Wer kann dies Original sein?“ stieg in den Hof hinunter und stellte sich vor ihn hin.

„Was hast du zu lachen und dir die Hände zu reiben?“ fragte er mit strengem Tone.

Und jener, obwohl ein wenig beschämt und verlegen, fuhr fort zu lächeln.

„Aber weißt du denn, daß du ein ganz komischer Kerl bist — ich frage, warum du lachst?“

„Darum . . .“ antwortete der Rekrut mit niedergeschlagenen Augen, mit beiden Händen eine Falte streichelnd; „ich wußte, daß Sie in diesem Regiment waren, und nun haben sie mich auch hergeschickt . . . Sie erinnern sich wohl nicht mehr, aber ich noch so gut; vor drei Jahren sind Sie fortgegangen und ich kannte Sie und auch Ihre Familie, wir waren Nachbarn, und morgens sah ich Sie immer vorübergehen zur Jagd und . . . wir sind aus demselben Orte, darum . . .“

„Oh, nun verstehe ich!“ rief der Leutnant und schaute ihn aufmerksam an, um herauszufinden, wer er wäre.

„Ich wußte, daß Sie Offizier werden wollten, als Sie fortgingen, und daß Sie auf die Kriegsschule gegangen waren, und nachher sind Sie nicht wiedergekommen. . . . Inzwischen ist die ganze Vorderseite des Domes neu gemacht und auf dem Platze haben sie ein Kaffeehaus hingebaut . . . beinahe so groß wie dieser halbe Hof, und immer voll Menschen.“

„Warte, warte! Nun weiß ich; heißt du nicht Renzo?“

„Ja freilich!“

„Ihr wohntet in dem kleinen Häuschen dicht bei der Kirche vor dem Thore, meine ich.“

„Ganz recht! Vor dem Thore, der Mühle gegenüber.“ Er wußte sich nicht mehr zu halten vor lauter Freude.

„Ich erinnere mich Eurer sehr gut. Und . . . sag' einmal, wie gefällt es dir denn, Soldat zu spielen?“

Das Gesicht des Rekruten veränderte sich plötzlich, er senkte die Augen und schwieg.

„Warum bist du nicht mit den andern spazieren gegangen?“

Er antwortete nicht und betrachtete seine Nägel, als ob er nachdächte, was er sagen sollte, während seine Gedanken doch deutlich in seinen Gebärden zu lesen waren.

Der Offizier verstand, und mit freundlicher Stimme, die direkt zum Herzen ging, fragte er: „Was fehlt dir?“

Da löste sich das Band seiner Zunge, und allmählich immer lebhafter werdend, begann er erregt: „Was mir fehlt? Hören Sie, Herr Leutnant, mir fehlt . . . ich weiß nicht einmal was, aber man behandelt uns auf eine Weise, die einem mißfallen muß, das ist es. Wenn man etwas fragt, antworten sie nicht, und dann sagen sie grobe Worte und man soll still dazu schweigen, oder: das ist das Gefängnis. (Er ahmte die

Stimme des Korporals nach.) Ich weiß selbst, daß wir uns noch nicht anzuziehen verstehen und daß wir noch keine guten Soldaten sind, aber es ist doch nicht unsre Schuld, daß wir erst zwei Tage hier sind. Können wir was dafür? Wir sind ja hergekommen, um zu lernen, da, meine ich, sollte man auch ein wenig Geduld mit uns haben. Und dann machen sie uns lächerlich, wenn Menschen dabeistehen, und fassen uns an und stoßen mit uns herum, und wir sollen alles ertragen, während sie lachen. . . . Ich kann nicht begreifen, weshalb sie uns mißhandeln. Ich bin freudig Soldat geworden, denn ich dachte: Ich will meine Pflicht thun und meine Vorgesetzten sollen mich gern haben, aber jetzt sehe ich . . . Es ist ja möglich, daß ich mir nicht so viel daraus machen werde, wenn ich mich einmal eingewöhnt habe, aber noch thut es weh, in dieser Weise behandelt zu werden. Ich war zu Hause an meine Familie gewöhnt und alle da hatten mich lieb, und hier statt dessen . . . Das schmerzt, das schmerzt zu sehr!“

Diese letzten Worte wurden wirklich trostlos gesprochen; dann schwieg er, und die Augen niederschlagend fuhr er noch fort halblaut zu murmeln.

Der Offizier ließ einige Augenblicke schweigend verstreichen, zündete sich eine Zigarre an, und in ganz nachlässiger Weise, als ob er nichts gehört hätte oder nichts verstehen wollte, sagte er zu ihm: „Ziehe dir doch die Halsbinde ein wenig herunter (er half ihm selbst dabei); so, das ist gut. Drehe dich einmal um.“

Der Soldat drehte ihm den Rücken zu; der Leutnant faßte den Saum seiner Uniform. „Weißt du, das darf keine Falten werfen, der Rock muß glatt sitzen wie ein Mieder. Nun dreh' dich wieder um.“

Darauf schob er ihm die Mütze zurecht. „So, ein wenig schief, das gibt ein freieres Aussehen.“

Der Rekrut lächelte.

„Und dann halte dich recht gerade und trage den Kopf hoch, und wenn du gehst, dann gehe leicht und frisch wie früher, als du auf unserm Hof Boccia spieltest, weißt du noch?“

Er lachte und nickte.

„Schön,“ — fuhr der Offizier fort, indem er sich an die Wand lehnte und ein Bein über das andre schlug, „und sieh allen hübsch frei ins Gesicht, denn du brauchst vor keinem Furcht zu haben, dich vor niemand zu schämen. Verstehst du? Wenn der König selbst vorüberkäme, mußt du doch den Kopf hoch heben und deine Augen fest auf ihn richten, als wolltest

du sagen: „das bin ich!“ denn auf solche Weise müssen wir Soldaten unsern Respekt zeigen. Das vergiß nicht.“

Der Soldat nickte wieder, er fing an vergnügter auszusehen.

„Dann mache dir auch klar, daß du, einmal in die Kaserne eingetreten, deine Redeweise ändern mußt: wenige Worte, aber frei, laut und deutlich, mit wem du auch sprichst: Ja oder nein, nein oder ja, und hast du weiter nichts zu sagen, desto besser. Stehst du in Reih und Glied, dann still wie in der Kirche; sind die Reihen aufgelöst, dann bist du bei dir zu Hause; machen die andern Lärm, sei du selbst viel lauter und sieh nicht bloß zu, davon wird man melancholisch, sondern sei mitten dazwischen. Du wirst bald Freunde unter deinen Kameraden finden, das kannst du mir glauben; du sollst sehen, einige werden dir lieb wie Brüder werden, denn wenn hier auch Mangel an allem sein mag, an guten Herzen fehlt's nicht . . . . Hast du eine Pfeife?“

„Nein, Herr.“

„Sonst könntest du rauchen . . Und wenn ein Vorgesetzter schimpft . . . ., nun, hat er recht, so höre zu und mach' es dir zu nutze; hat er unrecht, höre ebenso ruhig zu und nimm dir's nicht zu Herzen, wir haben eben alle Fehler und können alle Verkehrtheiten machen, beim Schelten kann sich jemand manchmal irren, beim Ungehorsam irrt man sich immer. Glaube nur nicht, daß einer, der dich ausschilt, etwas gegen dich habe oder böse auf dich sei oder dir übel wolle. Das ist ganz verkehrt. Die Hitzköpfe sind gutmütiger als manche andre, sie meinen es gut, und müßten sie von euch fort, würden sie in vierzehn Tagen vor Schwermut sterben. Sie schimpfen, sie fahren auf einen los, das ist eine bloße Angewohnheit, eine Erweiterung der Lungen. Du wirst sie am Ende am liebsten mögen. Du wirst sie weinen sehen, wenn sie fortgehen. Das habe ich oft beobachtet. Bei Custozza —“

„War das nicht die Schlacht, die schlecht ging?“

„Gerade die; da sah ich einen Hauptmann, welcher der Schrecken der ganzen Kompanie war, den niemand leiden konnte, und doch irrten sich alle in ihm. Nun, kein Verwundeter sank um, ohne daß er hinlief, ihm beizustehen, die Wunde zu untersuchen und ihm Mut einzusprechen: „Hauptmann, Hauptmann, verlassen Sie mich nicht!“ riefen die Blessierten, ihn an den Armen und der Uniform festhaltend. „Nein, mein Söhnchen“ — antwortete er — „ich bleibe bei dir, bis du besser wirst, Mut, Sohn, Mut! Dein Hauptmann verläßt

dich nicht!" Denke, was das für ein Mann war! Und wie der sind viele andre, man muß nur nicht nach dem Scheine urteilen, sondern Nachsicht mit denen haben, die uns böse vorkommen, den Guten dankbar sein und alle achten, weil wir doch alle Soldaten sind und von heute bis morgen als tapfere Männer einer vor den Augen des andern sterben können. Dann erträgt man auch frohen Mutes jede Art von Leben, das ist gewiß. Frage nur, forsche, laß es dir von deinen Kameraden sagen, die tapfersten Soldaten lieben ihre Vorgesetzten. Denke an — wie hieß er noch gleich? . . . den Soldaten Perrier, anno achtundvierzig, der sich zwischen seinen Leutnant und die Feinde warf und, mit drei Kugeln in der Brust zu Boden sinkend, rief: „Vergessen Sie mich nicht, mein guter Leutnant, ich sterbe glücklich, Ihnen das Leben gerettet zu haben." Und jener Grenadier, ich habe den Namen nicht behalten, der, statt seinen verwundeten Hauptmann zu verlassen, sich lieber mit Bajonettstichen töten ließ und den Feinden zuschrie: „So lange ich lebe, lasse ich ihn euch nicht." Auch die acht oder zehn, welche in der Schlacht bei Rivoli unter einem wahren Kugelregen den Händen der Oesterreicher die Leiche ihres Offiziers entrissen, weil sie ihn selbst begraben, ihm im eignen Lager die letzten Ehren erweisen wollten, und so viele andre, deren Namen und Thaten in hundert Büchern gedruckt sind, deren sich jeder erinnert, die jeder liebt, als ob sie lebten . . . . . . Hast du ein Streichholz?"

Der Rekrut, der mit offenem Munde und weitaufgerissenen Augen ganz verzückt dagestanden hatte, zog eilig ein Feuerzeug aus der Tasche und reichte es ihm.

„Wenn man an diese Dinge denkt und das Herz auf dem rechten Fleck hat, vergißt man die kleinen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen des Soldatenlebens. Man muß eben an so etwas denken, das werden sie dich auch lehren, und ein so guter Junge, wie du, wird es treu behalten; nicht wahr?"

Der Rekrut nickte wieder nur, er konnte keine Worte finden.

„Freilich" — fuhr der Offizier fort — „um mit Liebe ein Soldat und ein tüchtiger zu sein, soll man ein wenig höher als auf die Kaserne, ein wenig weiter als über den Exerzierplatz blicken. Dabei thut auch die Gewohnheit so viel. Der Tornister, ach zuerst, welche Last! mein Gott, welche Qual! Das sagt jeder, aber nach und nach, pah, man merkt ihn kaum noch. So ist es mit dem Essen. Na, man schmaust gerade nicht wie die Fürsten; im Gegenteil, manchmal, um die Wahrheit zu sagen, sogar

recht miserabel, aber nur Geduld und immer wieder Geduld haben, die rechte Soldatentugend, und nicht, wie einige es machen, mit Recht oder Unrecht über alles jammern und wimmern. Man muß zufrieden essen, was da ist, und Hunger ist der beste Koch und der fehlt niemals, wenn man arbeitet, sich müde macht, seine Pflicht thut und ein genügsames Herz hat. Nur die Unlustigen, die Faulen wissen auf alles etwas zu sagen und sind immer mißvergnügt. Die braven Jungen mögen auch Soldaten sein, weil die Vorgesetzten sie gern sehen, weil ihre Gefährten sie schätzen, jeder sie achtet; es gibt welche, die in den fünf Dienstjahren nicht einen Tag Arrest gehabt haben, über die nur gute Bemerkungen im Führungsbuch stehen, und du wirst einer von diesen sein, nicht wahr?“

Der Soldat nickte eifrig. „Bravo! Glaube nur ja nicht, daß unser Handwerk lauter Dornen hat, tüchtige Soldaten können Blumen genug finden. Lerne deine Pflicht recht zu thun, sei immer reinlich, respektvoll, willig; dann wird das verdiente Lob deiner Vorgesetzten deine Heiterkeit und deinen Appetit erhöhen. Die Tage gehen auch so schnell hin, man weiß ja gar nicht, was in fünf Jahren alles passieren kann, du mußt vielleicht zehnmal die Garnison wechseln und dabei fliegt die Zeit, daß die Monate Tage scheinen. Du wirst neue Gegenden sehen, Städte, Berge, Meere, eine bunte, wechselnde Welt, Italien, unser ganzes, schönes Vaterland, das du bis jetzt nur dem Namen nach kennst, überall wirst du Wunder schauen: Statuen, Kirchen, Paläste, Gärten, wovon du deiner Familie und deinen Freunden erzählen kannst, wenn du wieder zu Hause bist. Im Sommer ziehen wir zu den Manövern, acht, zehn, zwanzig Regimenter mit Kavallerie und Artillerie, da sollst du sehen, wie schön ein Lager ist, was den ganzen Tag da für Lärm, Fröhlichkeit und Leben herrscht, was für Feuerwerke mit Musik und Festlichkeiten dem Abbruch des Lagers vorausgehen, wenn die Generäle und Offiziere sich bei Ball, Tombola und Rennen, mitten zwischen den Soldaten, zusammen mit diesen amüsieren, und alle aus der ganzen Umgegend herbeigeströmten Leute das Schauspiel mit ansehen und in die Hände klatschen. Dann kennst du längst alle Soldaten im Korps, du hast zahllose gute Freunde, das Regiment scheint dir eine große Familie, alle ihm erzeigten Ehren gehören dir mit, dein alter Oberst wird dir wie ein zweiter Vater vorkommen, und wenn die Fahne vor den aufmarschierten Bataillonen weht, wenn die Musikbande den wohlbekannten Marsch ertönen läßt, wenn alle das Gewehr

präsentieren: dann wird dein Herz in stolzer Freude klopfen, du wirst vor Bewegung zittern. Allmählich gewinnst du alles so wunderbar lieb: deine Waffen, deine Uniform, deinen hölzernen Napf, den Hof, die Treppen, die Mauern; mußt du dann endlich scheiden uud hast du schon Abschied genommen von deinem Hauptmann, deinem Leutnant, deinem Sergeanten, dann drängen sich noch alle Soldaten um dich: Lebe wohl! Glückliche Reise! — Vergiß uns nicht! — Und dir wird sich das Herz recht schmerzhaft zusammenziehen, weißt du, gerade so, wie damals als du von Hause weg gingst; noch unten auf der Straße wendest du dich zurück, zum letztenmal die Fenster der Kaserne zu sehen und noch einmal zu rufen: Leb' wohl, du mein zweites Vaterhaus, wo ich so viele Freunde zurücklasse, wo ich mit reinem Gewissen so manche glückliche Tage verlebt, wo ich so viel gedacht und mich nach meinen Teuren gesehnt habe; leb' wohl, mein liebes, schlechtes Bett, leb' wohl, mein guter Sergeant, mein Hauptmann, leb' wohl . . . Was fehlt dir?"

Der Rekrut stand unbeweglich, staunend mit zuckendem Angesicht, mühsam atmend, lächelnd, feuchten Auges.

„Was fehlt dir?"

Er senkte den Kopf und schluckte wie an einem großen Bissen, aber er konnte doch seiner Stimme nicht Herr werden, konnte derselben keinen festen Ton geben; nur mühsam, halblaut kam heraus: „Nichts!"

Der Offizier lächelte.

„Kannst du schreiben?"

„Ein wenig," antwortete der Rekrut mit gepreßtem Atem.

„Dann komm' mit mir."

Er ging auf sein Zimmer zu, und der Soldat folgte ihm. Als sie eingetreten waren, befahl der Leutnant dem guten Bauern, sich an den Tisch zu setzen, gab ihm eine Feder in die Hand, legte ein Stück Papier vor ihn hin und sagte: „Schreibe an deinen Vater."

Der Bursche sah ihn offenen Mundes an.

„Schreibe an deinen Vater."

„Was?"

„Was du gesehen hast, was du denkst, was du fühlst, alles, was du willst."

„Aber . . . ."

„Still; ich erlaube dir kein Wort mehr, bis du fertig bist."

Er nahm das Journal von der Fensterbank und las weiter, während der Rekrut erst eine Weile verwirrt in die

Luft guckte, dann vor sich niedersehend noch einige Minuten nachdachte, bis er doch allmählich zu schreiben begann.

Nach einer Viertelstunde fragte der Offizier: „Nun, sind wir bald fertig?"

„Ich bin fertig," antwortete der Soldat höchlich zufrieden.

„Lies!"

„Lesen?"

„Freilich."

Er genierte sich.

„Ich sage dir: Lies."

Er nahm das Blatt in die Hand.

„Aber erst: Hast du auch die Wahrheit geschrieben? Bist du aufrichtig gewesen? Hast du ausgesprochen, was du denkst und fühlst?"

Der Soldat legte seine Hand aufs Herz.

„Also, lies."

Und er las mühsam:

„Lieber Vater!

„Ich bin beim Regimente angekommen und man hat uns gleich die Haare geschnitten und uns dann eingekleidet. Heute habe ich auf dem Hof den Herrn Leutnant aus unsrem Orte gesehen, Du weißt, wen ich meine, und wir haben länger als eine Stunde miteinander gesprochen. Man ißt hier gerade nicht wie vornehme Herren, doch ist es schwer, für so viele gut zu kochen, und der Hunger fehlt nicht, wenn man nur seine Pflicht thut. Die Vorgesetzten schimpfen, aber sie sind gar nicht so schlimm, wie welche sagen, sondern es haben sich schon Soldaten totschlagen lassen, um sie zu retten, und sie wollten nicht einmal die Leichen in den Händen der Feinde lassen. Es gibt auch Soldaten, die nie Strafe gehabt haben, und das hoffe ich von mir. Und die Zeit geht schnell hin, weil wir auch reisen werden und viele Länder sehen; dann kommen Manöver und Lager, wo die Offiziere mit den Soldaten lustig sind und Tombola haben. Es ist auch schön, die Fahnen zu sehen, die Musik zu hören; man gewinnt Freunde, ja man kann sagen, der alte Oberst ist unser zweiter Vater, wir alle sind seine Kinder. Inzwischen grüße ich Dich und lebe recht wohl. Dein herzlieber Sohn."

„Bravo!" rief der Offizier. „Jetzt thu' mir den Gefallen und laß' dir ein Glas Wein geben, das du auf das Wohl aller Rekruten trinken mußt. Da —" er hielt ihm eine Banknote hin.

„Herr Leutnant,“ sagte der Soldat, mit dunkelrotem Gesichte zurücktretend.

„Nun?“ rief jener drohend.

Da nahm der Rekrut die Banknote, und sich der Thüre nähernd, stammelte er einige Dankesworte: „Herr Leutnant, ich weiß gar nicht . . .“

„Schweig'!“

Er ging schleunigst hinaus, sprang die Treppe hinunter, immer drei Stufen auf einmal, rieb sich lachend und halblaute Worte murmelnd die Hände, trat in die Kantine ein, wo die Marketenderin ihm so freundlich lächelnd seinen Wein einschenkte, daß er darüber die Szene vom Nachmittag vergaß, trank, ging wieder hinaus . . .

Da begegnete ihm der bewußte Korporal, der sich ihm mit einem weniger sauren Gesichte und auf viel höflichere Art als vorhin näherte:

„Sag' 'mal, ist der Leutnant, der hier erst mit dir gesprochen hat, vielleicht ein Verwandter von dir?“

„Nein.“

„Aber du kanntest ihn schon?“

„Sehr gut.“

„Ist es der Offizier aus deinem Orte, den du suchtest?“

„Derselbe.“

„Ja, weißt du, ich hatte dich nicht recht verstanden, als du fragtest.“

„Oh, das macht nichts aus.“

„Sonst würde ich geantwortet haben.“

„Danke!“

Der Korporal entfernte sich, während der allein gebliebene Soldat bei sich dachte: „Wahrhaftig, dieser Korporal ist doch schließlich gar nicht so schlimm.“

Inzwischen kehrten gruppenweise die Soldaten, singend und schwatzend, in die Kaserne zurück. Besonders kam ein Fähnlein Rekruten ein bißchen angeheitert und machte einen wahren Karnevalslärm.

„Wenn die andern Lärm machen, sei mitten zwischen ihnen noch lauter als sie.“ Lebhaft erinnerte sich der Rekrut dieser Worte. „Ich muß also Lärm machen,“ dachte er, „was soll ich nur anfangen? Ach!“ und er schrie mit gewaltiger Stimme: „Der Soldat Perrier soll leben!“

„Hoch, hurra!“ antworteten die andern laut, wahrscheinlich ohne etwas verstanden zu haben.

Unser Soldat war schon mitten unter ihnen, singend und

hurra rufend drängten sie in die Schlafräume. Der Offizier, der alles vom Fenster aus mit angesehen hatte, sagte zu sich: „Der Bursche wird ein tüchtiger Soldat.“

Dann als die Dämmerung bereits hereingebrochen war, als der Himmel sternübersät schimmerte, als von der Straße der abendliche Zapfenstreich ertönte, erwachten, wie er so im Fenster lag, unbestimmt, unklar vermischt, edle, großherzige Gefühle, und fast ohne sich dessen bewußt zu werden, ohne zu begreifen warum, hob er die Augen zum Himmel und rief wehmütig herzlich: „Perrier!“ Und bald wieder: „Oh, guter Perrier! Wo bist du? Hörst du deinen Namen?“ Denn wenn man in der Nacht den schönen Himmel anschaut, spricht man unwillkürlich die teuersten, die am höchsten gehaltenen Namen aus.

Die Medaille.

„Und immer muß ich dies mürrische Gesicht und diesen scheelen Blick sehen.“ So sagte ein Hauptmann, der eben seine Kompanie inspiziert hatte, zu sich selbst. „Und warum denn? Was habe ich ihm eigentlich gethan?“

Er dachte an einen Soldaten, einen Abruzzesen, der ihn bei der Inspektion wütend angesehen hatte.

Es gibt verschlossene, stolze, wilde Naturen, deren Selbstgefühl so lebendig und empfindlich ist, daß dieselben in jedem Lächeln einen Hohn, in jedem Wort eine Beleidigung, in jeder Person einen Feind argwöhnen. Im Grunde sind solche Charaktere gewöhnlich gutmütig und warmer Zuneigung fähig, aber sie werden für boshaft und hochmütig gehalten und erscheinen auch so. Angeborenes Mißtrauen macht sie zurückhaltend, spontane Zuneigungen kennen sie nicht, sie bringen nicht freiwillig Liebe entgegen; bemerken sie aber erst, daß sie Zuneigung eingeflößt haben, so erwidern sie diese mit um so größerer Hingebung, als sie dieselbe im allgemeinen andern wenig zeigen. Reden sie sich anderseits einmal so recht in Haß und Abneigung hinein, sind sie unglaublich hartnäckig und störrisch, obgleich sie gar nicht wirklich von Herzen hassen, sondern nur glauben es zu thun. Fast immer gelingt es zuletzt einem rechtzeitigen Händedruck oder einem freundlichen Lächeln, die Antipathie zu überwinden, welche sie selbst für unbesiegbaren Groll und ewigen Haß hielten.

Ein solcher Charakter war jener Abruzzese, der seinen Hauptmann scheelen Blickes angesehen hatte.

Am allerersten Tage, da er mit andern Rekruten, alle noch in der Kleidung von Bauern und Handwerkern, zum

Regiment kam und er eben in die Kompanie eingetreten war, hatte ihn der Hauptmann mit einem gewissen Ausdruck der Neugierde betrachtet und dem Leutnant ins Ohr gesagt: „Sehen Sie sich doch dies polizeiwidrige Gesicht an.“ Dabei lächelte er noch dazu und unser Soldat bemerkte dies Lächeln. Dann, zum Zeugmagazin geführt, fuhr er gleich in die erste Uniform hinein, die man ihm in die Hand gab, und als der Hauptmann im Vorübergehen ihn wie in einem Sack stecken sah, mit langen Aermeln, die weit über seine Hände fielen, mit dicken, ihm noch die Kniee bedeckenden Falten, fing er an zu lachen und rief aus: „Du scheinst mir ein rechter Lumpensack.“ Er aber warf aus düsterem Auge dem Vorgesetzten einen Blick zu, der so gut wie ein Steinwurf war. Ein andermal, als auf dem Exerzierplatz die Rekruten den Marschtritt lernten und, einzeln aus der Reihe tretend, eine lange Strecke allein gehen mußten wie Marionetten mit steifen, fortgestreckten Beinen, beim Ton der Trommel, genierte und schämte er sich so sehr, da die Reihe an ihn kam, daß er nicht zwei Schritte ohne zu wanken und zu stolpern fertig brachte und sich so komisch und gezwungen bewegte, daß die Kameraden lachten. Da trat der Hauptmann hinzu, schimpfte ihn aus, und er machte es noch schlechter als vorher, bis jener, wohl erkennend, daß er seine Worte nutzlos verschwendete, fortging und ihm zurief: „Du bist der schlechteste Soldat der Kompanie.“ — Dicht dabei standen zuschauende Mädchen mit Kindern; die lachten nun laut, und er kehrte, rot bis zu den Haarwurzeln, in die Reihe zurück, mit den Zähnen knirschend wie ein toller Hund.

So setzte sich denn allmählich in seiner Seele die Ueberzeugung fest, daß sein Hauptmann ihn nicht ausstehen könne, ihn aus Bosheit schimpfe und in der schändlichen Absicht ihn lächerlich mache, um ihn in Wut zu bringen und dadurch zu verderben. Er irrte sich durchaus; der Hauptmann war ein Ehrenmann, der keinen Groll weder gegen ihn noch gegen andre hatte, der seinen Soldaten wohlwollte, der des Gefühls blinder, ungerechter Abneigung unfähig war und überlegte Verfolgung sowohl, wie gewaltthätige Uebergriffe von Grund aus verachtete. Nur verstand er den Charakter dieses Soldaten nicht richtig. Wenn er ihn so mürrisch und wütend sah, hielt er ihn für eine störrische, ungelehrige, aufrührerische Natur, die er bezähmen wollte; in der That jedoch war er lenksam, d. h. durch Zusprechen und Freundlichkeit; Drohungen und Arrest machten ihn nur schlimmer.

Eines Tages stand unser Soldat in Unterhaltung mit

einem Mädchen an einer Straßenecke und bemerkte den vorübergehenden Hauptmann nicht. Dieser glaubte an böse Absicht und fuhr ihn in Gegenwart des Mädchens und vieler andrer umherstehender Leute gewaltig an. Der beschämte Gescholtene entfernte sich gleich nach seinem Vorgesetzten und ließ sich an diesem Orte nie wieder sehen, aber der Groll gegen den Hauptmann vermehrte sich tausendfach; er wurde zum Haß, der beständig an ihm nagte, ihm keinen ruhigen Augenblick ließ, der ihm das Leben verbitterte. Auch gelang es ihm trotz aller Anstrengung nicht immer, denselben ganz zu verbergen. Der Hauptmann erteilte einem andern Soldaten einen Verweis, dann hustete der Abruzzese dabei bedeutungsvoll und scharrte mit den Füßen, wandte sich aber der Hauptmann ärgerlich nach ihm um, hob er schnell den Kopf und schaute in die Wolken. Wenn auf dem Marsche ein dienstwilliger Gemeiner dem sich nach einem Trunk umsehenden Hauptmann eifrig die Trinkflasche reichte, lächelte er spöttisch und murmelte dem aufmerksamen Kameraden ins Ohr: „Einfaltspinsel"; tadelte der Vorgesetzte ihn selbst, stellte er sich taub, die Augen wie ein Verrückter, weit aufreißend und den Kopf hin und her bewegend, oder er warf ihm aus halbgeschlossenen Augen einen giftigen Blick zu, wobei er den Mund verzog und die Unterlippe hängen ließ. Und immer sah er verdrießlich und mürrisch aus.

Eines Abends machte der Major auf dem Exerzierplatze bei den Waffenübungen dem Hauptmann mit lauter Stimme einen Vorwurf. Letzterer blickte schnell die Soldaten an, der bewußte Mann lachte. Da schrie jener im blinden Zorne: „Kanaille!" und hielt, vorwärts springend, ihm die Faust vors Gesicht. Der Gemeine erbleichte und sich zu seinem Nachbar wendend, sagte er ruhig zu demselben: „Früher oder später" — und er fügte leise einige Worte hinzu — „oder ich will kein Abruzzese sein." Kaum in die Kaserne zurückgekehrt und an sein Lager getreten, schleuderte er den Tornister und seinen Holznapf gegen die Wand. Da gerade trat unerwartet der Hauptmann ein, sah seine Heftigkeit, rief: „Sergeant, führen Sie den da zum Arrest!" — und verschwand. Der Soldat biß nun wütend mit den Zähnen in die Betttücher und schlug sich mit den Fäusten an den Kopf. Drei oder vier Gefährten warfen sich auf ihn, hielten ihn und schrieen ihm zu: „Was hast du, was machst du? Bist du verrückt geworden?" Da gewann er wieder die Herrschaft über sich und sagte leise mit finsterm Lächeln: „Ja ... ich werde verrückt ... und ihr

sollt noch eines Tages sehen, was Verrückte Mut haben zu thun."

— — — — — — — — — — — — —

Der engste Teil des Trontothales, da, wo sich die Berggipfel an beiden Seiten zu mächtiger Höhe erheben und, von Felsgründen, Einschnitten, tiefen, dunklen Schluchten unterbrochen, ihre felsigen Abhänge fast bis zum Flußufer vorschieben, bietet einen öden, düsteren Anblick dar. Zwischen dem Wasser und der Bergwand ist das Erdreich ganz mit Kies, Steinen und mächtigen Felstrümmern bedeckt, alles einst hoch vom Gipfel heruntergestürzt, während der Bergabhang ein wildes Labyrinth von Klüften, Abgründen, dichtem Gebüsch, vorspringenden Felsen ohne jeglichen Fußpfad bildet. Ueber den Gipfel schlängelt sich ein schmaler Weg mit vielen Wendungen und verliert sich zwischen Steinen und Gestrüpp; hier und da zeigt sich eine Hütte, halb hinter Felsen verborgen, dann auch wohl eine ebene, grünende Strecke; sonst herrscht in der ganzen Gegend die Natur in wilder, herber Jungfräulichkeit.

Es war ein regnerischer Herbstabend. Eine Patrouille von wenigen Soldaten wanderte, der eine hinter dem andern, durch diesen Teil des Trontothales, bald hinauf-, bald hinuntersteigend, wie das Terrain sich hob und senkte, und mühsam über die großen Steine kletternd, die den engen Fußsteig sperrten, welchen in vielen Jahren die Füße der Wanderer allmählich gebildet hatten.

Ein Soldat ging der Patrouille um vierzig Schritte voran, während ein andrer ihr in derselben Entfernung folgte. Sie marschierten schweigend und langsam, gesenkten Kopfes, die Flinte unter dem Arm.

Plötzlich vernahm der vordere Soldat das laute Geräusch eiliger Tritte, sah über einem Felsblock drei Köpfe erscheinen, drei Gewehrläufe glänzen, ein dreifaches Aufblitzen, fühlte seine Mütze vom Kopfe geworfen und hörte rechts und links vor seinen Ohren zwei Kugeln zischen. In demselben Augenblicke stürzten drei Briganten auf ihn zu. Er gab Feuer: einer sank mit einem Schrei zu Boden. Er warf sich dem zweiten entgegen, schlug mit einem gewaltigen Kolbenhieb dessen Karabiner zurück und stieß ihm das Bajonett tief in den Leib, es in einem Nu wieder herausziehend. Aber der dritte hinter ihm packt, ehe er sich noch nach ihm umwenden kann, mit einer Hand seine Flinte, in der andern einen Dolch hoch zum Stoß hebend. Der Soldat läßt die Waffe fahren, umklammert mit der Linken die bewaffnete Hand des Räubers, würgt

ihm mit der Rechten den Hals, umfaßt ihn wie eine Schlange und zerreißt ihm das Ohr mit wütendem Biß. Aus der Brust des Briganten ringt sich ein furchtbarer Schmerzensschrei los, und ein verzweifeltes Ringen folgt. Jeder strebt, den Feind zu Boden zu werfen, ein Fehltritt muß tödlich sein, — schnell bedeckt sich eine große Fläche hier und da mit tiefen Fußspuren; die von den heftigen Tritten getroffenen Steine rollen aus der schrecklichen Arena; die Kämpfenden fassen und lösen sich und packen einander von neuem mit einer Schnelligkeit, der das Auge nicht zu folgen vermag; sie schlagen sich mit Fäusten, zerfleischen sich mit Bissen, bohren Ellbogen und Kniee in Brust und Magen, schwer atmend, keuchend mit knirschender Wut. Die Augen sind entzündet und grauenhaft erweitert, die schäumenden, blutigen Lippen zeigen im krampfhaften Zusammenziehen fletschende Zähne; die beiden Antlitze haben kein menschenähnliches Aussehen mehr. Noch aber hält der Soldat mit eiserner Hand die mit dem Dolch bewaffnete feindliche Faust... Da, plötzlich fällt der Brigant, schwer den Boden treffend: der Soldat, im Nu auf ihn, packt mit beiden Händen seine Gurgel, deckt sich die linke Seite mit gebogenem Knie, und während der Liegende ihm mit tiefem Schnitt den linken Arm verwundet, hebt er mit voller, angespannter Kraft dessen Kopf empor und, mit der ganzen Wucht seines Körpers dem Druck Gewalt gebend, läßt er denselben auf einen Stein zurückfallen, dann benutzt er schnell die durch den Aufprall bewirkte Betäubung des Feindes und preßt mit beiden Händen den Puls des bewaffneten Armes: die schmerzenden Finger öffnen sich, und kaum hat der Krieger das Messer des Räubers ergriffen, als er es auch schon in die Kehle des Feindes bohrt. Das kalte, schneidende Eisen dringt tief ein: ein Blutstrom entquillt gurgelnd dem geöffneten Schlund, mit einem dumpfen Röcheln vermischt, in dem das Leben ausatmet.

„Bravo! bravo!“ riefen die andern Soldaten der Patrouille, die angstvoll herbeieilten, sich um ihn drängten und ihn mit Fragen bestürmten, während er stumm, keuchend, totenbleich, starren Auges, bald auf den toten Räuber, bald auf das blutige Messer sah, das er noch in der Hand hielt.

Die Patrouille war zu gleicher Zeit von einer Schar Räuber angegriffen, die nach einmaligem Feuern sich zur Flucht gewandt hatten und eine gute Strecke von den Angegriffenen verfolgt waren.

Der verwundete Soldat genas nach wenigen Tagen. Als das erste Mal bei der Inspektion der Hauptmann ihn wieder

in Reih und Glied sah, schaute er ihm gerade in die Augen und sagte zu ihm: „Bravo!“ Gleich darauf flüsterte ihm ein Kamerad ins Ohr: „Du meinst, er kann dich nicht leiden? Er hat dir „Bravo“ zugerufen!“ — „Weil er mußte!“ antwortete er mit höhnischem Kopfschütteln.

Drei Monate später wurde das Regiment nach Ascoli versetzt. Seit einer Woche lag es in der neuen Garnison, als der Oberst befahl, daß am folgenden Tage das ganze Regiment sich im Paradeanzug zu einer militärischen Feierlichkeit auf dem Hauptplatz der Stadt einfinden sollte. Es handelte sich um ein großes Ereignis: die Verleihung der Medaille für Tapferkeit im Felde an einen Soldaten.

„So bald!“ dachte unser Hauptmann, als ihm die Ordre des Obersten überbracht wurde. Schnell eilte er zum Furier, ihn hastig fragend: „Haben Sie den Befehl gehört? Ist alles besorgt?“

„Zu Befehl, schon seit drei Tagen!“ war die Antwort.

„Das ist gut. Dann wollen wir einmal sehen; reichen Sie mir Feder, Papier, Tinte; ich möchte ganz sicher gehen!“ — Sie setzten sich an den Tisch und der Furier bezeichnete auf einer Karte gewisse Straßen und Häuser, leise sprechend und zuweilen seinen Satz wiederholend, wie um eine Sache deutlicher zu erklären.

Dann standen beide auf und beim Fortgehen sagte noch der Hauptmann: „Das dritte Haus rechts, die zweite Thür?“

„Das dritte Haus, die zweite Thür! Bestimmt!“ worauf der Furier eine Bewegung machte, die bedeutete: „Gehen Sie ruhig, Sie können sich nicht irren.“

Eine Stunde später ritt der Hauptmann auf der Landstraße zwischen Ascoli und Acquasanta, ein kleiner Flecken am Ufer des Tronto, auf dem halben Wege zwischen Ascoli und Arquata.

Bei Sonnenuntergang erreichte er den Ort. Ehe er hineinritt, knöpfte er sich die Uniform auf, um die Regimentsnummer auf seinen Knöpfen zu verbergen, und legte mit derselben Absicht die Krempe seiner Mütze nach oben. Beim Aufschlagen der Pferdehufe eilten einige Bewohner von Acquasanta vor die Thüren, andre traten an die Fenster, Kinder eilten auf der Straße herbei. Der Hauptmann schaute erst ungewiß umher, dann ritt er auf eine Hausthür zu, vor der eine kleine Gruppe Frauen stand, welche bei seiner Annäherung sich schüchtern gegen die Wand lehnten und verwundert zu ihm aufschauten.

„Wer gibt mir ein Glas Wasser, gute Frauen?“ fragte der Hauptmann, wobei er sein Pferd scheinbar nachlässig zügelte.

„Ich,“ rief lebhaft eine Frau und verschwand im Hause.

„Das ist sie natürlich,“ dachte der Reiter.

Sie kehrte nach einer Minute mit einem Glase Wasser zurück und reichte dasselbe dem Hauptmann. Der sah sie aufmerksam an und trank langsam, während sie inzwischen ihn von Kopf zu Füßen musterte; sie erhob sich auf die Fußspitzen, wandte den Kopf rechts und links, um die Nummer zu entdecken, rieb sich die Hände, wiegte sich hin und her und stand keinen Augenblick still, wobei ihr forschender, lebhafter Blick, die schnelle Bewegung ihres Mundes eine gewisse Befriedigung, zugleich mit einem unruhigen Wünschen andeutete, das sie sich nicht entschließen konnte auszusprechen.

„Hat denn keine von den Frauen hier Söhne beim Militär?“ fragte er dann, indem er das Glas zurückgab, immer noch wie vorher mit verstellter, zerstreuter Gleichgültigkeit.

„Ich,“ rief entschlossen die Frau, welche ihm den Trunk gereicht hatte. „Ich habe einen dabei“ und stand erwartungsvoll, unbeweglich wie eine Statue.

„In welchem Regiment?“

Die Frau nannte dasselbe und fügte aufgeregt hinzu: „Wo befindet sich das Regiment, Herr Oberst? Kennen Sie vielleicht meinen Sohn? Haben Sie ihn nicht irgendwo gesehen?“

„Ich, nein .... Aber wißt Ihr denn gar nicht, wo er ist?“

„Ach!“ — rief da jene mit sehr ernstem Gesicht, indem sie die gefalteten Hände senkte — „seit zwei Jahren habe ich ihn nicht gesehen, doch war er vor nicht langer Zeit hier ganz in der Nähe; mein armer Junge mußte gegen die Briganten ausrücken und hat mir geschrieben, aber seitdem habe ich nichts von ihm gehört, er schickt mir keinen Brief. Oder, gewiß hat er doch einen geschrieben, der nur nicht angekommen ist. Wer weiß, was die Herren, die sie expedieren sollen, mit den Briefen thun!“ — Allmählich wurde sie immer eifriger und gab ihren Worten eine nachdrückliche Betonung voll Schmerz und Zorn. „Die Briefe der Armen kennen jene Herren an der Adresse und werfen sie in die Ecke. Ich weiß wohl, wie es hergeht! Die armen Jungen schreiben, und ihre Familien erhalten nichts. Aber die Offiziere können doch darauf passen; entschuldigen Sie, Herr Oberst, ich will ja nicht von Ihnen sagen, nur scheint es mir wahrhaftig nicht gerecht, weil wir armen Frauen monatelang nichts von unsern Söhnen hören und man sich dann

allerlei Gedanken macht; hier meine Nachbarinnen wissen und können es bezeugen, was ich jetzt seit einem Monat für ein Leben führe, was ich für Herzklopfen, für Schmerzen und Angst um den armen Jungen ausstehe; manchmal meine ich .... ich kann's nicht mehr ertragen! O, nein, nein, lassen Sie's mich einmal sagen, Herr Oberst, gerecht ist das nicht!" — Sie bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze und fing an zu weinen.

Die umstehenden Frauen stimmten mit Blicken und Gebärden ihr bei; der Hauptmann schwieg. „Seht her, gute Frau!" sagte er dann plötzlich. Sie hob das thränenüberströmte Antlitz zu ihm auf.

„Seht her!" wiederholte er und reichte ihr seine Mütze. Sie nahm dieselbe ganz verwundert, drehte sie hin und her, schaute fragend auf die Freundinnen, auf den Hauptmann und verstand nicht.

Jener lachte.

„Findet Ihr denn gar nichts an der Mütze, was Euch interessirt?"

Sie blickte wieder prüfend auf dieselbe und rief nun aus: „Ach, die Regimentsnummer! Das Regiment meines Sohnes!" Ungestüm bedeckte sie die Mütze mit Küssen und bestürmte den Hauptmann mit so viel Fragen, so viel Bitten, so viel Ausdrücken der Dankbarkeit, der Freude, der Liebe, daß er ganz überwältigt mit den Antworten warten mußte, bis die Aufregung der Leidenschaft ihre Kraft erschöpft, ihre Stimme erstickt hatte.

„Morgen sollt Ihr Euern Sohn sehen. Er steht in Ascoli und erwartet Euch."

Die glückliche Mutter wollte seine Hand küssen, er entzog sie ihr. In einer halben Stunde ritt er wieder auf dem Wege nach seiner Garnison, nachdem er lange mit der armen Frau gesprochen, aber kein Wort von der Medaille erwähnt hatte.

Kaum zu Hause angekommen, rief er seinen Burschen und langsam mit vielem Nachdruck sprechend und mit vielen die Worte begleitenden Zeichen, hielt er demselben eine lange Rede, der jener staunend mit offenem Munde zuhörte: „Hast du verstanden?" fragte er schließlich. „Zu Befehl, Herr Hauptmann." — „Gut, ich verlasse mich auf dich, daß alles genau so geschieht." Damit ging er aus der Hausthür. Der Bursche blickte ihm nach, stand einen Augenblick ganz in Gedanken vertieft, ergriff dann mit der einen Hand einen Stiefel, mit der andern eine Bürste und, indem er mit aller Kraft wichste, murmelte er: „Du bist ein wahrer Ehrenmann; du ver-

dienst einen Preis; morgen sollen deine Stiefel die blanksten im Regiment sein."

Am folgenden Tage, früh gegen neun Uhr, sah der Bursche, welcher gegen die Ecke einer in den Hauptplatz mündenden Straße lehnte, langsam eine alte Bäuerin hereinkommen; sehr geputzt, schwere Gehänge in den Ohren, eine schöne Korallenkette um den Hals, in einem bunten Rock in allen Farben des Regenbogens schimmernd; halb verwundert, halb neugierig blickte sie staunend um sich. Der Soldat beobachtete sie und ging dann auf sie zu: „Gute Frau!"

„Ah, seid Ihr der Mann, von dem mir der Hauptmann sagte?"

„Ja wohl, der bin ich."

„Danke, danke! Und mein Sohn? Ist der nicht hier? Wo ist er? Warum erwartet er mich nicht? Hat man ihm nicht erzählt, daß ich komme? Sagt mir schnell, wo ich ihn finden kann, und bringt mich zu ihm."

„Ja, augenblicklich geht das nicht so, wir müssen noch geduldig ein halbes Stündchen warten. Hier gibt es gleich eine Regimentsfeier mit anzusehen. Einem meiner Kameraden wird die Medaille für Tapferkeit im Felde verliehen. Das dauert nur wenige Minuten, so lange muß man Geduld haben."

„Noch eine halbe Stunde! Ach Gott, wie kann ich so lange warten!"

„Freilich, gute Frau, für Euch mag das wohl ein halbes Jahrhundert scheinen; aber es läßt sich nun doch einmal nicht ändern. Wir wollen ein wenig plaudern, dann vergeht die Zeit schon."

„Ach Gott, eine halbe Stunde! Aber sagt, kommen denn die Soldaten hier gerade her, hier auf diesen Platz?"

„Gewiß, seht, da stellen sie sich auf."

„Dann werde ich ihn ja gleich sehen und kann ihn gleich sprechen."

„Das geht nicht an."

„Er ist schon seit zwei Jahren fort ..."

„Ich weiß wohl. Doch wenn der Soldat in Reih' und Glied steht, darf sich niemand mit ihm unterhalten; das müßt Ihr doch auch schon kennen. Das Reglement ist ganz deutlich; hier befiehlt der Oberst, liebe Frau, die Mutter hat nichts damit zu thun; wenn selbst die des Obersten käme, müßte sie geduldig beiseite treten und warten. Ihr versteht wohl, die Frauen haben das Reglement nicht gemacht."

„Ich verstehe, nur ..."

In diesem Augenblick ertönten ferne Trommelwirbel, und viele Menschen eilten herbei.

„Da kommt das Regiment,“ sagte der Soldat.

Der Alten klopfte das Herz gewaltig, sie stand erst verwirrt, dann machte sie plötzlich eine Bewegung, als wollte sie auf die Truppen zueilen. „Wartet doch,“ rief der Soldat und faßte ihren Arm, „thut mir den Gefallen und wartet! Wenn er Euch sieht, geht's ihm schlecht. Wollt Ihr, daß er in den Arrest geschickt wird? Dazu gehört wenig genug. Er braucht den Kopf nur nach links zu drehen, wenn er ihn rechts halten soll.“

„Das ist wahr,“ murmelte die Frau.

„Ihr sollt ja nur eine Viertelstunde Geduld haben, das ist doch nichts mehr, wenn man einmal zwei Jahre gewartet hat.“

Sie hob die Augen zum Himmel, seufzte und blickte dann starr auf die Straßenecke, um die das Regiment biegen mußte.

Die Trommeln klangen näher, die Menge öffnete einen Durchgang: Da sind die Sappeurs, die Tamboure, die Musik, der Oberst zu Pferde . . .

„Und die Soldaten?“ fragte die Alte ängstlich.

„Gleich. Zwischen dem Obersten und den Leuten muß immer eine kleine Entfernung bleiben. Da kommen sie.“ Wieder drängte die Alte vor und wieder hielt der Soldat sie zurück. „Seid doch verständig, soll er denn durchaus in den Arrest!“

Nun steht das Regiment in Reih' und Glied.

„Ich habe ihn gesehen! Ich habe ihn gesehen!“ rief die Glückliche, in die Hände klatschend. „Da, da!“

„Wo? Nein, das ist er nicht, gewiß, Ihr irrt Euch. Von hier könnt Ihr ihn gar nicht erkennen, wir sind zu fern.“

„Dann muß es der sein!“

„Welcher?“ Sie bezeichnete einen Mann.

„Nein, nein, auch das ist er nicht. Ihr könnt ihn überhaupt nicht sehen, er steht in der zweiten Reihe.“

„Zweite Reihe?“

„Ja, ja.“

„Was heißt zweite Reihe?“

„Nun, hinter den andern.“

„Oh, himmlische Geduld! Was machen sie jetzt?“

„Seht doch. Der Oberst ist vor die Front des Regiments geritten und hält eine Rede. Das thut er immer, bevor einer dekoriert wird. Er erzählt, was für eine Heldenthat verübt wurde, ermahnt die Leute, dem Beispiel ihres Kameraden zu

folgen, der als ein braver Soldat seine Pflicht gethan hat und dem Regiment Ehre macht u. s. w. Hört! Der Oberst spricht schon."

„Ich kann nichts verstehen. Was erzählt er?"

„Nun, die Geschichte ist so: Der Soldat, welcher dekoriert werden soll, wird eines Tages von drei Briganten angegriffen, die zu gleicher Zeit auf ihn feuern. Er erschrickt nicht; selbst unverwundet geblieben, schießt er gleich den einen nieder, jagt dem zweiten das Bajonett in den Bauch, reißt dem dritten den Dolch aus der Hand und durchbohrt ihm den Hals!

„Oh, mein Gott!"

„Nun, ist das nicht ein schönes Stück?"

„Dem haben sie eine Medaille gegeben?"

„Er bekommt sie jetzt."

„Freut sich der arme Junge sehr darüber?"

„Das kann man sich doch wohl vorstellen; seine Kameraden haben ihn gern und gönnen ihm sein Glück, die Vorgesetzten achten ihn und wirklich, wißt Ihr, der verdient's, er ist einer der kühnsten Soldaten im Regiment; da sind wenige, so wie der, das muß wahr bleiben."

„Wo ist er denn nur?"

„Der Kommandeur wird ihn gleich vor die Front treten lassen."

Der Oberst schwieg.

„Seht, seht!" rief plötzlich der Bursche, seine Begleiterin umdrehend und auf die benachbarten Häuser deutend. „Seht, wie die Leute sich an die Fenster drängen. Die werden jetzt gleich alle in die Hände klatschen."

„Inzwischen war der Held des Tages aus den Reihen zu dem Obersten herangetreten und wandte sich den Truppen zu, so daß die Frau, die vor denselben stand, sein Gesicht nicht sehen konnte.

„Das ist der Soldat?"

„Ja wohl."

„Was thut er nun?"

„Der Oberst befestigt die Medaille an seiner Brust."

„Oh, heilige Jungfrau, mir schlägt das Herz mit ihm; Wie muß der arme Mensch sich freuen! Und was geschieht nachher?"

„Das ganze Regiment präsentiert das Gewehr vor ihm."

„Wahrhaftig?!" fragte die Frau verwundert.

„Gewiß."

„Nein, welch eine Ehre!" rief die gute Alte. Sie faltete

die Hände, ihre Augen leuchteten, ein schönes Lächeln der Befriedigung, des Staunens, der Freude umspielte ihre zitternden Lippen.

Nun kommandierte der Oberst mit lauter, sonorer Stimme, die über den ganzen Platz schallte: „Präsentiert das Gewehr!"

Die Zuschauerin faßte, vom Kopf bis zu Füßen bebend, den Soldaten an, als fürchte sie sich.

Beim Ruf des Obersten wandten sich die vier Majore jeder an sein Bataillon und wiederholten laut den Befehl.

In einer Sekunde, wie durch einen einzigen Arm bewegt, leuchteten gleich ebensovielen Blitzstrahlen tausendzweihundert Gewehre auf und klangen in dem raschen, gleichzeitigen Griff von tausendzweihundert Händen, alle Gesichter schauten unbeweglich gerade aus, alle Augen richteten sich auf den Helden. Die Offiziere salutierten mit den Degen, die Menge der Zuschauer brach in ein Beifallsgeschrei aus, die Musik spielte.

„Wer ist jener Soldat?" brachte endlich die durch dies großartige Schauspiel gerührte, staunende Mutter heraus.

Der Bursche drehte sich um, schaute sie an, öffnete die Lippen, murmelte unartikulierte Worte, schaute auf den Soldaten, dann wieder auf die Fragende ...

Noch tönten die Klänge der Musik, noch verharrte das Regiment regungslos.

„Es ist Euer Sohn!" rief die Ordonnanz.

Die Alte schrie auf, stand einen Augenblick gleichsam erstarrt, fuhr sich mit den Händen in die weißen Haare, lächelte, zitterte, schluchzte; das Beifallrufen, die Musik klang in ihrem Herzen wie Töne aus dem Paradiese, die glänzenden Gewehre verwirrten sich vor ihrem Blick wie ein blendender Lichtstrom, ihr Denken trübte sich, es legte sich ein Schleier vor ihre Augen, sie wankte ... aber es stützte sie jemand, der nun schon bei ihr stand.

Als sie wieder zum klaren Bewußtsein kam, war das Regiment verschwunden; ihr Sohn lag in ihren Armen, und beide hielten sich so fest umschlungen, daß die silberne Medaille arg gedrückt wurde. Lange umfaßten sie sich so, ohne zu sprechen.

„Aber woher wußtest du denn nur, daß ich hier bin?" das waren die ersten Worte des Sohnes. „Wer sagte es dir? Wie bist du gerade an diesem Tage und zu dieser Stunde hergekommen?"

Und die Alte erzählte atemlos, daß gestern ein Offizier zu Pferde in ihr Dorf gekommen, daß er vor ihrer Thüre gehalten, sie gefragt habe, wo ihr Sohn sei, ihr darauf Geld

gegeben habe, damit sie in die Stadt fahren könne, wie sie dann gekommen sei und gleich einen Soldaten gefunden, der im Auftrage des Offiziers auf sie wartete.

„Wo ist dieser Soldat?“ fragte der Sohn schnell.

Beide sahen sich nach ihm um, doch er war nicht mehr da.

„Nun verstehe ich erst, siehst du, mein Junge, warum jener Herr wollte, daß ich gerade heute käme, er wünschte ja, daß ich dabei wäre, wenn . . .“

Sie sah ihren Sohn lächelnd an und umarmte ihn wieder.

„Das wollte er und sagte mir doch nichts davon, um mir eine Ueberraschung zu machen. Der Soldat handelte ja mit ihm im Einverständnis. Oh, welch ein Heiliger! Woher hat er aber gewußt, wo ich wohne? Was kann er für ein Interesse daran nehmen, mir solche Glückseligkeit zu verschaffen, da er mich ja nicht einmal kannte? Das sag' du mir, mein Sohn!“

Der schwieg nachdenkend.

„Wo finde ich diesen Offizier, diesen guten Mann? Ich muß ihn sehen! ich will ihm die Hände küssen, ich muß ihm meine Dankbarkeit zeigen. Bring' mich schnell zu ihm!“

„Gleich, Mutter!“ antwortete der Sohn und fuhr wie aus tiefen Gedanken empor.

Eilig durchschritten beide den Platz, schlugen die Straße nach der Kaserne ein, hielten einige dreißig Schritte vor der Pforte derselben an, neben der fast alle Offiziere zusammen standen, um auf den Hauptrapport zu warten, und hier begann die Alte sie forschend zu betrachten, während der Soldat seine Mutter mit Gesten und Worten antrieb und selber auch instinktmäßig die Gesichter suchend beobachtete, ohne doch zu wissen, wen er finden wollte.

„Nun, wer ist's? Weißt du es? Zeige ihn mir!“

„Ich sehe ihn noch nicht!“

„Suche doch!“

„Der da, welcher sich gegen die Mauer lehnt . . . nein, nein, ich irrte mich, der nicht, der ist es nicht! Eher jener da, welcher sich eben die Zigarre angezündet . . . warte, bis er sich umdreht, warte . . . still . . . nein, der ist es auch nicht . . .“

„Aber welcher ist es denn?“

„Ach! Nun sehe ich ihn! Da steht er! Ja, diesmal bin ich ganz sicher. Den meine ich, da drüben, der die Hand dem andern neben ihm auf die Schulter legt.“

„Wie!“

„Ja, gewiß, der ist es.“

„Mutter!“

„Ganz gewiß, sag' ich dir.“

„Wahrhaftig? Irrst du dich nicht? Weißt du es ganz sicher?“ rief der Soldat und faßte aufgeregt ihre Hand.

„So sicher wie die Sonne scheint.“

Der Soldat schaute den Hauptmann unbeweglich an.

Inzwischen hatte die Mutter, der ihr Sohn doch noch mehr am Herzen und im Kopf lag als der Hauptmann, sich an ihn geschmiegt, nun hielt sie seine Medaille zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, näherte sie ihrem Gesicht, betrachtete sie aufmerksam von beiden Seiten und sprach lächelnd zu ihm, der immer noch, ohne sich zu rühren, das Auge nicht von seinem Vorgesetzten wandte:

„Ich wette, daß, was du nach deiner Mutter am liebsten auf der Welt hast, dies ist.“ Und dabei hob sie die Medaille am Bande in die Höhe.

„Nein!“ antwortete ihr Sohn, ohne hinzusehen.

„Nein! Und was ist dir denn das Teuerste auf Erden nach deiner Mutter?“ fragte diese mit zärtlichem Lächeln.

Der Soldat streckte den Arm aus, zeigte auf seinen Hauptmann und sagte:

„Der Mann da.“

Ein origineller Bursche.

Ich kann mich rühmen, manches Original auf Erden gekannt zu haben, aber ich glaube, eines, das sich mit diesem messen kann, muß noch erst geboren werden. — Er war ein sardinischer Bauer, ohne jeglichen Unterricht aufgewachsen, und Infanteriesoldat.

Das erste Mal, als ich ihn in Florenz im Büreau einer militärischen Zeitschrift erblickte, flößte er mir Sympathie ein; doch entnahm ich gleich aus seiner Erscheinung und seinen Antworten, daß er ein seltsames Original war. Wenn er sich umwandte, erschienen seine Züge völlig verändert. Von vorn gesehen, war gar nichts Besonderes an ihm, dann hatte er ein Gesicht wie tausend andere, nur sein Profil erregte unsern Lachreiz. Die Spitze seines Kinns und seiner Nase versuchten sich zu berühren und kamen nicht dazu, durch zwei dicke, immer offene Lippen gehindert, hinter denen zwei Reihen Zähne sichtbar wurden, so unordentlich durcheinander stehend wie eine Kompanie Bürgerwehr. Die Augen glichen zwei Nadelköpfen und waren so klein, daß sie, wenn er lachte, fast zwischen den Falten verschwanden. Die Augenwimpern hatten genau die Form von Zirkumflexen, während die Stirn kaum hoch genug war, die Haare von den Augen zu scheiden. Ein Freund von mir meinte, er sehe aus wie ein Mensch, der nur zum Spaß erschaffen sei. Trotzdem drückte seine Physiognomie Intelligenz und Gutmütigkeit aus, das heißt eine — wenn man den Ausdruck brauchen kann — partielle Intelligenz und eine Güte ganz sui generis. Er sprach mit rauher, heiserer Stimme ein Italienisch, für das er sich mit gutem Recht hätte ein Erfindungspatent erbitten können.

„Wie gefällt dir Florenz?“ fragte ich ihn, weil er erst am Tage vorher angekommen war.

„Nicht übel,“ antwortete er.

Für jemand, der nur Cagliari und einige kleine Städte des nördlichen Italiens kannte, erschien mir dieser Ausspruch ziemlich kühl.

„Gefällt dir Florenz oder Bergamo besser?“ —

„Ich bin erst seit gestern hier und kann nicht darüber urteilen.“

Am nächsten Tage trat er in meinen Dienst.

In der ersten Zeit war ich oft genug nahe daran, die Geduld zu verlieren und ihn zu seinem Regiment zurückzuschicken. Hätte er nur erklärt, nichts zu verstehen — transeat; aber das Unglück war, daß, teils durch die Schwierigkeit, überhaupt italienisch zu verstehen, teils durch die Neuheit seiner Pflichten, er immer halb begriff und alles verkehrt machte. Wenn ich erzähle, daß er meine Rasiermesser zu Lemonnier, dem Verlagsbuchhändler, und meine Manuskripte zum Schleifer brachte; daß er einen französischen Roman beim Schuster und ein Paar Stiefel bei einer Dame abgab, wird mir kaum jemand glauben; denn, um solche Einfalt zu begreifen, muß man wissen, daß er nicht allein falsch verstand, sondern auch in hohem Grade zerstreut war, und daher diese unglaublichen qui pro quo veranlaßte. Ich kann es darum nicht unterlassen, einige seiner größten Wunderthaten mitzuteilen.

Um elf Uhr morgens, um dieselbe Zeit, wenn auf der Straße der „Corriere italiano“ ausgerufen wurde, schickte ich ihn immer fort, um mir Schinken zum Frühstück zu holen. Einmal, da ich wußte, daß das Blatt eine Notiz enthielt, die mich interessierte, rief ich ihm zu: „Schnell den Schinken und den „Corriere italiano“.“ Zwei Ideen auf einmal faßte sein Gehirn nicht; er kam und hatte den Schinken in den „Corriere italiano“ gewickelt.

Einmal als er im Zimmer war, durchblätterte ich mit einem Freund einen prachtvollen militärischen Atlas, den ich mir von der Bibliothek geliehen hatte, und sagte: „Weißt du, es ist nur schade, daß der Blick nicht alle Karten mit einem Mal umspannen kann und man sie einzeln betrachten muß. Um das Ganze der Schlacht recht zu erfassen, möchte ich sie in einer Reihe an die Wand nageln, daß sie so ein einheitliches Bild darstellten.“ — Am Abend, als ich nach Hause zurückkehrte — es überläuft mich noch kalt bei der Erinnerung — waren alle Karten des Prachtwerkes an die Wand genagelt,

und dazu mußte ich ihn noch am folgenden Morgen vor mir erscheinen sehen mit der bescheiden lächelnden Miene eines Menschen, der eine Belobung erwartet.

Ein andres Mal schicke ich ihn aus, mir zwei Eier zu kaufen, die ich auf Spiritus kochen will. Inzwischen kommt ein Freund, mit dem ich eine wichtige Angelegenheit bespreche. Der Unselige kehrt zurück: „Warte!“ heißt es. Er setzt sich in eine Ecke, während wir uns unterhalten. Da sehe ich plötzlich, daß mein Soldat rot, weiß, grün im Gesicht wird, daß er auf Nadeln zu sitzen scheint und in ängstlicher Verlegenheit nicht weiß, wohin er blicken soll. Ich betrachte ihn forschend und bemerke, daß sein Stuhlbein recht hübsch mit einem Streifen goldgelber Farbe geschmückt ist, der mir nie aufgefallen war. Ich nähere mich — Eidotter! Der Schändliche hatte die Eier in die hintere Tasche seiner Uniform gesteckt und sich gesetzt, ohne daran zu denken, daß er mein Frühstück unter sich hatte.

Aber dies alles war nichts mit dem verglichen, was ich sehen mußte, ehe ich ihn dazu gebracht hatte, mein Zimmer in einer Weise aufzuräumen, ich sage nicht, wie ich es wünschte, aber wie sie doch wenigstens den Aufenthalt eines einigermaßen vernünftigen Mannes ankündigte.

Nach seiner Meinung bestand die höchste Kunst der Ordnung darin, die Sachen in architektonischer Form übereinander aufzubauen, und sein größter Ehrgeiz war, hohe Gebäude aufzurichten. In den ersten Tagen bildeten meine Bücher sämtlich einen Halbkreis von Türmen, die beim geringsten Lufthauche wankten; die umgekehrte Waschschüssel trug eine kühne Pyramide von Tellerchen und Gläsern, von deren Spitze stolz der Bartpinsel emporragte; alte und neue Cylinderhüte stiegen in einer Triumphsäule zu schwindelnder Höhe auf, wodurch denn oft auch, mitten in der Nacht, laute Zusammenbrüche entstanden und ein fürchterliches Fortrollen, von dem ich, wenn nicht glücklicherweise die Wände Halt geboten, gar nicht gewußt hätte, wo es hätte enden sollen. Es bedurfte der Beredsamkeit eines Cicero und der Geduld eines Hiob, ihm schließlich begreiflich zu machen, daß die Zahnbürste nicht zur Familie der Haarbürsten gehöre, daß die Pomadenkruke sich durchaus von der Kruke mit Fleischextrakt unterscheide, und daß der Nachttisch ganz und gar nicht der Platz für frisch geplättete Hemden sei.

Ob er mir für meine gute Behandlung dankbar war, ob er Zuneigung zu mir fühlte, konnte ich nicht ergründen. Ein einziges Mal legte er in sehr seltsamer Weise eine gewisse

Sorge um mich an den Tag. Ich lag schon seit vierzehn Tagen krank im Bett, ohne daß es schlimmer oder besser mit mir wurde. Da hielt er eines Tages auf der Treppe meinen Arzt, einen sehr empfindlichen Mann, an und fragte ihn kurz: „Na, machen Sie ihn eigentlich gesund oder nicht?“ Der Doktor geriet in Zorn und wusch ihm tüchtig den Kopf. „Ja, Sie sind auch schon ein bißchen lange dabei,“ brummte er als Antwort.

Manchmal hatte er komische Einfälle, über die ich nicht umhin konnte zu lachen, obgleich ich sie hätte tadeln sollen. Eines Morgens weckte er mich, indem er mir mit seinem eigentümlichen Tonfalle ins Ohr flüsterte: „Herr Leutnant, wer schläft, fängt keine Mäuse.“

Eines Tages trat er ein, als eben ein sehr bedeutender Mann fortgegangen war, und hörte einen bei mir gebliebenen Freund äußern, daß jener eine „hervorragende Persönlichkeit“ sei. Zwei Wochen später, als ich mit einigen Freunden plaudere, öffnet er die Stubenthür und meldet mir Besuch an. „Wer ist es?“ fragte ich. „Es ist . . .“ antwortete er und hatte den Namen vergessen, „die hervorragende Persönlichkeit.“ Alle brachen in ein Gelächter aus; der Besuch hörte es staunend, bis ich ihm Aufklärung gab und auch er wie ein Toller lachte.

Es ist schwer, sich eine Idee von der Sprache zu machen, die dies sonderbare Subjekt redete: ein Gemisch von sardinisch, lombardisch, italienisch, abgebrochene Sätze, verstümmelte, zusammengezogene Worte, Verben im Infinitiv hingeworfen, unvollendet gelassen, solch ein Kauderwelsch, daß man oft meinte, mit einem Verrückten zu sprechen.

Ein Freund, der zur Stunde des Mittagessens zu mir kam, fragte ihn einst: „Wie weit ist dein Herr mit dem Essen?“ „Trema!“ (er bebt) antwortete der Soldat. Mein Freund bleibt verwundert mit offenem Munde stehen. Das trema bedeutete „termina“. (Er ist fertig.)

In fünf bis sechs Monaten hatte er in der Regimentsschule mühsam lesen und schreiben gelernt. Das war mein Unglück. Während ich aus war, übte er sich an meinem Tische im Schreiben und pflegte hundert-, oft zweihundertmal dasselbe Wort zu nehmen, gewöhnlich eins, das er mich hatte lesen hören und das Eindruck auf ihn machte. Eines Morgens zum Beispiel war es der Name: Vercingetorix. Als ich abends nach Hause zurückkehrte, fand ich „Vercingetorix“ auf Zeitungsrändern, auf der Rückseite der Holzschnitte in Journalen, auf

Briefkouverten, auf Bücherumschlägen, auf dem Papier im Marktkörbchen, überall hingeschrieben, wo er nur Platz für die dreizehn Lieblingsbuchstaben seines Herzens fand. Ein andermal frappierte ihn das Wort: Ostgoten — am folgenden Tage war mein Haus mit Ostgoten überschwemmt. Dann bezauberte ihn das Wort: Rhinozeros und — meine Zimmer füllten sich mit Rhinozerossen.

Anderseits gewann man durch seine zunehmende Erkenntnis, weil er den Gebrauch ablegte, Kreuze in verschiedenen Farben mit bunten Bleistiften auf Briefe zu machen, die er zu bestimmten Personen bringen sollte, denn Namen konnte er durchaus nicht behalten. So pflegte er zu sagen: Dieser Brief kommt zu der himmelblauen Dame (die sehr weltlich war), dieser an den schwarzen Redakteur (der rot war), dieser an den rosa Beamten (der bleich, in den letzten Zügen lag).

Was nun sein Schreiben anbetrifft, so entdeckte ich bald eine Manie an ihm, die mir komischer erschien als alle andern. Er hatte sich ein Heft gekauft, in das er aus allen möglichen Büchern Widmungen der Autoren an Verwandte genau kopierte, nur immer statt der Namen der letzteren diejenigen seines Vaters, seiner Mutter oder seiner Brüder setzte, denen er in dieser Weise ein glänzendes Zeugnis der Liebe und Dankbarkeit zu geben glaubte. Jenes Heft aufschlagend las ich unter andern folgende Widmungen: „Pietro Tranci — sein Vater — in Armut geboren, erwarb sich durch Fleiß und Ausdauer einen bedeutenden Namen unter den Gelehrten, stand Eltern und Brüdern bei, erzog seine Kinder würdig. Dem Andenken dieses ausgezeichneten Vaters widmet dies Buch der Autor Antonio Tranci" — statt Michael Lessona. Auf einer andern Seite „Pietro Tranci, meinem Vater, der, als er dem subalpinen Parlamente das Unglück von Novara verkündete, ohnmächtig zu Boden sank und nach wenigen Tagen starb, widmet dies Carmen" u. s. w. . . .

Was mir am merkwürdigsten bei ihm vorkam, war sein absoluter Mangel an jedem Gefühl des Staunens, der Verwunderung, was er auch an außerordentlichen Dingen bemerken mochte. Während er in Florenz lebte, sah er die Vermählungsfeierlichkeiten für den Prinzen Humbert, Oper und Ballet in der Pergola — er war nie vorher in einem Theater gewesen — die Lustbarkeiten des Karnevals, die phantastische Illumination in Viale dei Colli; hundert für ihn ganz unbekannte Wunder, die ihn doch in Erstaunen setzen, ihn belustigen, ihn zum Sprechen hätten bringen müssen. Nichts von alle-

dem. Seine Bewunderung ging nie über seine gewöhnliche Redensart hinaus: „Nicht übel". Santa Maria del Fiore ... „nicht übel" der Turm des Giotto ... „nicht übel" der Palast Pitti, „der ist nicht übel". Ich glaube, wenn der liebe Gott in eigner Person ihn gefragt hätte, was er zu der Schöpfung sage, er würde geantwortet haben: „Nicht übel."

Vom ersten bis zum letzten Tage, daß er mit mir lebte, zeigte er sich immer von gleicher Laune, halb ernst, halb fröhlich, immer war er willig, immer zerstreut, immer zuverlässig darin, alles verkehrt zu verstehen, immer in einer gesegneten Apathie, immer eigentümlich. Am Tage, als er entlassen wurde, schmierte er ganz mit derselben Ruhe wie sonst stundenlang in seinem Heft. Ehe er abreiste, kam er, um Abschied von mir zu nehmen. Die Trennung war nicht gerade zärtlich. Ich fragte, ob es ihm leid thue, Florenz zu verlassen: „Warum nicht?" erwiderte er. Die weitere Frage, ob er gern nach Hause zurückkehre, beantwortete er nur mit einer mir unverständlichen Grimasse.

„Wenn Sie etwas brauchen sollten," sagte er im letzten Augenblick, „schreiben Sie mir nur, es wird mir eine Freude sein." „Danke sehr," antwortete ich. Und damit ging er aus dem Hause, nachdem er zwei Jahre bei mir gewesen war, ohne das geringste Zeichen des Bedauerns oder der Freude.

Ich sah ihm nach, wie er die Treppe hinabging.

Plötzlich wandte er sich zurück.

Nun, dachte ich, wird es sich zeigen, daß sein Herz sich rührt und er umkehrt, um noch in andrer Weise Abschied zu nehmen.

„Herr Leutnant, den Rasierpinsel habe ich in die Schieblade von dem großen Tisch gelegt."

Und er verschwand.

Abreise und Rückkehr.

Erinnerungen an 1866.

Albert, mein Freund, zürne mir nicht, daß ich diese Seiten aus dem Buche deiner Erinnerungen abschreibe; wenn dieselben dir nicht gerade besondere Ehre als Schriftsteller eintragen, werden sie dir den Ruhm eines guten Soldaten und Sohnes geben. Willige also nur ein und sei zufrieden mit meiner Diskretion, denn wollte ich wirklich unsre Freundschaft mißbrauchen, könnte ich noch ganz andre Geheimnisse von dir erzählen.

Zu Hause.

I.

Wenn ich einst die Illusionen und Freuden der Jugend verloren habe, wenn mir einst kein andrer Trost mehr bleibt, als die Erinnerung, werde ich am häufigsten, am liebsten und immer noch mit innerer Erregung an Ende April und Anfang Mai des Jahres eintausendachthundertsechsundsechzig zurückdenken.

Nie war mir Turin so heiter, so schön erschienen. Die Nähe, die Gewißheit des seit so vielen Jahren erwarteten und ersehnten Krieges hatte den edlen, heldenmütigen Geist jener Stadt entflammt. Man brauchte nur abends durch eine der Hauptstraßen zu gehen, um aus dem Getümmel, der ungewöhnlichen Haltung der Leute, den Scharen von Arbeitern, Studenten, Knaben zu schließen, daß etwas ganz Besonderes

die Seele des Volkes bewege, daß irgend eine große That geschehen sei oder geschehen solle.

Es waren die Tage, an denen jedem vorübergehenden Soldaten nachgesehen wird; an denen man sich in Vermutungen ergeht über den Kavalleristen, dem ein Briefpaket aus der Brusttasche hervorguckt; wenn die Leute stillstehen, um sich vorbeifahrende Proviant- und Trainzüge zu betrachten; wenn in den Knabenschulen durchaus keine Ruhe zu halten ist; alte pensionierte Offiziere mit den Fäusten auf den Tisch schlagen und laute Reden in den Kasinos führen, wenn Mütter sehr nachdenklich werden und Jünglinge vor Begeisterung außer sich geraten, die Frauen sogar weniger angesehen werden und aufhören, die größte Rolle bei uns zu spielen, während sie ja sonst so in allen Gedanken, allen Wünschen, allen Plänen so die Hauptsache bilden, daß es eigentlich eine greuliche Tyrannei ist.

Und Turin empfand die Poesie jener Tage tief. Morgens schon sah man auf dem Exerzierplatze ganze Familien, Eltern und Freunde der Reservisten, die, erst vor wenigen Tagen einberufen, noch meistens ihre eignen Kleider trugen: Cylinderhüte mit roten Kokarden, elegante helle Beinkleider neben den weiten Gamaschen der Berghirten; schwarze Ueberzieher und zerlumpte Jacken, bunt durcheinander. Um die Kasernen liefen Mütter mit Bündeln unter den Armen, kamen und gingen Boten vom Divisions- und Platz-Kommando, an den Thüren drängten sich Neugierige, während von drinnen ein betäubender Lärm erschallte. Abends marschierte eine ungeheure Menge, untergefaßt in Reihen zu zehn oder zwölf den Trompetern und Tambouren des Zapfenstreiches im Takt nach; Lieder, Geschrei, Jubelrufe wiederhallten durch alle Straßen; in dem Augenblick dann, als die Soldaten in die Kaserne traten, wurde Beifallsklatschen, Hurrageschrei laut, Händedrücke, Grüße ausgetauscht: Auf morgen! auf morgen! — alle schienen Soldaten zu sein. Da erkannte ich dich, mein Piemont!

II.

Wie viel besser wir alle in jenen Tagen waren!

Die Erwartung eines Krieges, der einem so großen, so sehr geliebten Volke, das so viel gelitten hatte, die Freiheit erkaufen und das Vaterland wiedergeben sollte; das Bewußtsein, daß auch die niedrigsten Klassen begriffen, wie dieser

Krieg eine Notwendigkeit, eine Pflicht, wie derselbe heilig und gerecht war; zu sehen, wie die ärmsten, ganz ungebildeten, unwissenden Landleute so willig, so gern bereit sich als Soldaten stellten, wie auch sie bald, wenn nicht von der Begeisterung, so doch von der allgemeinen Fröhlichkeit mit hingerissen wurden; zu hören, daß überall, im ganzen Lande dasselbe geschah, daß an allen Orten viele Hundert Jünglinge jeden Standes sich als Freiwillige einschreiben ließen, daß Väter und Mütter sie begleiteten, daß das Volk sie grüßte und segnete; daß in jener wunderbaren Eintracht der Hoffnungen und Gelübde alle politische Zwietracht schwieg: alles dies befriedigte den Geist, erfüllte ihn mit einer so lebhaften, freudigen Genugthuung, daß diese fast dem Gefühl Glück glich. Jede schlechte Leidenschaft floh beschämt aus dem Herzen, alter Hader besänftigte sich; durch gemeinschaftliche Freunde suchten und einigten langjährige Feinde sich und machten nun einen Strich unter die Vergangenheit. Der eine, alles andre beherrschende Gedanke, das eine, tiefe Fühlen verlieh uns eine ungewöhnliche, starke Energie und Lebenskraft, die sich in allen Worten, allen Blicken, Handlungen, Schritten kundgab. Welch' Wohlwollen, welch' herzliche Harmonie unter Freunden! Wie hoch, wie rein waren unsre Gedanken, wie stark unsre Zuneigung! Der Lenz lachte nicht nur in den Blumen, man fühlte ihn nicht nur in der Luft, im Blut; er lächelte auch in den Seelen, er wurde in den Herzen empfunden; es war, als durchdränge uns der Hauch eines neuen, jungfräulichen Lebens. Welche Tage! Oh, mein Vaterland! Könnten wir dich doch ewig so fühlen, immer so ganz erkennen!

III.

Seitdem von der Wahrscheinlichkeit eines Krieges die Rede ging, zog eine große Verwirrung in meinen Geist ein, die allmählich zunahm, wie die Möglichkeit sich in Gewißheit verwandelte. Ich sage Verwirrung, und weiß kein andres Wort für meinen Zustand anzuwenden; ich dachte, sprach, handelte wie nach dem Genuß eines berauschenden Getränkes. Zuerst stellte sich Aufregung ein, dann Unruhe, darauf eine Art wirklichen Fiebers; glühend heiß stieg mir das Blut zu Kopf, ich konnte meine Hände nicht still halten, ich sehnte mich krankhaft nach Bewegung, nach Luft, Licht, Musik, Versen, und vermochte durchaus nicht, meinen Geist aufmerksam auf einen be-

stimmten Gedanken zu richten. Ja nicht einmal den Gedanken an den Krieg konnte ich recht festhalten, denn, wenn meine Phantasie sich die kommenden Begebenheiten, seien es auch die wunderbarsten, die furchtbarsten, vorgestellt hätte, würde das immer den Reiz jener vagen, abenteuerlichen Zukunft geschwächt haben, die mir ein so volles, seliges Gefühl des Lebens einflößte.

War ich einmal ins Haus getreten, gab es da keine Ruhe mehr. Ich riß wohl ein Dutzend Bücher von der Borte herunter, durchflog in jedem einige Seiten, indem ich, auf dem Sessel hin- und herrückend, mit den Füßen ungeduldig scharrte und dann plötzlich sie alle hinwarf: „Die Bücher taugen nichts“ — rief ich — „die Bücher genügen wahrhaftig nicht! Sie drücken nicht aus, was in mir glüht und arbeitet!“ — Ich nahm eine Zeitung — die Zeitungen in jenen Tagen schlugen einen feurigen Ton an —, ich überblicke den gewöhnlichen enthusiastischen Artikel und — zerriß das Blatt in tausend Stücke. „Mein Gott, wie schwach, wie lau das gegeben ist!“ Und von plötzlicher Begeisterung getrieben, setzte ich mich hin, schnell etwas zu schreiben. „Jetzt will ich einmal einen Artikel verfassen!“ sagte ich, um bald die Feder hinzuwerfen und auszurufen: „Alles klingt kalt und lau! Es ist zum Verzweifeln! Mama, sag' du mir doch, ums Himmelswillen, gibt es denn in der ganzen italienischen Litteratur keine Gedichte, die die innere Glut ausdrücken, die mich verzehrt?“ — „Berchet!“ meint sie schüchtern. — „Nein, nein, Berchet nicht!“ antworte ich mit dramatisch mildem Tonfall der Stimme. „Berchet ist zornig, er haßt, er verwünscht, ich aber, ich liebe in diesen Augenblicken, ich liebe ungeheuer, ich liebe alle, ich fühle mich als Bruder aller, ich möchte alle umarmen, die mir auf der Straße begegnen. Auch die Oesterreicher liebe ich, teure Mutter! Weißt du, ich werde viele von ihnen töten, aber doch liebe ich sie, denn ihnen danken wir es, daß Italien erwacht, das Haupt erhebt, sich so kraftvoll, so entzückend schön offenbart und in allen ihren Söhnen das unaussprechliche Gefühl freudigen Stolzes wachruft. Tod den Oesterreichern, aber ein frohes Lebehoch sei auch ihnen gebracht! Oh, nie zuvor bin ich ein so guter Christ gewesen!“ — Dann stürzte ich ans Fenster und ärgerte mich über die Stille in den Straßen: „Welch schmachvolle Ruhe! Wie ist das nur möglich? Warum laufen die Leute nicht einmal hinunter und machen Lärm? Woher sind sie nur so gleichgültig? ... Oh! Ich muß dieser fieberhaften Aufregung doch Herr werden! ...“ Und ich schloß mich in

meine Kammer ein, nahm den Degen zur Hand, sah in der Phantasie einen österreichischen Offizier vor mir, einen recht langen, mageren, mit borstigem Schnurrbart und weit aufgerissenen Augen, legte mich aus und nun hagelten Hiebe, Paraden, Finten, Ausfälle, bis ich ermattet aufs Sofa sank. Ja, ich war wirklich verrückt!

Man braucht nicht erst zu fragen, ob die Nachbarschaft sich meines Daseins bewußt wurde. Denn nicht nur tönten meine poetischen Deklamationen bis auf die Straße, ich pflegte auch den ganzen Abend auf dem nach dem Hof gelegenen Balkon zuzubringen. Nun weiß aber jeder, daß die Höfe in den neuen Häusern Turins (wir wohnten in einem der drei großen Paläste der Via Nizza der Eisenbahn-Station gegenüber) wahre Taubenschläge sind mit mehr Menschen als Steinen. Nach dem Essen blickten alle Einwohner aus den Fenstern heraus; die von oben schauen in die Wohnungen der untern, die von unten sehen die Beine der obern; in den Dachstuben wird geliebelt, auf den Balkonen lärmen Kinder, lesen Beamte Zeitungen, von den Dächern bis zum Erdgeschoß, vom Parterre bis zum Boden klatschen die Bewohner eines Stockwerks über die des andern, alle begrüßen einander und lächeln sich als gute Freunde zu.

Wir wohnten im zweiten Stock. An der einen Seite hatten wir eine liebenswürdige, gebildete, witzige neapolitanische Dame, unsre große Freundin; eine Frau voll kühner Energie, redselig und phantasiereich, die einst meine Mutter mit staunender Bewunderung erfüllte, als sie, da ihrem Sohne ein Duell bevorstand, ruhig sagte: „Er wird seine Pflicht thun.“

An der andern Seite von uns lebte ein alter Ingenieur und Maler, nun ein achtzigjähriger Blinder, mit einem halben Dutzend kleiner Enkel, die meine ganze Freude waren; ein schöner Greis, der mir wohlwollte, mich Sohn nannte, und wenn ich einmal auf der Reise einige Tage mit der Antwort an ihn zögerte, schüchtern meine Mutter fragte, ob ich mich etwa durch dies oder jenes Wort seines letzten Briefes beleidigt fühlen könne.

In demselben Stockwerke, uns gegenüber, wohnte eine Witwe in den Vierzigern, sehr elegant, schmachtend, schlank, nicht schön, aber ganz angenehm, eine eifrige Leserin von Romanen, die jedesmal am Fenster erschien, wenn ich da war, und mir lange, schwärmerische Blicke zuwarf, indem sie die Lippen zusammenzog und den Kopf mit seinen falschen Locken

schwermütig auf eine Schulter neigte. Am Fenster neben ihr zeigte sich dann regelmäßig auch ihre Köchin, die mit einer aufblühenden Leidenschaft für meinen Burschen (ein hübscher Junge, in Parenthese gesagt) behaftet war: ein breites, rundes Gesicht mit einem Paar purpurroter Backen, so aufgeblasen, daß sie immer zu pusten schienen, zwei dicke Lippen, große Augen, breite Schultern und kühne Formen, die bis zu den äußersten Grenzen des Hauses auffielen.

In der dritten Etage, über der schwärmerischen Nymphe, hatte sich ein junger Student einquartiert, ein guter Mensch, der sehnsüchtig den Krieg herbeiwünschte, sich gleich zum Freiwilligen meldete, einer der sonderbarsten, liebenswürdigsten Schwärmer, die mir nur je begegnet sind. Zu jeder Stunde des Tages, sowie ich nur in die Hände klatschte, war er mit einem Satze auf der Terrasse, die Arme und das Gesicht emporgehoben, ganz wie ein begeisterter, improvisierender Dichter, redete er mich an und antwortete mir in Versen, diskutierte von hoher Politik, hohen Kriegen, hoher Litteratur — (er wohnte ja im dritten Stock), daß es eine wahre Freude war, ihm zuzuhören, wenn er so deklamierte, gestikulierte, trillerte. Beim Ton seiner Stimme eilte die ganze Nachbarschaft ans Fenster.

„Durch euch, ihr Tapferen, erstanden ..." rief er, einen Arm nach mir ausstreckend und mit der Hand den Tonfall der Versfüße auf dem Gitter angebend.

Und ich darauf: „Nun im Kreise der Großen den Thron ..."

Und er: „Nimmt Italia ein oder Hohn ..."

Ich: „Trifft das Land, das als Magd" (dabei wandte die Magd von unten verschämt den Blick nach oben).

Er: „Lang geknechtet, verjagt —"

Ich: „Sich krümmt in feindlichen Banden."

Er: „Sich krümmt in feind ..."

Ich: „lichen Banden."

Und dann zusammen: „Feindlichen Banden! Banden, Banden."

Darauf ein großer Heiterkeitsausbruch in allen Etagen. „So lobe ich mir die Jugend," murmelte der gute Greis. Die Köchin versteckte sich hinter dem Fensterpfosten und schüttelte sich vor Lachen. Ihre Gebieterin zog das Mündchen, als wollte sie sagen: „Ihr süßen Narren." Die neapolitanische Dame rief mir ein Witzwort zu, meine Schwester lief fort, meine Mutter zog mich am Rock, mein Bruder

murmelte: „Ihr treibt's zu arg," und mein Vetter, ein Oberst, ein strenger, scharfer Soldat, der mich gern hatte, mir aber oft den Kopf wusch, weshalb ich ihm den Namen Burbero benefico*) beigelegt hatte, sagte ernsthaft zu mir: „Sei vernünftig." — In seiner Gegenwart, ich leugne es nicht, schwieg ich dann wohl ein wenig gedemütigt still, aber bald fing der Freund mit einer neuen Strophe an, mit meinem Ernst war's vorbei, und wir legten toller los, als vorher.

Dies war die öffentliche Komödie, auf welche eine Privataufführung folgte: der älteste Enkel des alten Soldaten besuchte mich und ich rief: „Schnell, in Reih' und Glied!", faßte meine Mutter, meine Schwester, das Kind bei den Armen, stellte sie auf, ob sie wollten oder nicht, und wenn meine Mutter lachte, sagte ich, eine Hand auf ihre Schulter legend, „Stillgestanden, liebe Dame, oder die Thüren werden geschlossen und wir deklamieren Ihnen fünfzig Oktaven mit der ganzen Kraft unsrer Lungen — du weißt, wie weit die reicht." „Nein, nein! Ums Himmelswillen!" antwortete sie dann. — „Also ruhig!" rief ich. „Ja, dann hilft es nicht," murmelte sie, sich lächelnd an meine Schwester wendend, und wie gut, wie lieb war ihr Lächeln. — „Achtung! Marsch!" Das Kommando war so vollklingend, daß meine kleinen Soldaten ganz in Unordnung gerieten, sich die Ohren zuhielten und nach allen Seiten auseinanderliefen; ich hinterher, führte sie an ihre Posten zurück, um sie schließlich unter der Bedingung freizulassen, daß sie alle riefen: „Es lebe der Krieg!"

Aber meine Mutter erklärte: „Das rufe ich nicht." — „Ja, du mußt rufen!" — „Nein, ich thu's nicht!" — „Dann nimm einen Kuß, du Engel."

Von Tag zu Tag jedoch wurde sie nachdenklicher. Schon waren mehrere Regimenter fort, und sie wußte, daß man von Stunde zu Stunde die Marschordre für das meinige erwartete. Oft, wenn ich Mutwillen trieb, überraschte ich sie, wie sie mich mit traurigen Blicken betrachtete, und sagte zu ihr: „Was denkst du?" — „Mein Sohn," erwiderte sie wehmütig, „ich denke daran, daß wir nur noch wenige Tage zusammen sein werden. Ich freue mich über deine Heiterkeit und doch . . . weißt du . . . diese Heiterkeit thut mir weh, weil . . . ich die Leere und die Stille viel schmerzlicher empfinden muß . . . die bald hier im Hause herrschen wird."

---

*) Burbero benefico: der gutmütige Polterer, heißt eine bekannte Komödie von Goldoni.

Das ist wahr, überlegte ich. Die armen Frauen! Mut, Mut! sagen wir ihnen, wir, die wir in den Krieg ziehen, fröhlich, leichtsinnig, von Freunden umgeben, voll Enthusiasmus, Ehrgeiz, voll Träumen zukünftigen Ruhmes, während sie zurückbleiben, ohne rechten Trost, ohne Ablenkung, immer mit den gleichen Gedanken, derselben Unruhe, der Angst um uns!

„In dieser Zeit ...,“ fügte meine Mutter hinzu, „verstehe ich, daß ich dir nichts bin ... Nein, nein, laß es mich nur sagen, siehst du, ich beklage mich gar nicht darüber. Es ist ganz natürlich, mein armer Junge, aber ...“

„Höre,“ sprach ich, um sie zu trösten, „du, die du ein so edles, so ausgezeichnetes Herz hast, kannst viel besser als die meisten andern Frauen einen Trost in dir selber finden. Wir dürfen nicht Egoisten sein. Glaubst du, daß dieser Krieg notwendig, daß er gerecht ist, eine heilige Pflicht für das Land?“

„Ach ja, freilich.“ Und sie trocknete sich die Thräne.

„Gut, wenn wir ihn also nicht führten, müßten es unsre Söhne thun. Wenn jetzt nicht fünfmalhunderttausend Mütter weinten, würden ebensoviele nach zwanzig oder dreißig Jahren ihre Thränen vergießen. Wir opfern uns für unsre Kinder, für die fünfmalhunderttausend Knaben und Mädchen, die jetzt noch in den Windeln stecken; sollen wir nicht, soviel an uns ist, ihre Zukunft vor jedem Schmerz bewahren, damit sie einander einmal lieben, sich heiraten und in Frieden vermehren können?“

Meine Mutter lachte, aber sah bald wieder ernsthaft aus: „Das ist alles recht gut, aber trösten kann es mich doch nicht.“ Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch, drückte die Stirn in die Hände und weinte leise. Ich wollte ihr zusprechen: „Nein, mein Junge, gehe nur, suche deine Freunde auf, ich will dich nicht traurig machen; laß mich nur, geh’ ....“

Das war am Abend, und da saß sie nun allein im Dunkeln still und hing ihren schmerzlichen Gedanken nach!

Nie sonst habe ich wie in jenen Tagen die wunderbare Herrschaft der Phantasie über das Gefühl empfunden. Zuweilen, gleichsam zum Zeitvertreib, fing ich an, mir alle möglichen Ereignisse des kommenden Krieges vorzustellen und vertiefte mich allmählich so in die Bilder der Schlachten, des siegreichen Einzugs der Truppen, der Heimkehr, daß ich wirklich schon dabei zu sein, schon alles zu fühlen, zu sehen meinte, bis sich mein Blut erhitzte, und ich krampfhaft den Kopf mit beiden Händen faßte, als könnte das tolle Kreisen der darin

arbeitenden Ideen ihn sprengen, meine Pulse schlugen, weiche kindliche Rührung überwältigte mich.

Einmal nachts war ich auf Wache im Palast Madama; ich saß allein in meinem Zimmer bei einer Kerze und, toller als gewöhnlich phantasierend, glaubte ich mich so hoch erhoben, daß mein Blick das ganze Land umfaßte: Berge, Thäler, Flüsse, Wälder. Ich fühlte und sah wie in den Städten alle Straßen voll Menschen waren, wie Bajonette auf den Exerzierplätzen leuchteten, hörte wie aus Festungen, Arsenalen, Häfen verworrenes Getöse von Waffen und Liedern, das Geräusch eiliger, hastiger Arbeit erscholl. Auf den Eisenbahnen ziehen endlos lange, schwere Züge in alle Richtungen, einander kreuzend und folgend, jubelnd vom herbeiströmenden Volk begrüßt; hier und da halten sie und ergießen Geschütze, Pferde, Truppen; dann plötzlich erklingt von allen Seiten Wirbeln der Trommeln, Schmettern der Trompeten, aus allen Städten ziehen Kolonnen der Regimenter langsam den Grenzen zu, an den Flüssen entlang, über Thäler und Höhen, dehnen sich aus in ungeheuren Schlachtlinien auf den Ebenen; auf den Gebirgsketten Tirols, am Gardasee, soweit das Auge reicht, schimmern die roten Blusen der Freiwilligen, sie klettern empor, verschwinden in Schluchten, erscheinen wieder auf den Gipfeln; die weite lombardische Ebene bevölkert sich inzwischen mit Zelten, ein buntes Leben entfaltet sich in den Lagern, dann sinkt die Nacht herab und hüllt alles in tiefe Ruhe; beim ersten Strahl des schönen Frühlingsmorgens eilt eine Reiterwolke, schnell wie der Blitz, vom Hauptquartier in alle Richtungen, das Heer ordnet sich, steht bereit . . . . . . Nun aber faßt die Einbildungskraft nicht mehr das ganze Bild der gewaltigen Schlacht; ein riesiger Nebelschleier deckt sie; nur hier und da hebt er sich einen Augenblick: ich schaue unsre jungen Regimenter sich zum Angriff auf die Hügel werfen, weichen, wieder vordringen; Reiterschwadronen mit gesenkten Lanzen gegen die Quadrate anrücken, Batterien von den Abhängen die Flanken fliehender Kolonnen niederschmettern, Truppen unermüdlicher Bersaglieri sich zerstreuen, verbinden, verbergen, Ketten bilden; überall Angriffe und furchtbares Getöse. Da, nun, mit einemmal tiefe Stille: der Nebel, der Pulverdampf sind zerstreut, auf den Höhen stehen unsre Bataillone, schwenken unsre Banner, blasen Fanfaren; durch ganz Italien, von einem Ende zum andern macht sich der lang vorbereitete, der lang unterdrückte Jubelruf Luft: Erklinge gewaltig, du Freudenton, brause bis zu den Gewölben des

Himmels, aber verdecke mir nicht, nein, übertöne mir nicht die leise, bebende Stimme, die aus dem Herzen meiner Mutter kommt! . . . . . . O Gott! mein Kopf, mein Kopf!

Ich stürzte aus der Stube, aus dem Palast; Piazza Castello lag einsam da, still wie der Vorhof eines Klosters; der Hügel Superga zeichnete seine Umrisse deutlich vom sternklaren Himmel ab, die Fassade des Domes „Gran Madre di Dio“, vom hellsten Mondschein umgossen, schien nur wenige Schritte entfernt. Welch’ eine herrliche Nacht! O, ich bin wahrlich glücklich!

Nur ein Bild trübte meine Glückseligkeit: das Bild einer armen Frau, die allein in einer Ecke ihres Zimmers saß, die Stirn in die Hände gelegt, und sann und immer noch sann.

Abreise.

I.

Am 6. Mai, als wir, etwa zehn Offiziere, gegen 5 Uhr abends vor der Thür der Kaserne zusammensaßen, hörten wir plötzlich eilige Schritte die Treppe herunterkommen, und vor uns erschien der erste Adjutant fast atemlos: „Meine Herren, heute abend um acht geht’s fort. Gepäck um sieben Uhr nach der Kaserne. Feldkriegsmäßig!“

Wir stießen einen Freudenruf aus und liefen auseinander, der in das nahe Café, die Freunde zu benachrichtigen, der in die Kaserne, den Burschen zu rufen, der nach Hause. Einen Moment später entwickelt sich ein wahrer Höllenlärm in dem ganzen Viertel, die Trommeln werden gerührt, die Nachricht verbreitet sich, die Leute strömen herbei, in wenigen Minuten fliegt die Kunde von Straße zu Straße, durch die Stadt und verbreitet Schrecken unter den Müttern.

Ich eile nach Hause, springe die Treppen hinauf, drei Stufen auf einmal, klopfe; meine Mutter öffnet.

„Mein Gott! Was ist’s? Was hast du?“

„Wir müssen fort.“

„Oh!“

„Ja, es ist keine Zeit zu verlieren.“

„Wann?“

„Um acht.“

„Um acht!“ wiederholte sie mit demselben Tonfall, wie ein Echo, stand bewegungslos da und sah mich verwirrt an.

„Schnell, schnell! Wir müssen packen; um sieben Uhr soll der Koffer in der Kaserne sein; der Bursche wird gleich kommen, inzwischen können wir schon anfangen.“

Und dann, als ich merkte, daß meine Mutter sich nicht rührte: „Nun? . .“

„Ach ja!“ wie aus einer Betäubung aufschreckend, „ich bin bereit. Hermine!“ — Meine Schwester kam.

„Er reist ab. Wir müssen gleich seine Sachen packen. Es ist doch alles in Ordnung, nicht wahr? Gut . . Nun . . warte, wo ist der Koffer? Aber nein; es ist besser, erst . . . sieh doch, ob . . . oder lieber . . .“

Sie schaute sich ratlos um. Bei solchen Gelegenheiten verliert die liebe Alte leicht den Kopf. „Nun, was?“ fragte ich, um ihr zu helfen, meine Schwester, die auch wie im Traum dastand.

„Ach ja!“ rief die, ebenfalls auffahrend. „Wir müssen uns wohl sputen!“

Beide liefen in die andre Stube.

Es klingelt, ich öffne: der Bursche. „Da bin ich,“ sagt er keuchend.

„Marie!“ ruft meine hastig zurückkehrende Mutter.

Das Dienstmädchen erscheint.

„Holen Sie gleich meine Tochter. Im Vorübergehen bestellen Sie den Portier, den Koffer zu tragen. Lassen Sie Hector aus dem nächsten Café rufen. Sie sollen gleich kommen. Schnell!“

Der Bursche trägt den Koffer auf den Balkon. Das Geräusch ruft die schmachtende Nymphe ans Fenster; die Erscheinung der schmachtenden Nymphe ruft die dunkelrote Köchin herbei und die Gewalt, mit der diese das Fenster aufreißt, ruft die andern Nachbarn auf die Terrassen.

Inzwischen ging meine Mutter hin und her, ohne mit etwas fertig zu werden.

„Freund!“ schrie ich in die Hände klatschend.

„Italien!“ tönt die Antwort und schon steht er mit begeisterter Gebärde in Hemdsärmeln da.

„Ich reise um acht.“

Er verschwindet, kommt im Rock zurück, hebt den Stock hoch: „Ich erwarte dich am Bahnhof. Es lebe der Krieg!“ Dabei jagt er die Treppen hinunter und schlägt mit dem Stock kräftig gegen das eiserne Geländer, was einen Teufelslärm im Hause macht.

„Albert!“ meine Mutter hält mit ihrem geschäftigen Hin- und Hergehen inne.

„Ja!“

Sie zieht mich auf die Seite.

„Sag' mir . . . . wohin geht ihr, weißt du's?“

„Nach Piacenza?“

„Nach Piacenza? Ist das nicht eine Festung?“

„Gewiß.“

„Bleibt ihr da?“

„Das glaube ich nicht.“

„Aber . . . . werden denn Festungen nicht verteidigt?“

„Diese nicht, weil wir vorrücken und sie hinter uns liegen bleibt.“

„Ja, so . .“ meinte sie, wie jemand, der eine letzte Hoffnung verliert und ging. Es klingelt wieder: das ist mein Bruder.

Nun kommt meine Mutter, die Arme mit Wäsche beladen, ernst, resigniert; hinter ihr folgen die andern und lassen die Köpfe hängen. Wieder klingelt es: Das ist meine ältere Schwester, sie drückt mir stumm die Hand.

Meine Mutter bückt sich über den Koffer, der Bursche will ihr die Sachen abnehmen, sie aber schiebt ihn zurück: „Nein — laßt mich es thun.“

Die Schwestern strecken die Hände aus, ihr zu helfen.

„Laßt mich,“ sagt sie wieder und liegt auf den Knieen.

„Mama!“ rufe ich zärtlich vorwurfsvoll, sie am Arm zurückhaltend: „Ich kann nicht sehen, daß du“ . . . Und sie noch viel zärtlicher: „Bitte, thu' mir den Gefallen und laß es mich machen.“

So packt sie denn allein, der Soldat sieht mich gerührt an, als dächte er: „Wie glücklich Sie sind, Herr Leutnant!“ und mein Blick erwidert: „Das weiß ich, mir thut's leid, daß du deine Alte nicht hier hast.“

Meine Mutter steht auf und geht hinaus, ich höre ein Schluchzen — meine jüngere Schwester weint.

Jene kommt wieder und legt etwas in den Koffer, dann verschwindet sie von neuem. Ich sehe nach: es ist ihr Bild.

Dann kehrt sie mit drei Büchern zurück und packt dieselben über das Porträt:

„Was ist das, Mama?“

„Die Verlobten.“*)

„O danke!“ Ich küsse ihr die Hände, die sie schnell zurückzieht. Sie ist so ruhig, daß wir uns ganz erstaunt, fast beängstigt ansehen.

---

*) Manzoni's Promessi Sposi.

„Nimm deine Schärpe ab.“

„Warum?“

Sie löst sie und legt sie in den Koffer.

„Mama, ich muß sie tragen!“

Sie spricht nicht und geht ins Nebenzimmer. Ich höre neues Schluchzen — meine ältere Schwester weint.

Meine Mutter tritt herein mit einer prachtvollen seidenen Schärpe, die sie mir anlegt: „Ich habe sie gearbeitet, während du auf dem Exerzierplatze warst.“

„Oh, das ist zu viel!“ Ich fasse ihre beiden Hände, sie biegt den Kopf weg; der Bursche schaut uns mit leuchtenden Augen an.

„Nun wäre alles fertig,“ meint sie, sich umsehend, und nach einem Augenblicke: „wir können zuschließen.“

Sie drückt auf den Deckel, ohne daß es ihr gelingt, das Schloß einzuschieben, preßt mit dem Knie darauf, indem sie uns, die ihr helfen wollen, mit dem Ellbogen zurückschiebt, ein Fuß gleitet, sie wankt . . .

„Aber Mutter! was machst du?“ rufen alle, hinzueilend.

Es klopft: der Portier will den Koffer holen.

„Schon?“ Sie wendet den Kopf wie erschreckt. „Dann nehmt.“

Er ladet ihn auf.

„Nach der Kaserne am Thore Susa.“

„Ja, ich weiß, wo es ist,“ und er macht sich auf den Weg.

„Wartet!“ ruft plötzlich meine Mutter.

Er dreht sich um: „Nun?“

„Nehmt Euch in acht . . .“ sie sucht nach einem Wort. — „Laßt ihn ja nicht fallen.“

„Machen Sie sich darum keine Sorge.“

Er geht, sie folgt ihm bis zur Thür, sieht ihn die Treppe hinuntersteigen; er ist fort; sie preßt die Lippen zusammen, schlägt die Augen zu Boden und hat überwunden, die Thränen sind hinuntergeschluckt.

Da kommt der „Burbero benefico“. „Guten Abend.“ Niemand antwortet. Da hat er die Situation begriffen, sieht mir prüfend ins Gesicht, ich hebe den Kopf hoch. „Nun, das geht nicht übel,“ scheint er zu denken. Darauf begeben wir uns sämtlich in die Nebenstube, wo wir uns in einen Kreis setzen. Niemand spricht. Man hört ein Kleid rauschen, die Thür öffnet sich, unsre Nachbarin, die hochsinnige Dame, tritt ein, wir stehen alle auf.

„Meine gute Freundin,“ sagt sie, meiner Mutter beide Hände

reichend in ihrer lebhaften, anziehenden Art, „eben erst habe ich gehört, daß Ihr Sohn sich zur Abreise rüstet. Das sind schmerzliche Augenblicke, gewiß, aber jeder Einzelne an seinem Teil hat für das Vaterland etwas zu tragen. Oh, wir erleben jetzt große Tage in Italien, einen großen Krieg! Glauben Sie mir, der Feind wird dieser Feuerwoge, die von allen Seiten auf ihn eindringt, nicht lange widerstehen können. Hinter dem Heere steht ein ganzes Volk bereit, ins Feld zu eilen. Wir durchleben eine große Zeit. So bilden sich die Nationen."

Meine Mutter blickt sie staunend an.

„Ach, könnte ich nur eine Minute aus der Ferne die große Schlacht sehen, gerade dann, wenn sie am schönsten ist, wenn unsre Regimenter die feindlichen Kolonnen alle gebrochen haben, wenn von der andern Seite Pferde, Soldaten, Karren, Kanonen wirr durcheinander den Abhang hinunterstürzen! . . . Den Kopf oben, meine Freundin! Dies ist ein wahrer Kreuzzug, auch Frauen und Kinder möchten kämpfen; wenn das Heer sich auflöste, in vierzehn Tagen würde ein neues bereit sein."

„Ja, ja!" brach die Angeredete mit einem Feuer aus, was wohl Enthusiasmus sein sollte, aber nur mütterliche Liebe, leicht durch Vaterlandsliebe verschleiert, war. „Ja, ein wahrer Kreuzzug! Wir müßten alle mit in den Krieg, Millionen und aber Millionen, damit unsre Menge schon den Feind erschreckte, daß er jeden Gedanken an Widerstand aufgäbe und die Thore der Festungen öffnete . . ."

„Wo ist mein Sohn?" fragte eine zitternde Stimme und der blinde Alte erscheint mit vorgestreckten Armen. Ich eile ihm entgegen; er befühlt meine Uniform, meinen Degen, meine Epauletten. „Bist du schon fertig?" Dann legte er seine Wange gegen meine Brust. Alle schweigen. Der „Burbero" betrachtet sich dies Bild mit gekreuzten Armen und zusammengezogenen Brauen. Das Auge meiner Mutter ruht auf mir.

Wieder verfließen einige Minuten. Ich sehe auf meine Uhr. „Es ist Zeit!" Alle treten mir näher; der „Burbero" murmelt mir ins Ohr: „Sei ein Mann!"

„Also — —" ich nehme meine Mütze.

„Nun also!" ruft entschlossen die Neapolitanerin und drückt mir bei jedem Worte kräftig die Hand. „Machen Sie uns Ehre! Denken Sie an uns, schreiben Sie an uns." Danach zieht sie sich zurück.

„Leb' wohl, Albert!" und mein Bruder umarmt mich. Meine Schwestern legen schluchzend die Arme um meinen Hals und fliehen.

„Mein Sohn!“ sagte der liebe Alte und öffnet mir seine Arme: „Komm her! Wenn dies das letzte Mal sein soll, daß ich dich umfasse, möge Gott mich die Ursache davon sein lassen!“ Seine Stimme zitterte.

Der „Burbero“ preßt meine Hand und zieht sich zurück, ohne zu sprechen.

Meine Mutter und ich sind allein, wir sehen uns einen Augenblick an, sie stürzt in meine Arme, bedeckt mich mit verzweifelnden Küssen, bis ich mich losreiße und die Treppe hinunter eile. Da stößt sie einen langen, herzzerreißenden Schrei aus: „Albert, Albert!“

Ich höre noch, daß alle zu ihr eilen, daß mein guter Bursche zu ihr sagt: „Fassen Sie Mut, gnädige Frau, ich will ihm immer zur Seite bleiben,“ noch ein Aufschluchzen, ein erstickter Ruf: „Albert!“ und dann nichts mehr . . .

Wie ich eilig über den Hof laufe, begegnen mir die vier Enkelkinder des Alten, die aus der Schule zurückkehren, ich reiße sie empor und küsse sie. „Ach, du thust mir weh!“ ruft das erschreckte kleine Mädchen.

„Herr Leutnant, ach, wenn Sie sehen könnten . . .“ sagt der Bursche, mich einholend, und drückt sein Tuch an die Augen.

„Schweig'!“ schreie ich ihn an. Und wir laufen weiter. —

II.

Als wir die Kaserne erreichten, war es fast dunkel; schon standen die Kompanien in Reih und Glied auf dem Hof. Ein unbeschreibliches Durcheinander herrschte; die Menschen drängten sich in der Straße, Studenten liefen mit Fackeln umher, vor dem großen Eingangsthor standen Offiziere, von Müttern und kleinen Geschwistern mit Bitten um Einlaß bestürmt: „Ach, lassen Sie uns hinein, daß wir sie noch einmal sehen, ihnen noch ein Wort sagen können!“ Der wachthabende Leutnant hatte genug zu thun, sie zurückzuhalten: „Treten Sie beiseite, lassen Sie den Durchgang frei, es ist verboten, wir können nicht anders handeln. Sie sehen sie ja beim Ausmarsch noch.“ Offiziersfrauen mit Kindern an der Hand wollten noch die letzten Ratschläge, die letzten Bitten aussprechen, es war ein fortwährendes Kommen und Gehen von Frauen und Mädchen; Arbeiterscharen zogen dazwischen Fahnen schwenkend und singend einher; Rufe, Geschrei, Händeklatschen, ein Hin- und Herwogen der Menge wie ein stürmisches Meer.

Trommelwirbel! Die Offiziere verschwinden, es wird stiller. Sappeure kommen, den Weg frei zu machen.

Nun geht's nach dem Bahnhof. Ach, fällt mir plötzlich ein, wir müssen ja bei meinem Hause vorbei! Die Musik tönt, das Regiment ist draußen mit einer doppelten Reihe Fackelbeleuchtung; die Angehörigen versuchen sich dazwischen zu drängen und werden zurückgetrieben, um wiederzukehren; aus den Fenstern werden Fahnen geschwenkt, hier und da Zigarren und Apfelsinen geworfen, eine Menschenmasse zieht singend dem Regiment voran, eine andre folgt demselben. „Es lebe die Brigade Piemont! Hurra das alte Regiment 637!" ruft ein Herr aus einem Fenster, und ein andrer: „Es leben die Tapfern von Calmasino!"

Wir kommen unserm Hause immer näher. „Ach, sie wird die Klänge, das Rufen hören, die arme Frau!"

Jetzt sind wir da, das Fenster ist hell und eine Person steht davor. Ich kann sie nicht erkennen, sie grüßt mit den Händen. Ob sie es ist? Ach Gott! oder wer sonst?

Plötzlich erscheint ein Licht ein Stockwerk tiefer. Ich habe ihn gesehen, den Blinden! Gott segne dich, Vater!

Mein Freund aus dem dritten Stock stürzt mir entgegen, umarmt mich: „Glück auf! Es lebe der Krieg!" und verschwindet.

Wir sind im Zuge; ich stecke den Kopf heraus, unterscheide noch das erleuchtete Fenster und das grüßende Winken des Alten. Will denn diese Musik nie schweigen! Oh, arme Mutter!

Der Pfiff nun! Der Zug bewegt sich, mein Herz erzittert: „Wer ist noch ans Fenster getreten? Zwei Arme strecken sich nach mir aus . . . Mein Gott! . . . Habe ich wirklich einen Schrei gehört?"

Das Haus ist verschwunden.

„Leb' wohl, du angebetete Mutter, du mein guter Engel! Gebe der Himmel, daß ich dich wiedersehe, oder so würdig sterbe, daß der glückliche Stolz den Schmerz lindere."

„Nun zu uns selber!" sagte ich und schlug meinem Nachbar mit meiner Hand auf sein Knie.

Der, welcher bis jetzt ganz in Wehmut über den Abschied von seiner Geliebten versenkt dagesessen hatte, fuhr empor und rief laut: „Es lebe der Krieg!"

Und die andern: „Feuer für die Zigarren!"

Einen Augenblick später füllten Rauch, Lärm, Lustigkeit das Koupee.

Im Felde.

An dieser Stelle finde ich im Buch mehrere Briefe Alberts, die Antwort seiner Mutter jedem Blatt beigeheftet. Prüfen wir die Schriftzüge dieser mütterlichen Schreiben genauer, könnte man daraus die Geschichte des Krieges lesen; das Zittern ihrer Hand ist ein sicheres Kennzeichen der Begebenheiten. Im ganzen, natürlich, sagen die Briefe der Mutter so ziemlich dasselbe, in denen des Sohnes findet sich manches Interessante. Ich entnehme denselben einige Bruchstücke, welche eine unvollkommene Chronik der verschiedenen Ereignisse bilden, dieselben aber treu und besonders lebhaft auch die Eindrücke wiederspiegeln, welche sie auf das Gemüt meines Freundes machten.

Ich gebe den Lesern mein Wort, daß ich buchstäblich abschreibe.

Piacenza, 8. Mai.

Piacenza ist wie eine große Kaserne; man sieht mehr Soldaten als Bürger, mehr Orden als Soldaten; bei jedem Schritt stößt man auf eine dekorierte Brust, bei jeder Ecke auf einen General, die Obersten rechne ich gar nicht mehr mit. Wie klein ich mir vorkomme zwischen all diesen Treffen! Das ist das Unangenehme dieser großen militärischen Vereinigungen, daß wir armen kleinen Leutnants gar nicht mehr angesehen werden, man verschwindet völlig. Du verstehst, ich scherze nur; ich habe ja Dich, meine Soldaten, meine Freunde, Italien füllt mein Herz, die Zukunft meine Seele, ich bin zufrieden, ich wünsche nichts, ich beneide keinen Menschen ...... Wir sind im Quartier in einem Kloster und schlafen auf Stroh .... Es ist zum verzweifeln, was man für Mühe mit diesen Rekruten hat, die weder sich anziehen, noch marschieren oder essen können. Die ganze Sache ist zu hastig besorgt. Wahrhaftig, wenn morgen der Krieg losbräche, wir wären übel daran; das halbe Regiment versteht noch nicht die Gewehre zu laden; wir erwarten die Soldaten aus der Provinz ..... Im ganzen Viertel war keine Stube für den wachthabenden Offizier zu finden .... Vorige Nacht suchte ich mein Unterkommen im Gerichtszimmer und schlief auf den Akten ......

Am Schluß der Antwort der Mutter steht:

Nimm die Akten ja in acht! sie können wichtig sein. Hast Du wenigstens daran gedacht, Dir etwas unter den Kopf zu legen? Hermine ist krank geworden aus Kummer über Deine

Abreise. Neulich stäubte sie Deine Sachen ab und dabei weinte sie. Als ich es bemerkte, wollte sie es freilich ableugnen, aber sie that es doch, ich sah es ganz gewiß. Du weißt gar nicht, was sie für ein gutes, weiches Herz hat ....

Der Brief schließt: „Wo sind die Oesterreicher?“ —

Einmal in einem andern Schreiben fragt sie: „Sag' einmal, Albert, ich höre, die Bataillone der Oesterreicher sind größer als die eurigen. Wie geht das zu? Was macht ihr dagegen? — Der Sohn antwortet: Wir werden zwei Bataillone gegen ein feindliches schicken.

Alle diese Briefe enthalten viel herzliche Grüße von dem Alten und der neapolitanischen Dame, welche: „große Schilderungen großer Dinge“ erwartet; zuweilen in der Nachschrift fragt die Mama: „Wie geht's Deinem Burschen?“

Weiter entnehme ich den Schreiben, daß der Oberst, der „burbero benefico“, sich im Generalquartier der Armee befand und von jener stolzen Höhe freundlich durch Briefe und indirekte Mitteilungen über den obskuren Vetter wachte; der aber wußte nichts davon. Der „Burbero“ verdeckte seinen Schutz, um sich als Oberst nichts zu vergeben, und darin hatte er ganz recht.

Seit vier Tagen lagerte Alberts Regiment bei St. Giorgio, in geringer Entfernung von Piacenza und er hatte nur kurz vor dem Ausmarsch seiner Mutter mitgeteilt, daß er unter dem Zelt schlafen würde.

Seit vier Tagen keine Nachricht! Der arme Junge muß auf der Erde liegen! Gewiß leidet er dadurch, er wird krank sein! Was kann daraus entstehen! O, Gott! ...... Schnell, ein Telegramm an den Obersten ......

Also sie telegraphiert: „Geben Sie mir Nachricht über Albert. Ich flehe darum. Erhalte keinen Brief; fürchte für seine Gesundheit ......“

Rückantwort des Obersten: „Ist ganz wohl. Aber er ist so zart!“

Meine Mutter verstand die Ironie, ärgerte sich ein bißchen, nahm die Feder und begann: Lieber Freund. Ich sage durchaus nicht, daß Albert zart ist; doch ich glaube, ich kann ...“ Weiter kam sie nicht.

Die Division Lugia bricht auf nach Cremona; von dort wird sie nach Goïto gehen. Ein Brief der Mutter lautet:

Du wirst sagen, ich sei eine Thörin, weil ich von Dingen rede, die ich nicht verstehe —, aber, wahr ist es, ich kann durchaus nicht die Notwendigkeit verstehen in solcher Eile den Mincio zu überschreiten. Wäre ich der General La Marmora, ich glaube,

ich würde noch damit warten; man weiß nie, was kommen kann; jedenfalls würde ich erst die Abteilung des Generals Cialdini vorrücken lassen, welche die Flotte in der Nähe hat . . . „Damit man auf dieselbe flüchten könnte?“ fragt Albert, in seiner Antwort den Satz aufnehmend. Und die Mutter gibt zurück: „Dies ist kein Augenblick zum Scherzen.“

Die Division Lugia steht am Mincio. Jetzt ist der Brief der Mutter in der größten Aufregung geschrieben, voll Fragezeichen, Ausrufen, Worte, Reihen ineinander, fingerlange Gedankenstriche.

. . . . Um des Himmels willen, mein Sohn, thu' Deine Pflicht; gewiß, ich bin die Erste, Dir das zu sagen, aber übertreibe nichts! . . . . Das Heer bedarf der Offiziere; wenn diese sich nutzlos der Gefahr aussetzen, was soll daraus werden? Die Folge muß sein, daß die Soldaten ohne Führer bleiben, ohne Zucht . . . . und was wird dann aus der Armee? Um des Himmels willen, denke auch ein wenig an die Soldaten . . . . (O, welch spitzfindige Logik der Mutterliebe!) . . . . und denke auch an mich . . . . (Hier folgt ein unlesbares Wort). Dein Leben ist das meine . . . . O, mein Sohn, welche Tage! Welche schreckliche Augenblicke! Ich erzähle Dir nichts von unserm Leben hier, um Dich nicht traurig zu machen . . . . . Ich bete für Dich . . . . . . Eine Nachschrift beginnt: O, Albert . . . . und dann weiter nichts . . . . Ich sehe Figuren vom Sohn gezogen, die wie kleine Inselchen erscheinen; aber ich vermute, er hat die Feder um die Thränenspuren der Mutter gezogen . . . . .

Dann folgt eine Seite, betitelt: Was am 28. Juni zu Hause geschah: Meine Mutter saß am Eßtisch, vor ihr stand ein junger Mann, der Sohn unsrer neapolitanischen Freundin, neben ihr unser alter Freund. Auf dem Tisch ausgebreitet lag eine topographische Karte.

„Ueberzeugen Sie sich selbst, liebe gnädige Frau,“ sprach der Jüngling, „die Division Lugia hat nicht in die Schlacht eingreifen können; das ist augenscheinlich.“

„Ach ja . . . augenscheinlich!“ rief meine Mutter mit Kopfschütteln und fuhr mit der Hand über die thränenfeuchten Augen.

„Ja, ja, Sie können es glauben; und dann . . . . ich brauche es Ihnen gar nicht zu sagen, sehen Sie doch nur selbst auf die Karte: Entweder ist die Division Lugia hier auf dieser Straße gezogen über“ — und er bezeichnete die einzelnen Punkte — „und dann hat sie unmöglich in dem Augenblick da sein können; oder sie wird diesen Weg eingeschlagen haben

und dann nicht rechtzeitig eingetroffen sein .... oder endlich, sie ist hinter der Division, die ihr zur Linken stand, herumgezogen, und nehmen wir diese letzte Annahme für richtig an, so bleibt es auch völlig zweifellos, völlig klar, daß sie sich ganz abseits vom Schlachtfelde befunden hat .... Meinen Sie nicht auch, Herr Ingenieur?"

Der Greis antwortete, ohne das Geringste verstanden oder gesehen zu haben: „Ja, gewiß."

Meine Mutter blickte immer noch aufmerksam auf die topographische Karte, zog mit dem Finger über die als Wege bezeichneten Striche, hob nachdenkend die Augen nach oben und brach dann plötzlich mit kläglicher Stimme aus: „Oh, ja, ja, nicht rechtzeitig angelangt! Wer sagt das? Wer kann das wissen? Die Karte? Was beweist die Karte? Inzwischen sind drei Tage vergangen und er hat mir noch nicht geschrieben, und wenn ihm kein Unglück zugestoßen wäre, würde ich es schon wissen, und das bedeutet, seine Division ist zur Zeit eingetroffen und er ist dabeigewesen und ... Oh, mein Sohn! Oh, mein Albert! Mein armer Albert!"

Und die Hände vor die Stirn legend brach sie in lautes Weinen aus.

„Gnädige Frau! Liebe, gute Frau!" riefen die andern beiden, „beruhigen Sie sich doch! Es ist ihm gewiß nichts geschehen, es kann ihm gar nichts geschehen sein! Glauben Sie uns doch! Nur Ihre mütterliche Liebe ..."

„Mein Gott!" rief meine arme Mutter mit dem Ausdruck fast verzweifelter Angst. „Meine mütterliche Liebe! Aber wenn er doch nicht schreibt! Haben doch zwei Freundinnen von mir schon Nachricht von ihren Söhnen bei der Armee! Und ich höre nichts von ihm! Ach, Hermine!"

Meine Schwester lief herbei: „Was ist?"

„Albert! Albert!"

„Mein Gott! Was ist geschehen?!"

„Ein Unglück! Ich ahne es; ich fühle es! Schnell, ein Telegramm an den Oberst; er soll sich erkundigen, nachforschen, uns Nachricht geben, mich von dieser verzweifelnden Angst befreien ..."

... Die Thürglocke erschallt ... Still! ... das Dienstmädchen tritt ein.

„Gnädige Frau, ein Brief."

Meine Mutter stürzt auf sie zu, entreißt ihr das Schreiben, sieht darauf, stößt einen Jubelruf aus, drückt es krampfhaft an die Brust, lächelt, hebt den Blick zum Himmel: „Dank!

Dank!" Sie küßt das Papier, preßt die Tochter an ihr Herz, murmelt leise: „Albert!" und sinkt erschöpft auf einen Stuhl. Die Freunde stützen sie und versuchen, den Brief aus ihrer Hand zu lösen. ... Vergebens, den umklammern ihre Finger krampfhaft.

Hier einige Bruchstücke dieses Briefes.

Cerlungo, 25. Juni.

Ich habe Dir erzählt, was ich gesehen; wenig genug; gewisse Lücken in meinem Gedächtnis kann ich mir nicht erklären; wenn ich mich nicht zugleich noch andrer Dinge erinnerte, würde ich glauben, das Gedächtnis verloren zu haben, so sonderbar, so unglaublich scheinen sie mir. Wann und wo mein Bataillon zum erstenmal Halt machte, weiß ich absolut nicht mehr, doch steht mir deutlich zum Malen ein Soldat eines andern Regiments vor, den ich im Lauf anhielt und fragte: „Woher kommst du?" Er deutete auf ein Häuschen am Bergesabhang: „Da haben wir einen schönen Salat gemacht." Damit meinte er, daß Oesterreicher darin niedergemetzelt seien, und das war die Wahrheit. Ich erinnere mich eines andern, den eine Kugel in die Finger traf, wie er sich eben bückte, einen Toten zu berühren; er stieß einen Schrei aus, legte die Hand auf den Rücken und murmelte kläglich: „Das thut weh!" Ganz genau kann ich die Rede wiederholen, die der Major dem Bataillon hielt, ehe wir vorrückten, und die von einer sonderbar lakonischen Kürze war; er wandte nicht einmal das Pferd dabei nach uns um: „Soldaten, ich fürchte, wir werden heute nichts zu thun bekommen; aber wenn es sein ... ich will glauben, daß ... wir sind Italiener, zum Teufel!"

Ich citiere durchaus seine Worte. Kurz vorher, indem er seine Flasche mit Rum einem kleinen Kreise von Offizieren reichte, die ihm nicht recht munter schienen, hatte er lächelnd gesagt: „Nehmen Sie, stärken Sie die schwachen Geister."

Ich bin vollkommen überzeugt, daß der wahre Mut aus dem Herzen und der rechten Bildung kommt, denn er besteht weniger darin, keine Furcht zu haben, als dieselbe nicht zu zeigen, und selbst wenn man sie empfände, so zu handeln, als wäre sie gar nicht vorhanden; das nun ist die Wirkung der Ueberlegung, unterstützt durch Gedanken, Erinnerungen, Bilder, Beispiele, die mit Blitzesschnelle durch den Geist ziehen. Auch ganze Strophen patriotischer Lieder fahren durch den Kopf, und ich sah auch Dich, den zitternden Arm gegen den Feind ausgestreckt, Deine thränenden Augen, Deine schluchzend ge-

preßten Lippen, die doch sagten: „Thu' deine Pflicht!" Oh, Mutter, wie so nahe war ich Dir in jenen Augenblicken ...

Glaube es nicht: Die Toten machen keinen so schrecklichen Eindruck, wie es immer heißt, wenigstens solange die Gefahr andauert. Mein Bataillon marschierte in Kolonnenordnung und die einzelnen Pelotons blieben am Rande eines Grabens stehen und blickten auf den Leichnam eines Soldaten, dem eine Granate den Kopf zerschmettert hatte; ich ließ ein Zelt darüber breiten, und niemand achtete mehr auf ihn. Schmerzlich ist der Anblick verwundeter Soldaten, die durch das Hin- und Herwälzen auf der Erde, und indem sie sich überall anfassen, ihr Hemd und die Leinwandbeinkleider in solchen Zustand bringen, daß sie wie in Blut getaucht erscheinen, und dabei haben sie manchmal nur eine leichte Verletzung. Zuerst ist man so versunken in den Anblick des Schlachtfeldes, daß man ganz vergißt, wie auch Verwundete dazu gehören. Fast überrascht sieht man sie gruppenweise herankommen, mit verbundenen Köpfen, die Arme um den Hals zweier Kameraden, gestützt, von vier getragen, totenbleich, der sich die Hand auf die Brust, der auf die Seite drückend, laut schreiend, oder dumpf stöhnend. Die Aerzte rennen geschäftig hin und her, wissen erst nicht wo oder bei wem sie anfangen sollen, und dann schnell wird einer nach dem andern gewaschen, verbunden, geschnitten, nach der Ambulanz geschafft, und sie haben doch nur Platz für andre Leidende, für neue Seufzer, neue Klagen gemacht. Gott, was waren das für Szenen! Ich sah einen Arzt bei einem Verwundeten beschäftigt, der „ach weh, ach weh!" rief: „Geh' nach der Ambulanz," riet der Doktor, und jener machte sich langsam schwankend auf den Weg: „Ist der schon wieder heil?" fragte ich. — „Heil? Er hat nur noch wenige Stunden zu leben." Ich sah erstaunt auf. „Ja, das sind Kugelscherze," meinte der Arzt.

Doch auch von manch schönen Zügen des Mutes und der Festigkeit bin ich Zeuge gewesen. Ein Bersagliere kehrte, nachdem ihm eine Kugel aus dem Bein gezogen war, wieder zu seinem Bataillon zurück. Ein Infanterist, der totenbleich, schwer getroffen, von zwei Kameraden getragen wurde, rauchte noch ruhig seine Zigarre.

Einer meiner besten, liebsten Freunde ist geblieben, ich habe Dir oft von ihm erzählt, Eduard B., Leutnant bei den Kanonieren, ein schöner Jüngling. Sein Regiment stand gerade vor den Kanonen des Feindes, er saß auf einer Trommel und bohrte mit der Säbelspitze in die Erde. Plötzlich schreit

er auf und fällt hintenüber: — ein Mitrailleusensplitter hatte ihn in die Brust getroffen und hinter ihm das Pferd des ersten Adjutanten getötet. Er starb fünf Stunden später unter furchtbaren Qualen. Du armer Freund! Wer dir das gesagt hätte, als wir damals für unser letztes Examen zusammen arbeiteten in der niedrigen, großen Stube des fünften Stockwerks, beim trüben Kerzenlicht mit unsern Heften und dem alten, von Rauch geschwärzten Wasserkrug, damals, als du so hoffnungsvoll, so glücklich warst!...

Diesen Brief beantwortet der Bruder; es heißt darin:

Mutter liegt im Bett und fiebert. Zuweilen redet sie irre und ruft Deinen Namen.

Das Heer zieht sich auf Oglio zurück.

Piadena, 5. Juli.

Es ist unendlich schmerzlich, so beständig durch Dörfer und Städte zu ziehen, wo die stumme, kalte Bevölkerung uns mit aufgerissenen Augen wie eine fremde Armee anschaut. Wer hat noch den Mut, den Leuten ins Antlitz zu blicken? Ich meine auf all den Gesichtern zu lesen: „Oh, vortrefflich, das also sind die Tapferen? Wozu so viel Lärm, wenn es so geht!“ Die Regimenter ziehen schweigend, gesenkten Hauptes vorüber, wie ein Zug von Mönchen. Der Anblick thut mir so weh, Mutter, ich denke an Dich und sehne mich nach Dir. Verzeih', aber ich muß es aussprechen, wenn ich wenigstens den Trost hätte, nur mit einem Arm zurückzukehren, könnte ich doch sagen: was mich anbetrifft, ich habe ein Glied wenigstens darangesetzt. Aber nun ganz unversehrt, so gesund und fett und rot, daß mich ein Pascha beneiden könnte, sich wieder daheim zu zeigen, das ist beschämend, ist unerträglich. Wie mich dieser kleine Spiegel ärgert, der trotz all meiner Anstrengung, meiner Schweißtropfen, meiner inneren Wut eigensinnig darauf besteht, mir ein zweites Kinn wiederzustrahlen, das sich unter meinem rechtmäßigen breit machen will. Ich hasse dies neugeborne, unverschämte Ding, welches sich über das Unglück des Vaterlandes lustig macht. Ein Scherz, aber einer, der nicht recht von Herzen kommt. — Wir marschieren in der heißen Mittagssonne; zu beiden Seiten der Landstraße liegen Obstgärten, blühende Felder, Landhäuser; durch die Gitter sehen wir lange Alleen, Herren in Hemdsärmeln ausgestreckt liegen im Schatten der Lauben, weiß gekleidete Damen zwischen Pinien und Myrten. Oh, wie glücklich sie sind! Nicht weil sie im Schatten ruhen, nein, weil nicht diese schreckliche Last des Ueberdrusses und der Verzagtheit sie bedrückt.

Antwort: Ich fühle ganz mit Dir; eine Mutter kann alles verstehen; Mut, mein Sohn!

Die Division Cugia ist in Parma; sie geht nach Ferrara ab.

Parma, 10. Juli.

Diese braven Soldaten! ... man meint sie jetzt nach unserm Unglück viel lieber als sonst zu haben. Sie bleiben sich immer gleich, immer ergeben, immer gut. Wenn sie auf langem Marsch anfangen gebückt zu gehen und lahm zu werden, muß ich sie immer wieder ansehen; es wird mir zu einer wahren Qual. Zuweilen, wenn sie's gar zu arg machen, halte ich mir erst eine lange Rede, die mir klar beweisen soll, daß ich jetzt allen Grund habe, in Zorn zu geraten, und dann ertönt meine Stimme: „Nun ist's aber endlich Zeit damit aufzuhören! So geht's nicht länger! Bei euch muß ein Heiliger die Geduld verlieren! Nun ..." — „Du Heuchler," sagt mir dann eine innere Stimme, „du bist ja gar nicht böse." — „Das ist wahr!" antworte ich, und höre lächelnd auf zu schelten. Aber ich nehme mir fest vor, sie auf keinen Fall merken zu lassen, wie gut ich ihnen eigentlich bin, denn sonst ist es mit der Disziplin aus. Nun wollen wir einmal sehen, daß es ihnen nicht so leicht gelingen soll, mein Kieselherz zu erweichen. Ich ziehe die Stirn in ernste Falten und trete fest auf, meines Sieges gewiß. Da kommt schon einer: „Herr Leutnant, soll ich Ihnen den Mantel tragen?" Und ich ganz kurz: „Nein." — „Sie sind müde?" „Nein." — „Doch!" — „Was! habe ich müde zu sein, wenn's dir beliebt? Auf deinen Posten!" — Nun tritt ein andrer an mich heran mit der Flasche: „Herr Leutnant, dies ist ganz frisches Wasser." — „Ich mag nicht." — „Versuchen Sie doch." — „Nein." — „Nur einen Tropfen und Sie sollen sehen ..." — „Keinen Tropfen." — Er hält mir die Trinkflasche unters Kinn: „Sie sollen sehen, wie frisch es ist." — „Ich kann allein trinken." — Ich nehme die Flasche, nässe die Lippen und gebe sie ihm zurück. — „Herr Leutnant!" — „Nun?" — „Sie haben nicht getrunken!" — „Ja." — „Aber es ist nichts heraus!" und er schüttelte die Flasche. „Ach was, laßt mich in Ruhe! Macht im Augenblick, daß Ihr auf den Posten kommt oder ich schicke Euch vierzehn Tage auf Feldwache ... Was ist das für eine Art!" — „Heuchler!" ruft die bekannte Stimme. „Hast recht!" antworte ich und schweige. — „Heute ist unser Leutnant recht schlecht gelaunt," sagen die Soldaten. — „Nein, nein, gar nicht, ihr Schelme."

Antwort: Ich sage oft zu Deiner Schwester Hermine: Albert hat sich das gute Herz bewahrt, das er schon als kleiner

Junge zeigte. Ich sage nicht, das sei mein Verdienst, aber doch . . .

Die Division ist von Ferrara nach der Richtung Padua ausgerückt.

Monfelice, . . . Juli.

Ein trauriges Marschieren in solchem Regen. Die Nacht war schon gekommen und wir noch vier Meilen von Rovigo entfernt, als es anfing mit Mulden zu gießen. Wenige Minuten genügten, mich in einen Zustand zu versetzen, als hätte ich in voller Kleidung gebadet; in kleinen Bächen rieselte mir das Wasser an Brust und Rücken herunter; der Mantel war bald so eingeweicht, daß ich ihn mühsam trug; bis zu den Knöcheln versank man in Kot, Du kannst Dir also das Vergnügen vorstellen. Im Vorübergehen leuchtete aus den Bauernhäusern „spärlicher Schimmer der nächtlichen Lampe", wir sahen durch die Fenster Schatten auftauchen und verschwinden. Dabei dachte ich an Dich, wie Du in meinen Kinderjahren mein Bettchen dicht ans Fenster schobst, weil ich so gern das Anschlagen des Regens an die Scheiben, das stöhnende Pfeifen des Windes hören mochte, und meine Phantasie sich noch beim Einschlafen ängstliche Abenteuer von im Walde verirrten Pilgern vorstellte, von geheimnisvollen, fernen Lichtern, von Zauberschlössern. „Armer Junge, wie Du zugerichtet bist!" riefst Du aus, wenn ich ein wenig durchnäßt aus der Schule nach Hause kam. Gute Mutter, wenn Du mich jetzt sehen könntest! — Es war ein rechter Unglückstag. In der Nähe von Rovigo angelangt, schlugen wir das Lager in einem Sumpf auf und dann fort in das Städtchen. Ich und mein Freund fanden im Hause guter Leute ein dürftiges Zimmerchen, wo wir uns trocknen und ausruhen konnten; wir legten uns gleich ins Bett, schliefen, sprangen um neun Uhr morgens auf, um zum Ausmarsch im Lager zu sein . . . ach, Himmel! — meine Stiefel gehen nicht an! Ich hatte sie ans Feuer gestellt, nun sind sie eingeschrumpft und so hart geworden, daß nicht einmal ein Kinderbein hinein kann.

„Zu Hilfe, Freund, um Gotteswillen!" — „Hier, hier!" — ruft er, krämpt die Aermel auf und nun ziehen wir alle beide und ziehen, und ziehen und müssen aufhören, um Atem zu schöpfen, und fangen mit frischem Mut an und geben es wieder auf und beginnen von neuem mit der Kraft der Verzweiflung . . . Vergebens! Die gequälten Beine fallen nieder, die ermatteten Arme sinken schlaff, der Kopf lehnt sich zurück mit hervortretenden Augen und Schweißtropfen auf der Stirn.

„Ein äußerstes Mittel,“ ruft der Freund, „wir müssen die Stiefel auftrennen.“ Scheren, Messer werden ergriffen: Schnell ans Werk! Ach, die Stiche der Nähte sind kaum sichtbar, je eifriger wir uns bemühen, desto weniger finden wir sie; die Finger fahren zitternd hin und her, der Stiefel entfällt den Händen, mein Freund ist verwundet, ich auch, und die Zeit vergeht ... „Oh weh, die Trommel! Wir sind verloren!“ — Das Regiment rückte ohne uns aus; eine Stunde, nachdem es sich gelagert hatte, holten wir es im Wagen wieder ein. — „Was ist Euch denn nur passiert?“ fragten die Bekannten. Ich zeigte auf meine Füße, mit denen ich in ein paar Kähne gefahren war, die mir der erste beste Schuhflicker Rovigos, den wir hatten rufen können, angelegt hattte, sie sahen zum Spektakel aus. Eine Minute später langte auch ein Arrestbefehl für mich und meinen Gefährten an. Als wir das Zelt betraten, schleuderte ich die Stiefel an die Erde: „Da liegt ihr Marterwerkzeuge.“

„Aber Sie, der Sie doch nicht durch Ihre Fußbekleidung verhindert wurden“ — fragte der Oberst meinen Gefährten — „warum kamen Sie denn nicht?“

„Herr Oberst, ich habe noch nie einen Freund im Unglück verlassen.“

In der Antwort der Mutter heißt es: „Wie oft mußte ich schon in Deinen Kinderjahren gegen die schreckliche Manie enger Stiefel predigen. Was wohl der Oberst von Dir gesagt hat! Konntet ihr denn in dem Hause nicht ein vernünftiges Frauenzimmer finden, das den Kopf auf dem rechten Fleck hatte, das sich schnell umsah, euch in irgend einer Weise aus der Verlegenheit zog? Es ist unglaublich! Verstand habt ihr doch gar nicht.“

Aus der Nachbarschaft von
Mestre, 20. Juli.

Ich habe Venedig aus der Ferne gesehen, ja, und ich hätte nie geglaubt, daß der bloße Anblick einer Stadt ganz dieselbe Wirkung wie der unsrer Geliebten hervorbringen kann. Wie ich sie zuerst so prachtvoll, so reizend, gleichsam auf dem Meere schwimmend schaute, kam nicht, wie es doch natürlich scheinen sollte, das Wort: Schön! über meine Lippen, nein, ich fand einen viel freundlicheren, sanfteren Ausdruck und rief: Wie lieb! Ein Freund von mir sagte von Venedig, daß es so von ferne ihm den Eindruck eines bleichen, schwermütigen Mädchens mache, welches, ans Fenster gelehnt, das Haupt in die Hand gestützt, den Blick auf den Horizont des Meeres ge-

richtet, in nachdenkender, wartender Haltung steht. Ich mußte gleich flüstern: „Ich liebe Dich!“ — Diese Empfindung flößt Venedig von weitem geschaut ein, drinnen wird es großartig prachtvoll sein und dadurch imponieren; von hier aus macht es weich und verliebt. — — Teure Mutter, Du hast eine schreckliche Rivalin!

Was diese venetianischen Bauern für gute Menschen sind! Ich hatte Feldwache bezogen nahe bei einer Hütte, wurde müde und klopfte an, um ein Unterkommen zu bitten, es war zwei Uhr nachts, beiläufig gesagt. Eine Frau öffnet, läßt mich in eine Stube eintreten, bringt mir einen Strohsack, eine Matratze, eine Decke, ein Kopfkissen, wünscht mir gute Nacht und geht fort. Ich lege mich nieder und schlafe wie ein Prinz. Am nächsten Morgen, kaum aufgewacht, gehe ich in die andre Stube, um meiner Wirtin zu danken, und sehe, daß sie auf der Erde auf Stroh schläft mit zwei Kindern, eins in ihren Armen, eins ihr zur Seite, ohne eine Decke, ohne irgend ein Kissen, sie hatte alles mir gegeben: Ich fühlte Gewissensbisse, war erzürnt, beschämt, nannte mich einen Faulpelz, einen Schändlichen... Ich werde nie ohne Schmerz an jene Nacht zurückdenken.

Antwort: (Ach die zärtliche Mutter.) Ganz recht hast Du wohl nicht gethan, aber ... schließlich warst Du müde und mußtest früh heraus, während jene Frau ruhig geschlafen hatte und weiter schlafen konnte. Nimm Dich übrigens ein andermal in acht.

Umgegend von Mestre ... August.

Ich will Dir etwas ganz Neues erzählen. Vorgestern bin ich auf Vorposten in der Richtung nach dem Fort Malghera. Ich entferne mich auch einige hundert Schritt von der Wache, da sehe ich drei Damen auf mich zukommen: eine ältere und zwei hübsche, lebhafte, junge Mädchen, die Töchter; und alle drei stehen bei mir still, verbeugen sich, fragen nach meinem Ergehen, erzählen mir, daß sie aus Venedig nach Mestre geflohen sind, daß sie sich nach Padua zu Verwandten begeben wollen, und daß sie sich einstweilen unendlich freuen, einen italienischen Offizier zu begrüßen, den ersten, den sie sehen... Sie betrachten mich von allen Seiten, lachen, sagen mir Komplimente, und das alles mit einer wirklich bezaubernden Anmut und Natürlichkeit. Nachdem ich ihnen meinen Dank so recht aus vollem Herzen ausgesprochen, dreht sich die Mutter zu den Mädchen um und sagt: „Zeigt ihm, was ihr unter dem Kleide tragt!“ Was zum Teufel! denke ich ... Die

Mädchen genieren sich: „Nur zu, hebt das Kleid auf.“ Wie, das Kleid aufheben? denke ich wieder verwundert. „Nur schnell, was ist dabei zu schämen? . . .“ Noch zögern die beiden ein wenig, kichern, legen die Hände vors Gesicht, dann machen sie mir eine zierliche Verneigung, ziehen das Kleid in die Höhe und präsentieren mir einen allerliebsten Unterrock, aus drei Stücken gemacht, einem grünen, einem weißen, einem roten, in der Mitte ein großes weißes Kreuz — — — unsre Flagge . . .

Antwort: Was hat die Dame mit ihren Töchtern bei euch zu suchen? Sei doch vernünftig! Das sage ich Dir, weil ich weiß, daß es nötig ist.

Padua, den 5. Sept.

Ich habe Fieber gehabt, bin nach Padua ins Krankenhaus der „Barmherzigen Brüder“ transportiert, dort gepflegt, nun genesen und kehre morgen nach meinem Regiment zurück, das ist alles. Ich wollte Dir erst die vollendete Thatsache schreiben, um Dein Herkommen zu verhüten, denn ich weiß, Du hättest Dich nicht zurückhalten lassen. Nun kannst Du meinetwegen zornig werden, schelten, schreiben, protestieren, ganz gleich, die Geschichte ist abgemacht und Du mußt Dich dreinfinden. Thu also lieber wie ich, Du liebe Mutter, danke dem Himmel, daß meine ganze Krankheit ein Fieber gewesen ist, denke der armen Verwundeten, die mich hier umgeben, die verurteilt gar viele Monate das Bett zu hüten, noch glücklich zu nennen sind, wenn sie überhaupt je wieder aufstehen können. Vor mir liegt ein lombardischer Leutnant von den Grenadieren, dem bei Custozza ein Kroate einen Bajonettstich in die Brust versetzt hat, und der, schwer verwundet, doch noch weiter eilte. Er zeigte mir seine ganz blutbefleckte Uniform. Jetzt ist er fast hergestellt und kann gehen, aber immer beim Erwachen, wenn er sich aufrichtet, leidet er sehr heftige Schmerzen: „Meine Erinnerung ist ziemlich unklar“ — sagte er — „ich weiß noch als wäre es ein Traum gewesen, daß vier oder fünf schrecklich verzerrte Gesichter mit lautem langgezogenen Geheul auf mich zurannten und eines von ihnen mich ansah. Die aufgerissenen Augen und die Bajonettspitze stehen mir immer noch deutlich vor; es war ein großer, dunkler Mann mit langem Knebelbart. Wie es ihm gelungen ist, mich zu verwunden, weiß ich nicht. Ein ganz junger, bartloser österreichischer Offizier lief auch an mir vorbei; den Säbel schwingend schrie er verzweifelnd: „Jesus Maria! Jesus Maria!“ In demselben Augenblick verschwand er, aber ich sehe ihn vor mir und würde

ihn auf der Stelle wiedererkennen. Mehrere Tage später, als ich fiebernd, ohne Bewußtsein im Hospital lag, fühlte ich meine Ohren noch immer betäubt von dem Geschrei, dem tönenden Anprall der aufeinander treffenden Flinten und sah ganz fern eine glänzende Spitze, die sich in der Richtung nach meinem Herzen näherte, ganz, ganz langsam; plötzlich empfand ich, wie sie mein Fleisch durchbohrte, hart und kalt und immer tiefer eindrang. Viele Tage hindurch erschauerte mein ganzer Körper bei jedem unvorhergesehenen Geräusch, wenn nur eine Thür zuschlug, ein Sessel umfiel ..."

Dieser arme Junge, verwundet wie er ist, sprang neulich nachts im bloßen Hemd aus dem Bett, um mich zu fragen, ob ich etwas bedürfe, er meinte, ich hätte gestöhnt. Wahrhaftig, ich schämte mich. Ein unkriegerischer, gewöhnlicher Fieberkranker ist Ursache, daß ein edler Verwundeter sich um ihn bemüht. Seit jener Nacht springe ich bei dem geringsten Geräusch auf, das er macht, selbst wenn er schnarcht. — Weißt Du? das Generalquartier liegt in Padua. Gestern, halb im Schlafe, sehe ich mit einemmal eine mit Kreuzen und Orden geschmückte Brust über mir leuchten; ich blicke empor, er ist es, unser „Burbero benefico". Er blieb eine ganze Stunde. Ich fing an, über den Krieg zu sprechen, er jedoch ließ das Gespräch fallen, lächelte gar nicht und schien sehr niedergedrückt. Als er mich verließ, drückte er mir wiederholt die Hand und sagte: „Sei standhaft."

Die Antwort ist von den ersten bis zu den letzten Worten ein heftiger Protest, der übrigens allmählich an Kraft abnimmt, so daß er anfängt: — Du bist wirklich der unaussprechlichen Liebe, die ich für Dich hege, unwert ... der Himmel ist sehr grausam gegen mich ... und schließt: Ich danke Gott, denn ich sehe, wie er uns beschützt und Du sei gesegnet, mein guter Albert.

Martellago, den 15. Sept.

Endlich! Wir sind in Martellago, nicht weit von Mestre einquartiert; ich habe ein Zimmer! ein Bett! einen Tisch! einen Spiegel! Oh, übermenschliche Glückseligkeit! Du verstehst gar nicht, was das sagen will, wenn man wie wir monatelang auf der Erde geschlafen und sich das Gesicht in einem Bach oder in einer Pfütze gewaschen hat: „Die gehört mir!" rufe ich aus, die Stube der Länge und Breite nach langsam durchschreitend, während der Blick sich an den Wänden erfreut: „Die gehört mir; ich bezahle dafür, ich gehe drin auf und nieder, ich genieße sie, ich trage sogar den Schlüssel in der

Tasche.“ — Am ersten Abend, als ich im Begriff war ins Bett zu springen, wurde ich mir einer gewissen Schüchternheit, einer gewissen Furcht bewußt; ich kam mir vor wie ein armer Bauer, der heimlich in einen vornehmen Salon eingedrungen ist und jeden Augenblick erwarten kann, mit Schlägen fortgejagt zu werden. Dann, als ich das Knie über die Kante legte und es einsinken fühlte, glaubte ich zu fallen, zog es zurück, lachte und stieg hinein mit einer Ueberraschung, einer Wonne, wie ich mich wohl erinnere, als Knabe empfunden zu haben, wenn mir aus der vorsichtig geöffneten Schachtel der kleine bärtige Teufel entgegenfuhr. Welch herrlicher Schlaf! Welch entzückendes Erwachen!... Meine Stube! Ich bin ja ein König; ich will mich daran ergötzen, ich will den vornehmen Herrn spielen, ich will mein Leben genießen. Ich habe auch bereits damit angefangen: Ich ließ mir den Kaffee ans Bett bringen, kleidete mich mit gemütlicher Langsamkeit an, wobei ich wonniglich behaglich gähnte und jeden Augenblick nach der Uhr und dem Wetter sah; ja ich habe sogar die Impertinenz gehabt, nach einem Barbier zu schicken, denselben auf dem Lehnstuhl ausgestreckt zu empfangen, eine Zigarre anzustecken, ein Buch aufzuschlagen... Es ist etwas Schönes, so in Bequemlichkeit und Ueppigkeit zu schwimmen! Kannst Du wohl glauben, Herz, daß mir meine kleine Stube so lieb ist, daß ich mich sogar um die symmetrische Stellung der Stühle bekümmre? Du wirst lachen, doch... Jetzt begreife ich auch, warum ihr Frauenzimmer euer Haus so lieb habt; ich will Dich nie mehr über die ängstliche Sorge auslachen, daß alles an seinem Ort, alles rein und glänzend sei. Was uns nicht alles das Zelt lehrt!

Antwort: Es scheint mir, daß man, um gewisse Dinge zu verstehen, nicht erst des Zeltes bedarf! Schlafe ja bei geschlossenem Fenster; es ist jetzt im September nicht mehr die Zeit, die Nachtluft einzulassen; wenn Du nicht genug Decken hast, bitte die Wirtin um welche. Apropos! ist diese Wirtin jung? verheiratet? hat sie Kinder? Was für eine Art Frau ist sie? Diese Wirtinnen pflegen sich gewöhnlich um eine Menge Dinge zu kümmern, die sie gar nichts angehen. Du bist übrigens mein lieber Junge.

Martellago, den 16. Sept.

Es ist sonderbar, das heißt eigentlich höchst natürlich, es schien mir nur zuerst merkwürdig, daß, so nach einem Feldzug, auch die Kältesten, die Leichtsinnigsten, die größten Skeptiker unter uns ein großes Bedürfnis nach Liebe empfinden, eine

Sehnsucht, mit jemand von ihren Familien zu sprechen (viele hatten vorher fast vergessen, daß sie eine Familie hatten), daß sie nach allen Seiten schreiben, Briefe sorgfältig aufheben, ferne Freunde anflehen, ihre Bilder zu schicken, und überall über Meer und Land nach einer Liebe suchen, sei es auch die sentimentalste. Dieser Wechsel in den Gefühlen kommt wohl am schnellsten und lebendigsten nach einem unglücklichen Kriege vor, und das begreift sich. Einige haben ferne Kousinen der Vergessenheit entzogen und mit diesen einen verzweifelten Briefwechsel angefangen. Diese Kousinen, überrascht und ergriffen durch den plötzlichen leidenschaftlichen Erguß jener Herzen, antworten feurig; die Eisen, wie man so sagt, werden geschmiedet, so lange sie heiß sind: ich prophezeie Heiraten. Der Krieg raubt dem Vaterland viele Söhne, aber er bereitet ihm neue. Könntest Du doch wie ich diese Don Juans im Duodezformat sehen, die noch vor einigen Monaten die Flasche, die Zigarre, heute die Blonde oder morgen die Braune höher als jedes andre Fühlen, höher als jedes Erdenglück hielten, wenn sie abends ans Fenster gelehnt mit schwermütigen Herzen zum Mond emporblicken und mir klagen: „Seit zwei Tagen schreibt sie mir nicht!“ — Ja, es hilft nichts; die Frau bleibt immer unsre verehrte Herrin und Gebieterin. Ehrgeiz und Ruhm, irgend eine andre erhoffte oder erwartete Glückseligkeit können uns zuweilen täuschen, uns glauben machen, wir bedürften ihrer nicht, können sie gewissermaßen den Augen unsres Geistes, den Wünschen unsres Herzens verhüllen, aber ... sie drängt sich nicht vor ... aber sie wacht und wartet und zuletzt verfallen wir ihr doch immer ... ja immer.

Antwort: Was meinst Du mit alle dem?

Um Himmelswillen: Vernunft, Vernunft!

Eine andre Erscheinung, die nach einem Krieg auftaucht, ist eine Leidenschaft für Lektüre, die in allen, auch in denen erwacht, welche sonst keinen besonderen Sinn für diese Art Beschäftigung haben. Alle lesen, alle suchen Bücher; der Pfarrer des Ortes muß alle Bände seiner Bibliothek zirkulieren lassen. Ich, der, wie Du sagst, immer zur Uebertreibung neige, leide an einer wahren Manie: Ich fühle nicht bloße Sehnsucht nach Büchern, nein einen wahren, wütenden Heißhunger. Aber meiner alten Liebe bleibe ich immer treu: In allen freien Stunden lese und überdenke und zergliedere ich immer wieder den teuren, prachtvollen, einzigen Roman: I promessi Sposi, die Quelle so vieler Freuden für mich, die Quelle einer sanften Seelenruhe, in der sich mein Fühlen

reinigt und kräftigt, mein Denken sich erhebt, in dem Dinge, Menschen, Welt und Leben sich schöner und edler, von Liebe und Hoffnung getragen, dem Geist darstellen. Ich weiß nicht warum; aber mein Vaterland, mein Regiment, Dich, die Freunde, alles liebe ich edler und besser, indem ich über dies Evangelium der Litteratur nachsinne... Und dann, es enthält keine Seite, die nicht Erinnerungen in mir wach ruft. Ich muß daran denken, wie ich sie zuerst mit Dir durchlas, wie das Buch auf Deinen Knieen lag, ich las laut, Du hörtest zu, meine Thränen fielen auf Deine Hände und manchmal, an uns überwältigenden Stellen, schlossen wir das Buch und umarmten uns; oder wenn ich in meiner Stube darin las, lief ich plötzlich heraus zu Dir, um in Deinen Armen zu weinen. Jetzt wieder halte ich dies Buch in der Hand, ich drücke es ans Herz und rufe ihm zu: „Bei allen Thränen, die meine Mutter und ich über Dich vergossen haben, bei allen guten Gefühlen, die Du in meiner Seele erwecktest, bei der Liebe, die Du mir einflößtest für die Menschen, das Leben, für alles was gut und edel ist, ich schwöre Dir, wie Du meine erste Lektüre warst, so sollst Du meine letzte bilden; so lange meine Hand Dich fassen, mein Auge auf Dich blicken kann, so lange will ich Dich suchen, immer Dich, Du Paradies eines Buches.

Diesem Brief folgt die Ankündigung des Abmarsches von Martellago, dann täglich kurze Notizen und Grüße von Padua, Rovigo, Pontelagoscuro, Ferrara, Modena, Parma.

Parma, d. 16. Oktober.

Höre, was mir dieser Schelm, mein Bursche, für einen Streich gespielt hat. Als vor vierzehn Tagen sein Namenstag kam, holte ich eine Flasche Likör beim Marketender, befestigte ein Stück Papier, worauf ich „San Remigio" schrieb, daran und schob sie, in einem Augenblick, da er nicht da war, unter sein Zelt. Ich hörte nichts darüber, er bedankte sich nicht, ich glaubte, sie hätten sie ihm gestohlen. Gestern abend nun, als ich nach einem längeren Spaziergang in mein Zelt trete, sehe ich an meinem Platze einen großen Hügel frischen Strohs, schön glatt auseinandergelegt, über demselben, da wo mein Kopf ruhen sollte, ein Heiligenbild an den Stützpfeiler des Zeltes befestigt, rings von Blättern und Blumen umgeben, eine Wachskerze davor brennend, daneben, auf dem Kofferdeckel, ein mit dem Messer geschnitzter Holzriegel, der ganz gut für einen Zigarrenhalter gelten konnte, darunter ein Bündel Zigarren, von einem roten Bande zusammengehalten.

Ich betrachte mir das Bild: „Sancta Teresa“ steht darauf geschrieben, den Riegel: „Sancta Teresa“ — den Zigarrenhalter: „Sancta Teresa“, und wahrlich — es rührte mich tief. Ich hätte nicht geglaubt, daß dieser gute Junge neben seinem guten Herzen auch so viel Zartgefühl besäße, den Namenstag meiner Mutter statt des meinen zu feiern.

Die Antwort der Mutter schlägt aller Disziplin geradezu ins Gesicht. Wäre der Bursche plötzlich General geworden, hätte sie nicht anders schreiben können. Auch scheint es, daß Herr Remigio in der Folge nicht übel für sein Zartgefühl belohnt wurde, denn eines Tages erschien er mit einem Brief von Hause in der Hand, mit feuchten Augen vor seinem Leutnant und stammelte bewegt viele Dankesworte ...

„Ach!“ sagte Albert darauf: „ich kann's mir denken, die beiden Mütter sind Freundinnen geworden.“

Von Parma geht's nach Piacenza, von da nach Pavia, von Pavia nach Bergamo; wieder vierzehn Marschtage, die Hälfte derselben im Regen! „Ich denke immer an Deine armen müden Füße“ — schreibt die Mutter — „und kann nichts thun als Dir meine Seufzer schicken.“

„Schicke mir lieber zwirnene Strümpfe,“ schreibt der Sohn.

Bergamo ist die letzte Station, dort beginnt die Erzählung Alberts wieder.

Rückkehr.

Es waren die letzten Tage des Dezember; ich stand immer noch in Bergamo bei meinem Regiment und tröstete mich mit Büchern über den Garnisondienst, der immer, ganz besonders aber nach einem Kriege, von verzweifelter Monotonie und Langweile ist. Ich dachte gar nicht daran, nach Hause zu gehen, weil die Zeit für längere Urlaubserlasse noch nicht da war, und ich vor kurzem den Oberst noch hatte aussprechen hören, er werde keine erteilen.

Trotzdem hörte meine Mutter nicht auf, mir zu schreiben, daß sie mich durchaus wiedersehen müsse, es koste, was es wolle; daß sie es so nicht mehr aushalten könne, und ich wurde nicht müde, zu erwidern: „Habe Geduld, warte noch eine Weile!“ und sie wieder: „Das ist unmöglich!“ worauf ich von neuem sie zu beruhigen versuchte, und damit gingen die Tage, die Wochen hin.

Eines schönen Morgens höre ich klopfen, ich öffne: Wen sehe ich! Den Oberst! ich meine den mir verwandten.

Er begrüßte mich sehr ernst, wollte nicht Platz nehmen, erzählte, daß er von Venedig nach Mailand gehe, daß er gute Nachrichten von den Meinigen habe ... Dabei schaute er mich an und sagte mit einem gewissen Ausdruck tadelnden Mitleids: „Ich begreife wohl, daß du große Sehnsucht nach Hause hast."

„Nun ... ich meine nach einem Feldzug!"

„Feldzug! Feldzug!" wiederholte er ärgerlich, „nenne das Ding doch nicht mit solchem Namen! Es sind ein paar schlecht vollführte Märsche, ein paar schlecht gezielte Schüsse gewesen."

Ich schwieg. Er fuhr sehr ernst fort:

„Gewöhne dich daran, das Regiment für deine wahre Familie anzusehen." Ich schwieg wieder.

„Ich will dir etwas sagen: Du, um dein Wachsherzchen fest zu machen und dich an das Leben eines Soldaten, denn das bist du ja gar nicht, recht zu gewöhnen, müßtest wenigstens fünf Jahre lang eine Kampagne in Indien mitmachen."

Ich blieb stumm.

„Diese ganze Ungeduld, dies Bedürfnis sich an die mütterliche Schürze zu hängen, kurz dies ganze nach Hause wollen, ist höchst unmilitärisch."

Ich schwieg immer noch. Es folgte eine kurze Pause, dann fügte er mit bedeutend gemilderter Stimme hinzu: „Ich habe mit deinem Oberst gesprochen; er gibt dir fünf Tage Urlaub; du kannst gleich reisen."

Ich fiel aus den Wolken; ich wollte ihm meine Dankbarkeit ausdrücken, ihm sagen, daß er mir ein großes Glück verschafft, daß ich seine Güte nie vergessen würde ... Er schnitt mir das Wort im Munde ab, indem er sich schnell verabschiedete und an der Thür angekommen sich noch umwandte, um mir zuzurufen: „Sei ein Soldat!"

Ich machte einen Freudensprung und schrie: „Remigio!" — Er kam. „Packe schnell meinen Koffer." Als er hörte, wohin es ging, jubelte er mit mir: „Nein, wie sich die Frau Mutter freuen wird, ich kann sie mir recht vorstellen."

„Lege das Bild der heiligen Therese, die trockenen Blumen, den Halter, die Zigarren, alles mit ein." Er blickte mich verwundert an: „Ach, du weißt nicht, wo sie sind — hier." Ich öffnete ein verschlossenes Kästchen und reichte ihm das Erwähnte: „Wie, das haben Sie aufgehoben!" rief er in höchster Ueberraschung aus und sah lächelnd bald auf mich, bald auf die Sachen: „Sogar die trockenen Blumen!"

Von dem, was ich noch vor meiner Abreise anfing, weiß ich nur, daß ich den Obersten besuchte, mich wie ein Kreisel durch die Stadt drehte, die begegnenden Freunde bei den Armen faßte und nicht aufhörte, ihnen die Schönheiten Bergamos zu rühmen: „Oh, dieser Himmel! diese Hügel! diese prachtvolle Ebene!“ — bis die Freunde die Achsel zuckten. Mein Bursche begleitete mich zum Bahnhof, ich bezahlte das Billet und vergaß das herausgegebene kleine Geld zu nehmen, ich schickte eine Depesche an meine Mutter und sagte dem Telegraphisten allerlei Unsinn, worüber er liebenswürdig genug war zu lachen; ich rauchte oder zerbiß vielmehr zwei Zigarren in wenigen Minuten, und endlich —: „Herr Leutnant,“ sagte Remigio, mir meinen Mantelsack reichend, als die Glocke zu läuten begann, „sei'n Sie so gnädig, der Frau Mutter meine Empfehlungen zu bestellen und daß ich ihre Güte für mich und meine Familie nie vergessen werde, daß ich sie immer ...“

„Lieb gehabt habe; ja, sprich es nur aus, mein Freund; ich besorge alles: auf baldiges Wiedersehen! Adieu!“ — „Glückliche Reise, Herr Leutnant.“ Der Zug war schon in Bewegung, ich steckte den Kopf heraus und bemerkte meinen Burschen noch hinter einem Pfeiler, wie er, die Hand an den Rand der Mütze gelegt, dastand, bis ich verschwand.

Um zehn Uhr abends sollte ich in Turin sein.

An der Station Mailand sah ich ein Bataillon Infanterie sich anschicken, in unsern Zug zu steigen; ich erkannte einen befreundeten Offizier und rief ihn. — „Wir gehen nach Turin,“ sagte er; „wir warten nur darauf, daß die andern Waggons angehängt werden, der Oberst und sein Stab sind mit uns, das Regimentskommando wird in Turin bleiben und von da schreiben sie uns von einem festlichen Empfang, den sie uns am Bahnhof bereiten wollen ... Das fehlte nur gerade noch! Solch ein Applaus thut uns jetzt viel weher als Zischen. Ach, unsre schönen Hoffnungen! Ich komme um meinen Abschied ein, ich will mich in meiner Vaterstadt in den Rat wählen lassen, ich werde Hauptmann der Bürgerwehr, ich abonniere auf die Staats-Zeitung, trage weite Beinkleider, heirate sogar, schnupfe und sterbe am Ende noch mit dem Titel eines ‚Cavaliere‘. Das ist mein Schicksal. Adieu!“

Sein Regiment hatte sich in der Schlacht bei Custozza brillant geführt.

Die Reise von Mailand nach Turin schien ewig. Welche Qual, in diesem Käfig zu sitzen! Man kann in dieser Luft

nicht atmen, zum Henker —, es könnten doch auch oben auf den Waggons Plätze im Freien sein! Wie soll man die Zeit hinbringen. Ich will versuchen, schon die Freude meiner Ankunft zu genießen, indem ich sie mir in der Phantasie ausmale. Also: ich fahre in den Bahnhof ein. Aber nein, das geht zu schnell, ich muß den Genuß länger haben. Ich bin noch ganz außerhalb des Bezirks von Turin, der Zug geht weiter, immer weiter, da ist die Grenze der Stadt. Oh, endlich! Ich sehe schon die ersten Mauern, die zu der Station gehören. Aber ich denke mir lieber noch irgend ein Hindernis, wir halten — nun weiter, hinein in den Bahnhof, der Zug steht still, nein, noch nicht! welch verfluchte Eile! Ich will es doch nach Behagen auskosten, langsam! Ach Gott, nun bin ich ja schon ausgestiegen, da ist die wartende Menge da ... Wie warm dieser schreckliche, schwere Mantel sitzt! Wie fangen es die da nur an, zu schlafen — und ich sah mir die übrigen Reisenden an — wie können sie so ruhig bleiben, wenn mich diese fieberhafte Aufregung verzehrt?

Nun, oh! das ist keine Einbildung mehr! Da sind sie, die schönen Hügel Turins, die Häuser, die Umfassungsmauer des Bahnhofs, da liegen die drei Paläste der Via Nizza! Da, da ist auch das Fenster. Himmel, wer hebt dort grüßend die Arme? Er ist es, mein alter Freund, mein Vater ... Was höre ich! Musik! Fackeln! Alles, gerade wie an dem Abend, als ich abreiste. Der Zug hält, ich springe herunter, eile durch die Menge — da sind sie! da sind sie alle! sie haben mich gesehen, öffnen mir die Arme ... Mutter, meine Mutter! — Noch fühle ich den Druck jener zärtlichen Arme um meinen Hals, noch höre ich jene Klänge, noch sehe ich jenes Licht.

Wir sind an die Thür des Hauses gelangt; sie öffnet sich, ich liege an der Brust des guten Papa, da stehen die Enkelchen, ein Kuß für alle, aber ein gehöriger; da kommt auch die neapolitanische Dame mit ihrem Sohn: „Vielen Dank für die topographische Karte," sage ich zu ihm, worauf alle lachen. Andre Nachbarn stellen sich ein, ich ertrage eine Bestürmung von Grüßen, Glückwünschen, Händedrücken, Fragen; meine Mutter möchte mich allen streitig machen und befühlt meine Arme, meine Schultern, als wollte sie sich überzeugen, ob ich unversehrt wiedergekommen sei; meine Schwestern umarmen mich ab und zu von neuem — es ist große Freude.

Endlich entfernten sie sich allmählich, einer nach dem andern, die Nachbarn und Freunde; meine ältere Schwester kehrte nach Hause zurück; mit feuchten Augen legte sich die

jüngere schlafen, mein Bruder ging aus und nur meine Mutter und ich blieben zusammen.

Kaum sahen wir uns allein, so setzten wir uns ganz dicht nebeneinander, faßten unsre Hände, wie zwei Verliebte thun, wenn sie keine Zeugen fürchten, und nachdem meine Mutter einen tiefen Seufzer der Erleichterung ausgestoßen, der die ganze Geschichte des Krieges enthielt, sagte sie mit bewegter Stimme: „Was habe ich für Tage durchlebt, ach, mein Sohn, welche Angst ausgestanden! In wie banger Sorge klopfte mein Herz! Ich mochte es dir gar nicht schreiben, um dich nicht zu beunruhigen, aber nach deiner Abreise schien mir das ganze Haus verödet. Ich hörte ja nicht mehr zur gewohnten Stunde deinen schnellen Schritt auf der Treppe, nicht mehr deine muntere Stimme, nicht dein hastiges Reißen an der Thürglocke, das uns alle herbeirief, ich konnte nicht mehr bei dir bleiben und aufpassen, daß du nicht die Stunde des Exerzierens vergessen möchtest! Was für lange Abende! Und die Tage! Wenn die Sonne schien, dachte ich: armer Albert, bei dieser Hitze zu marschieren. Wenn es regnete: der arme Junge wird naß. Ich mochte nicht in mein bequemes Bett gehen, während du auf der Erde liegen mußtest, und bei einem Gewitter wachte ich auf, zündete das Licht an, — wie konnte ich bei solchem Wetter schlafen, wenn ich nicht wußte, ob mein Sohn unter Schutz wäre. Meine fortwährende Sorge um dich wurde sogar zum Aberglauben. Ich suchte etwas und dachte: wenn ich es finde, wird er vor Unglück bewahrt; wenn ich es nicht finde — weißt du, gerade wie die alten Weiber. Die Fröhlichkeit der Nachbarn wurde mir zur Qual, und den wenigen vorübergehenden Offizieren sah ich nach, weil es mir schien, als ob sie dir ein wenig ähnlich seien. Ich suchte alle Briefe von dir aus früheren Jahren wieder heraus und stellte mir vor, wie du als kleines Kind warst, wenn du nachts aufwachtest, und nachher, wie du zur Schule gingst, damals, wenn wir uns beide mit deinem Pensum abquälten und es mich unglücklich machte, dir bei der lateinischen Uebersetzung nicht helfen zu können, an der du verzweifeltest ... Die Furcht, dich täglich verlieren zu können, erstickte aber schließlich immer alle andern Gedanken und ließ die glücklichen Jahre der Vergangenheit wie einen Traum erscheinen. Dann sank ich am Abend, wenn ich allein hier im Zimmer war, auf meine Kniee und betete zum Herrn, wie ich nie gebetet hatte; ich bot ihm mein Leben für das deine und sprach immer wieder deinen teuren Namen laut aus, als

könntest du mich hören . . . bis mich die Kräfte verließen und mein Herz sich zusammenzog und ich zu sterben glaubte. Oh, und nun bist du da, gesund und frisch, ich darf dich sehen, dich sprechen, dich umarmen! Ist es denn auch wahr, kein täuschender Traum? Sprich, Albert, sag' mir, daß du mich hörst, daß du mich weinen siehst."

Ich kniete vor ihr nieder. „Mein Sohn, was thust du? Steh' auf!"

„Laß mich, Mutter! Siehst du, ich muß es dir auch sagen. Wenn ich gelitten habe, so war es nur um deinetwillen, denn, wenn Müdigkeit oder Durst mich quälte, so wußte ich, daß du es in Gedanken mitempfandest. Dann gab die überschwengliche Liebe zu dir mir aber auch Kraft und Mut, und das Bewußtsein, das ich von deiner Achtung für mein Herz und meinen Charakter hegte, ließ mir schon den bloßen Gedanken an eine Handlung der Feigheit verächtlich erscheinen, weil er mir als ein dir angethaner Schimpf galt. Auch ich, weißt du, in den langen Abenden im Zelt, ging die Vergangenheit durch, und wie die Kinder sich ein Paradies auf ihre Weise vorstellen, so sah ich dich in meinen Träumereien als kleines Mädchen, dann wie du heranwuchsest, Gattin, Mutter wurdest; ich erinnere mich, wie du, als ich krank war, um mich zu amüsieren, den kleinen Hut von Papier machtest, weißt du noch? Du setztest ihn dir auf den Kopf und trommeltest mit zwei Linealen auf die Stuhllehne. Dann brachtest du mir den Kaffee ins Bett, und wenn ich nicht wollte, daß du dich bemühen solltest, meintest du: „Laß mich nur, das ist meine Freude." Was bist du nicht meinem kranken, schwachen Vater in den langen, schlaflosen Nächten gewesen! Ach, und nie vergesse ich, wie ich zum erstenmal aus der Militärschule zurückkehrte, da küßtest du meine Uniform. Und wer ist diese Frau? frage ich. Warum liebt sie mich so, daß ich ihr Leben, ihre Welt, ihr Glück bin? Was habe ich für ein Verdienst daran? Es sind nicht alle Mütter wie sie, und wenn Gott gerade mir einen solchen Engel geschenkt hat, warum gab er ihr nicht wenigstens einen würdigeren Sohn? Nein, nein, laß es mich nur aussprechen, wie kann ich dir je genug danken, wie dir lohnen, wenn ich dir die Krone der Welt zu Füßen legte, ich böte dir erst den tausendsten Teil des Guten, das mir dein edles Herz, deine reine Seele erwiesen hat. Höre! Ich habe es immer gesagt, sage es jetzt, werde es ewig sagen: Euch, Mütter, erkennt niemand ganz, aber wenn euch alle kennten, wenn sich die Welt mit den großen Müttern, sowie mit den großen Bürgern

beschäftigte, siehst du, dann würde man einer Frau wie dir ein Denkmal errichten . . . ."

Sie legte mir die Hand auf den Mund.

„Ein Denkmal von Gold, und wer ein Herz und ein Gemüt hat, ich zuerst, würde die Spuren deiner Füße küssen."

„Albert, Albert! Schweig' endlich still! Ich will das nicht hören!"

Unsre Hände lagen ineinander, ich war noch auf den Knieen, sie neigte sich über mich, wir blickten uns selig an, halb lachend, halb weinend.

„Ich küsse auch jetzt deine Uniform!" rief sie innig aus, legte den Mund auf meine Brust und ich drückte ihren Kopf ans Herz.

Einige Minuten später standen wir beide, mit Lichtern in der Hand, an den beiden entgegengesetzten Stubenthüren, bereit in unsre Schlafzimmer zu treten.

An der Schwelle drehten wir uns wieder um, lächelten und traten in die Mitte des Gemaches zurück.

„Albert! . . . Was bist du?" fragte sie liebevoll.

„Und was bist du?"

„Du bist ein Nichtsnutz."

„Und du bist ein Engel."

Sie blickte mich an, schüttelte das Haupt und stand einen Augenblick still in dieser Haltung, ihr Antlitz durch das Licht von unten erleuchtet, glänzende Thränen in den Augen mit einem so lieblichen Lächeln, einer so ruhigen, so sanften Heiterkeit, daß sie wirklich einer Heiligen glich. — Wie manches Mal, jetzt, da ich fern von ihr lebe, wenn ich in der Nacht zu später Stunde heimkehre, einsam, gelangweilt, mit der Last eines Gewissensbisses auf dem Herzen, wie manches Mal glaube ich sie noch so auf der Schwelle zu sehen und sie sagen zu hören: „Du bist ein Nichtsnutz."

Es ist ein sanfter, aber ernster Vorwurf, der in der Tiefe meiner Seele seinen Widerhall findet, der Reue in mir erweckt, und den Vorsatz, von jetzt an edler, besser, ihrer würdiger zu sein. Und im Einschlafen schwebt mir noch das Bild jener freundlichen, erhellten Züge vor Augen.

Der Invalide.

Abends, zu einer gewissen Stunde, erfüllt der Anblick der Landschaft die Seele mit ahnungsvoller Schwermut, dem Gefühl gleich, das die Herzen der Kinder preßt, wenn sie heimlich aus dem Hause gelaufen sind, von Weg zu Weg, von Feld zu Feld, weiter, immer weiter, bis sie auf einmal das Bewußtsein überkommt, allein zu sein; sie blicken zurück — ach! — Verirrt! sie heben die Augen empor —: die Sonne ist untergegangen; die Mama wartet! „Ach Gott! was hab' ich gethan!" rufen sie und stehen still, wie im Traum verloren, Thränen in den Augen, pochenden Herzens. So überfällt uns Wehmut, wenn wir einsam wandern, wenn in der Abenddämmerung alle Gegenstände beginnen sich grau in grau zu malen, wenn nur noch über den Höhen der Berge ein blaßgoldener Streifen schimmert, über dem leise die Sterne einer nach dem andern auftauchen.

Nur das monotone Quaken der Frösche, das ferne Bellen der Hunde unterbricht das ernste, feierliche Schweigen der Fluren. Es ist eine traurige, stille Stunde.

Wer jetzt allein auf ödem Pfade der Stadt zugeht, keine lebende Seele sieht, kaum ein andres Geräusch als das seiner Schritte hört, der fürchtet sich ja nicht; oh bewahre! aber sein Empfinden sieht doch einer gewissen Angst sehr ähnlich. Auf den Fußspitzen schleicht er leise an den Thüren der Gehöfte vorüber, nur, um nicht das abscheuliche Gebell des dahinter lauernden Hundes zu hören; er hält den Atem an — nun ist er fast vorbei, fast in Sicherheit — da bricht hinter ihm der verfluchte Höllenlärm los und erschreckt fährt er zusammen; schnell eilt er weiter, ohne sich umzuschauen, aber er meint das

wütende Tier zu sehen, wie es, die Schnauze ans Gitter gedrückt, ihm zornige Blicke nachschickt. Und rüstig wandert er weiter, mitten auf der Landstraße, denn was macht er sich aus dem Staube, wenn er nur nicht die Hecken so unbehaglich nahe hat; hinter sich hört er die Schritte und Stimmen zweier Wanderer, er sieht nicht rückwärts — das würde ja so ängstlich erscheinen — aber er eilt behutsam weiter, und wenn er zwei Reiter auf sich zukommen sieht, Gendarmen in weiten, dunklen Mänteln und spitzen Hüten, dann fühlt er sich freudig ermutigt, er tritt zurück, die unerwarteten Freunde vorüberzulassen, und grüßt sie ehrerbietig. Erreicht er aber endlich das ersehnte Stadtthor, dann schlägt er mit dem Taschentuch den Staub von den Stiefeln und ruft erleichtert aus: „Gott sei Dank!"

Wer in dieser Stunde an einem Gottesacker vorüberschreitet, steht nicht gern still, auch wenn er nicht dem phantastischen Grauen des Volkes Raum in seinem Geist gibt; er geht schneller und wendet den Blick nach der andern Seite.

In dieser Stunde, so lange am Horizont noch ein Lichtschimmer leuchtet, sitzen die Landbewohner auf den Holzaltanen ihrer Häuser und beobachten, an die Gitter gelehnt, schweigend das traurige Schauspiel, das die niedersinkende Nacht darbietet. Die Kinder zeigen mit dem Finger auf die Lichter, die, eins nach dem andern, in den zerstreuten Hütten auftauchen; sie fragen den Vater nach den Namen der Sterne und möchten wissen, ob dort oben auch Menschen wohnen. Die jungen Mädchen, das Haupt in die Hand gelehnt, schauen auf die fernen Berge, aber ihre Gedanken weilen nicht dort. Die Einsamkeit, die ernste Stille berührt sie schmerzlich: mitten unter den Ihren, fühlen sie sich verlassen, sie werden sich halb bewußt, daß ihnen ein großes Glück fehlt, daß in ihrem Herzen eine Leere noch unausgefüllt bleibt, daß sie ihr Leben nicht wirklich leben; ihre Phantasie sucht teure Bilder und ergeht sich in süßen, unklaren Träumereien. Ihre Erinnerung weilt in der Stadt, im bunten Wirbel des Ballsaals sucht sie teure, fast vergessene Gestalten, und die Sehnsucht erwacht, dieselben klarer, näher zu sehen, sie hier zu haben, an ihrer Seite, mit ihnen die süße, schwermutsvolle, weiche Stunde zu genießen. Sie denken der Rückkehr, sie freuen sich schon, jenen Augen wieder zu begegnen, und weiter spinnt sich, lieblich und zart, das schöne Gewebe der Wünsche.

Ach! Diese Abendstunde ist im Freien, fern von den geräuschvollen Städten, immer wehmuterfüllt. Selbst an der Seite der Geliebten, mitten im vollen Glück, ziehen dann nur

ernste Gedanken durch unsern Geist, fallen nur ernste Worte von unsern Lippen.

Gerade zu dieser Stunde war es, daß Anfang Mai des Jahres achtzehnhundertsechsundsechzig auf einem einsamen Pfade, der sich über den Abhang eines Hügels hinzieht, dicht bei einer jener kleinen Nischen, in die das Bildnis der Madonna gemalt ist, ein Soldat und ein junges Mädchen leise miteinander sprachen. Sie saß auf einem großen Stein, die Ellbogen auf die Kniee, das Kinn in die Hand gestützt; er stand vor ihr mit gekreuzten Armen gegen die Mauer gelehnt. Auf der Erde lag sein Tornister, ein Bündel auf demselben, den Mantel hatte er um die Schultern geschlagen, die Dienstmütze auf dem Kopf. In der ganzen Haltung des Mädchens lag etwas Müdes und Niedergeschlagenes; ein vor der Mutter Gottes brennendes Licht ließ erkennen, daß ihre Augen rot von vergossenen Thränen waren. Ihr Gefährte, ohne Koppel und ohne Seitengewehr, schien ein Soldat auf Urlaub zu sein. Das war er wirklich, und zwar gehörte er zu einer der Klassen, die am 26. April ihre Wiedereinberufung bekommen hatten, und laut königlicher Ordre sich sieben Tage später beim Kommandeur ihres Kreises vorstellen sollten.

Keine lebende Seele war in der Nähe, es herrschte tiefe Stille. Zuweilen nur tönten ferne Stimmen von einem Gehöft am Fuße des Hügels, wo Bauern, von der Feldarbeit zurückgekehrt, ihre Ochsen in die Ställe führten, ihre Geräte ablegten und einander laut zuriefen. Das Paar dort an der heiligen Nische schien schon lange beisammen zu sein, denn den wenigen, leise gewechselten Worten folgten immer lange Pausen. Plötzlich trat der Soldat vor, faßte die Hand des aufstehenden Mädchens und sagte, mit jenem Ausdruck schüchternen Mitleids, den wir unsern Worten zu geben pflegen, wenn wir einem teuren Menschen etwas Schmerzliches verkünden: „Es ist spät, Gigia; ich muß fort; siehst du, ich soll morgen bei guter Zeit in der Stadt sein und habe einen langen Weg.“

Er schwieg und sah sie an; sie legte die Hände an seine Schulter, neigte die Stirn darauf und schluchzte. „Sei guten Mutes, Gigia! Ein paar Schüsse werden gewechselt, und dann komme ich wieder.“

„Kommst du wieder?“ sagte sie und hob den Kopf, um ihn gleich wieder sinken zu lassen. „Ach, wer weiß!“

Sie standen einen Augenblick still, bis er von neuem anhob: „Also auf Wiedersehen, Gigia!“ Er faßte ihren Kopf,

küßte ihre Stirn, bückte sich, nahm den Tornister, legte ihn auf den Rücken, schnallte ihn fest, faßte auch das Bündel und hielt ihr die Hand hin. Sie, die so lange die Schürze vor dem Gesicht, wie betäubt in ihrem Kummer gestanden, fuhr plötzlich empor: „Du mußt schreiben!" rief sie und wollte doch nur den Augenblick der Trennung hinzögern: „du mußt mir jeden Tag schreiben!"

„Jeden Tag, das geht nicht an."

„Und warum nicht?"

„Na, wenn wir nun den ganzen Tag auf dem Marsch sind?"

„Ach ja, das ist wohl wahr, aber wenn eine Schlacht gewesen ist, mußt du mir gleich denselben Tag mitteilen, daß du gesund geblieben bist."

Er, der sonst vielleicht über sie gelächelt haben würde, fühlte in diesem Augenblick eine so heiße Zärtlichkeit, ein so tiefes Mitleid mit ihr, einen so bittern Trennungsschmerz, daß er fast davon überwältigt wurde und einsah, daß er schnell gehen müßte, ohne weitere Worte. Er umfaßte sie noch einmal, küßte sie und eilte fort.

„Oh, so höre doch!" rief die Arme verzweifelnd und lief ihm mit ausgestreckten Händen einige Schritte nach: „Ich will dir nur noch sagen —" Er aber wandte sich nicht um; da stand sie still, legte die Hände vors Gesicht und warf sich dann knieend vor das Bild der Mutter Gottes hin, wo sie Trost suchend ihr Leid ausschluchzte wie ein Kind.

Der Soldat ging schnell; an einem Kreuzweg angekommen, blickte er noch einmal zurück und sah die verlassene Geliebte: er winkte grüßend mit der Hand und schlug entschlossen die abwärts ins Thal führende Straße nach der Stadt ein.

Am nächsten Tage war er bei seinem Regiment und schrieb fast täglich nach Hause, von wo er eben so häufig Antwort erhielt von den Eltern, den Geschwistern oder seiner Braut, alle Briefe aber kamen von der Hand der letzteren, denn keiner von den Seinen konnte fertig genug schreiben, um seine Gedanken auszudrücken.

Am 24. Juni machte er die Schlacht mit; von dem Tage an vergingen zwei Wochen, ohne daß zu Hause eine Zeile von ihm ankam. Man kann sich vorstellen, in welcher Aufregung und Angst die armen Menschen waren, wie sorgenvoll ihre Herzen pochten.

Endlich eines Tages traf doch ein Brief ein. Gott sei Dank! Welche Freude! Mit zitternder Hand ward er er-

brochen . . . . ach! er hatte ihn nicht selbst geschrieben! Doch der erste Schrecken besänftigte sich bald nach dem Lesen des Briefes: Er hatte eine leichte Wunde, eine bloße Schramme in der rechten Hand, die in wenigen Tagen schon völlig geheilt sein würde. Er wäre schon jetzt wieder auf, hätte ihm nicht der Blutverlust ein bißchen Wundfieber gebracht; sie sollten sich seinetwegen ja keine Sorgen machen, nur könnte er nicht selbst schreiben, weil die Finger noch schmerzten; es sei wirklich nicht der Rede wert. Eine Woche später kam auch schon wieder Nachricht in seiner eignen Handschrift, da beruhigten sich denn die Seinen und von der Verwundung war bei ihnen nicht anders die Rede, als in inniger Dankbarkeit gegen den Himmel, der den Geliebten so gnädig beschützt und vor Schlimmerem bewahrt habe.

Die Armen! Ja freilich hätten sie viel Grund zum Danken gehabt, wenn die Sache so abgegangen wäre; aber sie erfuhren nicht die Wahrheit. Hundert Schritte nur vom Feind entfernt, hatte eine Kugel den armen Jungen getroffen, zwei Knochen zerschmettert, das Schien- und das Wadenbein, man hatte ihn ins Lazarett transportiert und dort war ihm das Bein dicht unterhalb des Knies amputiert worden.

Nach einigen vierzig Tagen erhielt er einen Holzfuß, ein Paar Krücken, ein Freibillet und dann entließ man ihn aus dem Lazarett: „Geh', guter Junge, kehre in deine Heimat zurück, du hast dein Teil gethan."

Ehe er abreiste, benachrichtigte er seine Mutter von dem Tage und der Stunde seiner Ankunft zu Hause; darauf wollte er den Entschluß fassen, ihr sein Unglück mitzuteilen, doch fehlte ihm der Mut dazu; zehnmal wenigstens schrieb er das erste einleitende Wort, nur um es gleich wieder auszustreichen, fast erschrocken, daß es der Feder entfallen war.

Kaum aber war der Brief fort, als zum erstenmal alle die möglichen, nein, die gewissen, unvermeidlichen, bitter schmerzlichen Folgen seiner zu rücksichtsvollen Täuschung ihm klar vor Augen traten. Er begriff nicht, sich nicht schon früher bewußt geworden zu sein, wie dies Schweigen viel größere Trauer im Gefolge haben mußte, als wenn er den Seinen gleich im Anfang mutig die volle Wahrheit berichtet hätte. Wenn er sich nun ihre Verzweiflung bei seinem Anblick, ihnen um so schrecklicher, weil unerwartet, ausmalte, wenn er an seine Braut, seine Freunde dachte, fuhr er in trostloser Verzweiflung mit den Händen in sein Haar und stöhnte laut auf.

Nun aber war es zu spät!

Am Abend vor dem zu seiner Ankunft bestimmten Tage erreichte er die seinem Dorfe zunächst gelegene Stadt. Er schlief in einem Gasthaus; früh am nächsten Morgen stieg er mit Hilfe des Wirtes auf einen Müllerwagen, der seinen Weg fuhr; er legte die Krücken auf die Seite, machte es sich auf einem Mehlsack möglichst bequem, der Müller trieb die Pferde an und es ging fort.

Man hatte mehrere Meilen lang im Thal zu fahren, ehe der Anstieg zur Höhe begann. Während dieser Zeit war der arme Soldat, der in der Nacht kein Auge hatte schließen können, erschöpft durch die jagenden Gedanken, die sich folgenden Bilder und schmerzensvollen Ahnungen in eine Art Betäubung versunken, begünstigt durch die Eintönigkeit der Straße, die Langsamkeit der Fahrt, nur momentan durch ein Anstoßen des Karrens auf dem schlechten Wege unterbrochen. Als dann aber plötzlich helleres Licht seine Augen traf, frischere Luft über sein Antlitz wehte, als er bemerkte, daß der Wagen aus den Bäumen heraus war und es bergan ging, da fuhr er auf, erkannte die vertrauten Linien der Hügel, die heimatliche Gegend — und schloß schnell die Augen wieder wie im plötzlichen Schrecken. Er wandte den Kopf rückwärts und warf sich quer über den Sack; sein Herz pochte, sein Blut rollte heiß durch seine Adern, ihm war, als sei sein Hirn betäubt durch einen heftigen Schlag.

Lange lag er so, bis er sich endlich mühsam aufrichtete, sich, mit den Händen aufstützend, wieder auf den Sack setzte und den Kopf langsam nach vorn wandte; doch allmählich nur hatte er den Mut, die Augen zu erheben. Erst schaute er auf das Pferd, dann nach rechts, nach links — nun geradeaus: Ach, da lagen sie ja vor ihm, die trauten Häuser! Noch fern freilich, nur erst wie eine helle, weißliche Masse, von Bäumen halb versteckt, ihm aber war, als sei er schon ganz nahe, als müßte er in wenigen Minuten da sein. Gleich werden sich die Eltern, die Freunde um den Wagen drängen, und er muß absteigen, großer Gott, wie absteigen! Wie er das dachte, glaubte er, alle seine Lieben schon in freudiger Erwartung vor der Thür stehen zu sehen, schon meinte er, den Schall ihrer jubelnden Stimmen zu hören, und dabei that ihm das Herz so weh, daß er die herübergrüßenden Häuser noch weit, weit entfernt wünschte. Der Anblick schmerzte so, daß er sich vornahm, dem Pferde den Rücken zuzukehren und, langsam das verstümmelte Glied hebend, sich umdrehte. Lange hielt er es auch so nicht aus, es trieb ihn unwiderstehlich,

immer den Kopf zu wenden. So nahm er denn schließlich die alte Stellung wieder ein. Seine Augen schweiften rechts und links über die Straße und fielen auf eine alte, dicht belaubte Eiche mit in der Mitte gespaltenem Stamm, in deren Schatten ein über zwei Steine gelegtes Brett eine Bank bildete. Lebhaft weckte dieser Anblick seine Erinnerung, heiße Röte bedeckte seine Wangen, seine Augen strahlten, er faltete die Hände, und während er immer noch jene Stelle anschaute, nickte er wiederholt mit dem Kopf, als wollte er all' die anstürmenden Gedanken mit ihrem „weißt du wohl" bekräftigen. Ja, ja, das war der Platz, wohin er eines Abends mit ihr gegangen war, trotz der Mahnung der Mutter: „Bleibt nicht zu lange." Sie wollte auch gar nicht allein mit ihm am späten Abend so weit gehen. Er hatte nur so viel gebeten, die Luft war so lau, der Himmel so heiter, daß sie nachgeben mußte. Und dann saßen sie dort auf jenem Bänkchen und tauschten glühende, bebende Worte aus und er haschte nach ihrer Hand, die sie, geängstigt durch das Bewußtsein, sich allein mit dem Geliebten zu befinden, ihm entzog und dicht schloß. Einen Finger nach dem andern mußte er besiegen, bis er endlich mit sanfter Gewalt das kleine, sich sträubende Händchen erobert hatte, das nun ihm gehörte ..... Völlig versunken in der Erinnerung an jenen schönen Abend vergaß der arme Krüppel ganz die schwere, seitdem vergangene Zeit, den Krieg, die Wunde, das verlorene Glied; der Gedanke allein, bald die Geliebte zu sehen, erfüllte seinen Geist, ohne all die schmerzensreichen Folgen, die derselbe sonst für ihn hatte; das Gefühl unendlichen Glücks drang mächtig auf ihn ein, fast ihn berauschend und bedrückend. In dieser innern Erregung erhob er sich ohne die Hilfe seiner Arme so heftig, daß die Nerven des verstümmelten Beines, dadurch gereizt, schmerzhaft bis in den Rücken hinein zuckten. So rauh aus der schönen Illusion in die traurige Wirklichkeit zurückgerufen, fiel er quer über den Sack und stöhnte schluchzend: „Ach, in diesem Zustande wird sie mich ja gar nicht mehr wollen!"

Der Müller, der zu Fuß dem Wagen vorausging, drehte sich um und fragte: „Fehlt dir was?" — „Nein, nichts," antwortete der Soldat, und saß lange unbeweglich mit geschlossenen Augen und das war das Beste für ihn, denn hätte er sie umherschweifen lassen, jeder Blick würde neue, wehmutsvolle Bilder der Vergangenheit heraufbeschworen haben.

Inzwischen wurde er zu Hause von allen Verwandten und Freunden erwartet, die, von dem freudigen Ereignis benach-

richtigt, herbeigeeilt waren, den Tag mitzufeiern und den Heimkehrenden zu ehren.

Beim Tagesanbruch schon hatten die bejahrten Eltern sich erhoben, sich, wie frohe Mädchen, die einen Ausflug machen wollen, eilig angekleidet, Thüren und Fenster geöffnet und die Schlafenden gerufen: „Auf, auf, schnell aus den Betten mit euch!“ Die Kinder, so plötzlich geweckt, rissen Mund und Augen erschreckt auf und sahen, in der süßen Ruhe gestört, erst verdrießlich um sich, aber kaum wurden sie sich bewußt, was dieser Tag bedeute, als sie freudig ihre Stimmen erhoben und schnell im Hause, auf der Diele, im Garten zerstreut, geschäftig alles Nötige besorgten, wobei sie bei jeder Begegnung einander zulächelten und sich gegenseitig zur Eile antrieben. Bald erschien auch atemlos vom schnellen Lauf die junge Braut mit zwei Freundinnen, in ihrem Sonntagskleide, ein Blumensträußchen in den Haaren. Lächelnd, lieblich errötend trat sie der Mutter entgegen und legte die Arme um sie; dann aber trat sie schnell wieder zurück. Wie die andern sie umringten, um ihr Schmeicheleien zu sagen über ihr hübsches Gesichtchen und ihren Putz. Hier im Hause ganz so bekannt wie bei sich daheim, half sie bei der Arbeit und nun ging es an ein Putzen und Kehren bis in alle verborgenen Ecken; ein paar große Messingleuchter, für besonders festliche Gelegenheiten aufbewahrt, wurden hervorgeholt, und überall, um die Thürsimse, um die Bilder- und die Fensterrahmen, Kränze von Feldblumen und grünem Laube geschlungen.

Als das Tagesgestirn strahlend am Himmel stand, war schon das ganze Häuschen zierlich, nett, duftig wie ein Garten, der Platz vor dem Hause so glatt und glänzend wie ein Marmorboden, auf dem man stundenlang vergebens nach einem Grashalm gesucht hätte.

Und das war doch das Wenigste, was man thun konnte, einen Soldaten würdig zu bewillkommnen, der aus dem Kriege zurückkehrt. So sagte die gute Alte zu Nachbarinnen, denen sie mit Wohlgefallen die Ordnung und den Schmuck der Wohnung zeigte. Dabei begleitete sie die Gevatterinnen wieder hinaus und rief die junge Braut, die herbeigesprungen kam; sie faßte sie bei der Hand und führte sie zu einem Spiegelchen: „Besieh' dich einmal, dein Scheitel ist ja schief!“

„Ach Gott!“ rief die Kleine ganz unglücklich, „wie das nur gekommen sein kann?“

„Es hängen überall Zweige herunter und du läufst wie

ein tolles Kind hin und her, ohne den Kopf zu rechter Zeit zu bücken. Komm her."

Die Braut setzte sich, die Mama trat hinter sie, löste ihre Flechten, ordnete ihre Haare, und sie mit einer Hand zusammenhaltend, um mit der andern den Scheitel richtig zeichnen zu können, zog sie zum Scherz den Kopf nach hinten, faßte ihr Kinn und fuhr mit einem Finger an die Kehle, worüber das Mädchen sich wie gekitzelte Kinder vor Lachen wand. Dann steckte die Alte die Flechten wieder auf, befestigte den silbernen Pfeil, strich mit den Händen über das glänzende Haar, schaute sie an, gab ihr einen Kuß und ging, indem sie sagte: „Komm jetzt!"

Die junge Braut, das Gesicht zum Spiegel zurückgewandt, folgte bis zur Stubenthür, dort ließ sie die Mutter gehen, hob leicht einen Fuß auf, stützte sich auf die Ferse des andern, kreiste zweimal um sich selbst und hockte darauf schnell nieder, um mit reizender Neugierde die vom Zug der schnellen Bewegung wie ein Reifrock aufgeblähten Kleider zu besehen.

Alle andern auf dem Flur, vor dem Hause zerstreut, liefen aufgeregt hin und her; heitere Worte austauschend, lächelten sie einander zu, und so wurde die Freude des Einzelnen durch die allgemeine Befriedigung erhöht. Der Bruder der Braut kniff dieser im Vorübergehen im Scherz den Arm in der schändlichen Absicht sie aufschreien zu machen, oder er bog, hinter sie tretend, ihre Ellbogen zusammen, und wenn sie ihn dann mit einer Ohrfeige bedrohte, die nie gegeben wurde, amüsierte ihn das ganz außerordentlich. Ihre Freundinnen auch drängten sich oft um sie, ihr leise Worte ins Ohr zu flüstern, denen immer ein lautes Gelächter und ein schnelles Auseinanderlaufen folgte. Der alte Papa stellte sich zuweilen vor sie hin und sagte mit sehr ernstem, finsterem Gesicht: „Er kommt nicht."

„Was? Warum? Woher weißt du es?" fragte sie ganz erschreckt.

„Oh . . . ich denke nur!"

Sie seufzte erleichtert auf und sah gleich wieder ganz anders aus. „Du hast nur gescherzt; ich weiß ja auch, daß er immer sein Wort hält. Mama" — fragte sie dann die Mutter, die in der Thür stehend die Landstraße hinunter sah — „siehst du niemand?"

„Nur einen Karrenwagen ganz weit weg." Das Mädchen fuhr fort mit dem Vater zu spaßen, ohne auf diese Worte zu achten.

Inzwischen kam das Fuhrwerk des Müllers näher, und

im Herzen des Soldaten kämpften wunderbare Empfindungen. Ihm war, als fühle er seinen Zustand nicht mehr lebendig, als sei die Erinnerung an alle Plätze, bei denen er vorüberfuhr, ihm entflohen, so starr hielt er den Blick auf sein Vaterhaus gerichtet, dessen Fenster und Holzgalerien allmählich deutlicher hervortraten. Er näherte sich demselben wie einem ganz unbekannten Ort, sein Herz war wie erstorben. Ist doch unsre menschliche Natur so beschaffen, daß wir schließlich in kühler Gleichgültigkeit, in dumpfer Erstarrung ein Uebermaß der Schmerzen über uns ergehen lassen, das uns zuerst ganz unmöglich zu ertragen schien.

So saß denn der Arme da, als hätte er ganz vergessen, welchen Kummer er den Seinen bringen mußte; bald lauschte er still dem monotonen Knarren des Karrens; bald klopfte er mit einer Hand auf den Sack und sah verwundert auf die aufstiebende Wolke weißen Mehlstaubs, bald schnallte er mechanisch die Schnallen auf und zu, die zwischen den beiden Stöcken an dem Holzgefäß befestigt waren, in welches das verstümmelte Glied hineinpaßte; bald stieß er mit der Fußspitze an die Krücke, die dicht bei ihm lag. Aber seit längerer Zeit schon peinigte ihn ein Schmerz in dem stumpfen Ende seines armen Beines, obwohl dasselbe sorgfältig mit den Verbandstücken umwickelt war, die sie ihm im Lazarett in die Tasche gesteckt hatten und deshalb, fast ohne zu wissen, was er that, schnallte er die Gurten ganz los, nahm die unglückliche Stütze ab und legte sie bei sich hin. Als der Druck aufhörte, verringerte sich der Schmerz.

Der Wagen rollte weiter und er strich gedankenlos das Bein mit der Hand, als er, die Augen aufschlagend, plötzlich erblaßte und die Hände krampfhaft faltete.

Er sah die Nische mit dem Heiligenbild, ein Anblick, der mit der Erinnerung die eingeschlummerte Gewalt der Empfindung gewaltsam weckte: „Oh, Gigia! Gigia!“ stöhnte er mit zitternden Lippen und barg das Antlitz in den Händen.

Da tönte ein lauter Jubelruf an sein Ohr — er erbebte. Schnell hob er den Kopf, schaute um sich, ergriff das Holzbein, paßte seinen Stumpf hinein, faßte die Gurte, versuchte, mühte sich mit zitternden Fingern, dieselbe zuzuschnallen, ach Gott! es gelang ihm ja nicht!... Und inzwischen liefen sie alle auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen — oh! und der Unselige wußte nun nichts mehr zu thun als mit beiden Händen die Hüfte zu reiben. Sie drängen herbei, seine Mutter ist die erste. Mit einem himmlischen Lächeln streckte sie ihm die Arme ent-

gegen, da sieht sie das Schreckliche, stößt einen herzzerreißenden, verzweifelnden Schrei aus und umschlingt ihn jammernd. Die andern legen entsetzt die Hände vor ihre Augen.

Eine Minute später steht er auf der Erde, die Gurten sind festgeschnallt, ohne daß er es bemerkte. Sollen wir ihn allein gehen lassen und sehen wie er sich so mühsam bewegt? „Nein, nein; wir müssen ihn tragen.“ Aber, man trägt ja Sterbende. Nein, nein, nicht tragen! Solche Gedanken, schnell wie Blitzstrahlen durchfahren alle. Schon hat indessen der arme Krüppel seine Krücken ergriffen und sich, seinen Lieben den Anblick zu verkürzen, schnell dem Hause zugewandt. Sie sahen ihn an! Nur seine Mutter und seine Braut nicht; die bargen eine das Antlitz an der Brust der andern.

Er betrat das Haus zuerst, aber im Nu umgaben ihn alle Lieben, nahmen ihm die Krücken ab und brachten ihn nach einem Stuhl; er legte die Arme auf einen Tisch und lehnte den Kopf darauf. Eine zitternde Hand berührte denselben, da hob er ihn empor und barg das Gesicht am Herzen seiner Mutter. Rings umher herrschte tiefe Stille; noch konnte keiner weinen.

Dann, mit einemmal, schluchzte jemand laut. Der Invalide fuhr auf und sah sich um: „Das bist du!“ rief er und seine feuchten Augen leuchteten auf. Er öffnete die Arme; mit leidenschaftlichem Ungestüm flog seine Braut ihm an die Brust. Die Mutter in richtigem Takt ihrer Liebe wußte, was hier zu thun sei; sie machte den Umstehenden ein Zeichen und verließ leise mit ihnen das Gemach.

Wie das Mädchen das Zimmer leer sah, zog es schnell einen Stuhl an den des armen Soldaten heran; setzte sich, faßte mit einer Hand seine Linke, legte die andre auf seine Schulter und mit thränenüberströmtem Antlitz und keuchender Brust begann sie eilig, abgebrochen, leise auf ihn einzureden, wobei sie jedesmal, wenn sie genötigt war, einen Augenblick innezuhalten, um Atem zu schöpfen, ängstlich nach der Thüre sah, ob auch jemand käme.

„Hör' mich an, Carlo, und glaube mir; glaube, daß mir von Herzen kommt, was ich dir sage; ich habe dich jetzt nur lieber, als früher, ich heirate dich noch viel lieber so . . . wie du jetzt bist, als wie du früher warst; siehst du, ich will gleich sterben, wenn das nicht die volle Wahrheit ist; und, wenn — aber Carlo, du mußt nicht so weinen — wenn du mich nun nicht mehr wolltest, dann würde ich mit gefalteten Händen um deine Liebe betteln, weil ich ohne dich nicht leben kann. Nun

weißt du's. Und wenn du gar nicht aus dem Kriege zurückgekommen wärest, wenn Gott mir das Unglück geschickt hätte, dich zu verlieren, meinst du, daß ich je einen andern hätte nehmen können? Nicht den König selber, wenn er mich wollte! Ach, ich hatte dich ja immer so lieb, doch heute" — sie legte die Schürze vors Gesicht und weinte laut — „heute möchte ich vor dir niederknien."

Wirklich glitt sie vor ihm nieder, der außer sich vor Seligkeit mit unverständlicher Stimme, mit abgebrochenem Schluchzen, mit Zügen, die seine Gedanken ausdrückten, ihr ein Wort, nur ein einziges kleines Wort sagen wollte, aber es durchaus nicht herausbringen konnte, und endlich nur begeistert dreimal aus tiefstem Herzen rief: „Oh, Dank! Dank! Dank!"

Er wollte sie emporheben. „Nein, nein!" antwortete sie mit einem entschlossenen Ton, in dem sich die ganze Kraft ihrer jungfräulichen Liebe offenbarte, „laß mich hier zu deinen Füßen!"

Dann fuhr sie erregt fort: „Wir wollen immer zusammen sein, ich arbeite zu Hause, nicht mehr auf dem Felde, und lasse dich nicht allein, ich sitze immer bei dir wie jetzt. Aber, Carlo, du weinst ja noch, was hast du, sag' es mir?"

„Ach, und ich?" . . .

„Und du? Was meinst du nur? Sag' mir alles, Carlo."

„Und ich! Ich, wie soll ich es anfangen zu arbeiten?" und er schüttelte trostlos den Kopf.

„Oh, Carlo, wie du nur so reden kannst! Bin ich nicht für dich da? Sind wir einander nicht alles? Ich kann so schön weißnähen, siehst du, das sage ich ja nicht, um mich selbst zu loben. Und die Dame, du weißt, die hier vom Schloß, hat mir schon früher Arbeit angeboten. Nun erst, wenn sie hört, wie du zurückgekommen bist, sie gibt mir ganz gewiß die Arbeit mit nach Hause. Geht das nicht gut? Ich nähe bei dir und du erzählst mir dabei, was du erlebt und gesehen hast, von den Städten und Dörfern, durch die du gekommen bist, und was du jeden Tag gethan, ob du Kameraden von hier getroffen, wovon ihr euch unterhalten und ob du auch immer an mich gedacht" . . .

So plauderte sie weiter, immer noch vor ihm auf den Knieen, eine Hand auf seiner Schulter und mit der andern drehte sie spielend an seinen Knöpfen. Ihre Wangen glühten, ein schöner Glanz leuchtete in ihren Augen, sie sprach so natürlich, so warmherzig; in ihrem Lächeln, in ihrer demütigen Stellung lag

so viel weibliche Anmut, eine so süße, unschuldige Hingebung, daß der gute Soldat sie wie verzückt sah und hörte, und als sie endlich schwieg und fragend zu ihm aufblickte, ihr eine Antwort gab, wie sie sie schöner nicht wünschen konnte.

„Oh, Gigia, du läßt mich mein Unglück vergessen.“

„Du sollst nie wieder daran denken,“ und sie umfaßten einander und weinten.

Die Mutter hatte einen klugen Einfall gehabt.

In diesem Augenblick hörten sie draußen ein Geräusch vieler Schritte und ein verworrenes Murmeln mehrerer Stimmen.

Das junge Mädchen sprang auf und trat einige Schritte von dem Soldaten fort; beide schauten nach der Thür.

„Wo ist er? Wo ist er?“ fragte jemand bewegt, und ein junger Mann, blaß und atemlos, erschien auf der Schwelle und stürzte dann mit ausgebreiteten Armen nach dem Soldaten hin.

Sie waren langjährige intime Freunde. Der Ankömmling, bedeutend jünger, gehörte zur zweiten Kategorie der Waffenklasse von 1845 und war erst jetzt einberufen. Heute abend gerade hatte er betrübten Abschied von seiner Familie genommen und kam auf dem Wege zur Stadt an dem Hause des Freundes vorüber, von dessen Rückkehr er noch nichts wußte. Dort angerufen, erfuhr er das Unglück und trat nun ein, um Carlo zu begrüßen. Ihm folgte die ganze Familie, und die Mutter hatte kaum einen forschenden Blick auf die Verlobten geworfen, als sie erleichterten Herzens das Vorgefallene verstand, so daß, während der Sohn den Freund begrüßte, sie mehr durch Zeichen als durch Worte den andern ihre Freude mitteilte.

Als sich die erste Bewegung der Begrüßung ein wenig gelegt, zog der Invalide den Rekruten neben sich auf einen Stuhl. Alle drängten sich um die beiden, die Braut, die Mutter ihm am nächsten, er fuhr sich mit der Handfläche über die Augen und, sich zum Freunde wendend, der düster und gedrückt schien, sprach er im Ton inniger Ueberzeugung:

„Sei guten Mutes und laß nicht die Sorge Herr über dich werden. Ich weiß wohl, es muß dir weh thun, mich in diesem Zustande zu sehen, gerade jetzt, da dir die Trennung schwer geworden ist und du auch in den Krieg ziehst. Ja, das ist nun der Lohn, denkst du. Aber, großer Gott, was kann das Quälen nützen? Soldat muß man werden, ob man will oder nicht. Da ist's doch wahrhaftig besser, sich mit frischem

Mute daran zu machen. Nicht wahr? Und dann ... na ... siehst du, wenn mich ein Unglück treffen soll, will ich es doch lieber auf diese Weise haben, als wenn ich hier von einem Wagen oder einer Treppe heruntergefallen wäre. Das ist ja natürlich. Darum brauchst du nicht zu denken, daß ich mir nichts daraus mache, ein Krüppel zu sein; aber schließlich, siehst du, man lebt doch eigentlich nur kurze Zeit, und wenn man Menschen hat, die einen lieb haben, kommt es aufs andre nicht so viel an. Ich bin so wiedergekommen mit einem Bein, aber, meinst du, daß ich meinem Vater oder meiner Mutter oder sonst jemand darum weniger wert wäre?"

Er sah fragend zu ihnen auf; die Alten konnten nur rufen: „Oh, Carlo!" während seine Braut ihn mit unaussprechlicher Zärtlichkeit anblickte.

„Nein, nein!" fuhr er lebhafter fort, „alle lieben mich nur noch viel mehr nach meinem Unglück. Du kannst dir gar nicht denken, lieber Junge, wie sie im Lazarett gut gegen mich gewesen sind. Als ich einige zwanzig Tage dagelegen hatte, kam unser Regiment durch die Stadt. Alle Offiziere meiner Kompanie haben mich besucht, auch der Hauptmann, und einige saßen eine halbe Stunde vor meinem Bett. Ich habe gesehen, daß sie Thränen in den Augen hatten; mein Hauptmann und auch der andre, ein junger Leutnant ohne Bart ... Ja, ganz gewiß ... Und ein andrer Leutnant — ich fieberte etwas — legte seine Hand auf meine Stirn, und da sagte einer zu ihm: ‚Nimm sie fort, es ist ihm lästig.' Sie empfahlen mich den Krankenwärtern und sagten, ich sollte nach Hause schreiben lassen, ohne jedoch gleich das ganze Unglück zu melden, um sie dort nicht zu sehr zu erschrecken. Und alle, vom ersten bis zum letzten, reichten mir zum Abschied die Hand, und der jüngste, welcher die zweite Kompanie, meine Kompanie, befehligt, als die andern nicht hinsahen, küßte mich sogar schnell auf die Stirn und winkte mir an der Thüre zu . . . Kannst du dir so etwas denken? . . . Einmal kam selbst ein alter General, die ganze Brust mit Orden bedeckt, und viele Offiziere hinter ihm. Er hielt die Mütze in der Hand, als er an mein Bett trat, und fragte mich, wo und wie ich verwundet wäre. Als ich es ihm erzählt, hob er die Augen zum Himmel — ich meine, ich sehe ihn noch — seufzte und sagte: „Hab' guten Mut, mein Sohn." Dann gab er mir die Hand, denk' dir — ein General! Sie war so mager! Ach! Ich hätte sie ihm gern geküßt, wenn das nicht wider den Respekt gegangen wäre! Ich kann es dir gar nicht so deutlich machen, was man in solchen Augenblicken

empfindet! Alles Unglück ist vergessen; denn, das wirst du auch bald erfahren, Kamerad, es ist ganz etwas andres, so nach langer Zeit davon zu sprechen, als wenn man mitten dazwischen ist, die Vorgesetzten zu Pferde voran mit geschwungenen Degen: das Herz erglüht, der Kopf schwindelt, und die Kugel hat einen schon getroffen, wenn man noch ruft: Vorwärts ..."

Da ertönte von der Straße die festliche Musik von Pfeifen und Dudelsack. — „Das sind meine Kameraden, die sich auf den Weg machen!" und der Rekrut sprang fröhlich empor.

Auch der Invalide erhob sich mit Hilfe der Mutter und der Braut, ließ sich zur Thürschwelle leiten und rief den Vorüberziehenden grüßend zu: „Glückliche Reise, Freunde, glückliche Reise!" Sie sahen ihn, den Verstümmelten, und schrieen: „Die tapferen Soldaten sollen leben!"

Er dankte nickend und mit den Händen winkend, denn Ermattung und Erregung ließen ihn keine Worte mehr finden. „Die tapferen Soldaten, hurra!" schallte es noch einmal.

Als die Stimmen in der Ferne verhallten, wandte sich der Invalide, legte einen Arm um den Hals des jungen Mädchens, das ihn stützte, drehte sich nach der Mutter um, die an seiner linken Seite stand, und sagte weich:

„Oh, Mutter, wirst du's glauben? ... ich bin glücklich!"

Er lehnte den Kopf an ihre Brust. Die Augen der Umstehenden schimmerten feucht. Die Musik verklang in der Ferne.

Ein nächtlicher Marsch.

Es war eine mond- und sternenlose Nacht, nasses, böses Wetter, eine Dunkelheit, daß man nicht die Hand vor Augen sah. Obwohl erst im Anfang des Oktobers, wehte schon der scharfe Wind des Spätherbstes, fuhr schneidend ins Gesicht, drang durch Mäntel und Kleider, daß man vor Kälte erschauerte. Es war gegen 9 Uhr abends, das Regiment hatte die Zelte abgebrochen und stand in Reih und Glied auf dem Felde, Gewehr bei Fuß, wartend auf den Befehl zum Abmarsch. Die Soldaten, eben erst aus einem kurzen, unbehaglichen Schlaf geweckt, standen krumm, zusammengekauert, fröstelnd, mit verdrießlichen, unzufriedenen Mienen, die Hände in den Taschen, die Gewehre locker in den Armen, und statt des gewöhnlichen lebhaften, heiteren Geplauders hörte man nur zuweilen leises, unlustiges Flüstern.

Die Dunkelheit war so groß, daß, wer von der Landstraße auf jenes Feld schaute, nur die lange Reihe der an Gewehren aufgehängten Laternen sah, von denen jede ihren trüben Schein auf vier oder fünf schläfrige Gesichter warf. Dort drüben, jenseits des äußersten Flügels des Regiments, innerhalb eines kleinen Raumes, bewegten sich viele kleine Lichtchen hin und her und warfen ihren matten Schein auf das geschäftige Treiben vieler verschieden gekleideter Personen, die sich verworren durcheinander um Karren und Kisten des Marketenders drängten.

Hier und da auf dem Lagerplatz leuchtete noch ein Flämmchen auf: das letzte Aufflackern des Feuers, das die Soldaten mit dem Stroh der Zelte angezündet hatten, um die Feuchtigkeit noch los zu werden, die bei dem Schlafen auf der Erde in ihre Kleider eingezogen war. Sonst tiefe Finsternis.

Plötzlich schallen Trommelwirbel, dann wieder ist alles still. Die Kompanien machen eine nach der andern eine Flankenwendung, die ersten Reihen setzen sich in Bewegung, das Regiment ist auf dem Marsch. Auf kleiner Brücke überschreitet es den Graben, der den Lagerplatz von der Heerstraße trennt; dort werden die Reihen dichter, man sieht Laternen sich jetzt vorwärts, dann rückwärts bewegen, je nach den Schwankungen der Menge, sich paarweise entfernen, sich in doppelter Reihe auf beiden Seiten der geraden Straße ausdehnen und allmählich, zwei schlängelnde, glänzende Streifen, gleich großen Feuerzügen, die Kolonnen von einem Ende zum andern einfassen.

So geht der Marsch fort; kurze Zeit noch ertönt das halblaute Geflüster, das aber nach und nach, erst hier, dann dort, dahinstirbt in tiefes Schweigen, nur durch die rauhe, befehlende Stimme der Offiziere unterbrochen, die „Ordnung da" rufen, jedes Mal, wenn sie die müden Augen auf die Soldaten in der Nähe der Laternen richten und dort einen etwas unregelmäßigen Abstand in der Marschordnung bemerken. Sonst schweigen alle; man hört nur das Geräusch der Schritte, das eintönige Klappern der zinnernen Kochnäpfe, welche dasselbe im Takt begleitet.

Mit dieser Stille stellt sich auch der qualvolle, schreckliche Gefährte der nächtlichen Märsche ein: die Schlafsucht. Weh' dem Armen, den sie überfällt! Keine voraufgehende Ruhe, keine freundschaftliche Unterhaltung, kein belebender Trunk, keine Willenskraft widersteht ihr: man muß zuletzt unterliegen.

Seht jenen Offizier! Er kämpft seit einer Stunde gegen den Schlaf, aber unaufhaltsam schließen sich jetzt seine Augenlider — noch zitternd, dann schwer; die Kniee biegen sich unter ihm, der mühsam aufrecht getragene Kopf sinkt auf die Brust, die Arme hängen schlaff und kraftlos herunter. Der Geist umschleiert sich, die Vorstellungen sind getrübt, verwirren sich, formen sich eine aus der andern in seltsam bizarrer Weise. Vor seinem schlafumnebelten Blick schwanken die vor ihm und neben ihm wandernden Leute auf und nieder; die Bäume und Häuser an beiden Seiten der Straße, deren dunkle Umrisse kaum zu unterscheiden sind, zeigen sich ihm in wunderbar merkwürdiger Gestaltung. Sein Auge folgt noch immer einer Umfassungsmauer, die schon lange hinter ihm liegt, er meint ein großes, verfallenes Haus, ein Baumdickicht sich da erheben zu sehen, wo nichts ist. Zuweilen ragt plötzlich, mitten auf dem Wege, unmittelbar vor ihm ein gewaltiges Hindernis empor, ein riesiges schwarzes Ding, er begreift nicht, welcher

Art; aber er sieht es, es ist da, gerade hier, er muß mit dem Kopf dagegen fahren! Und er steht still, streckt den Arm aus, bewegt ihn hin und her ... ach, nichts! Dreißig, fünfzig, hundert Schritte weiter, — dann wieder übermannt ihn der Schlaf. Diesmal träumt er: Er glaubt allein zu wandern, ohne zu wissen wohin, oder er ist ganz wo anders, weit fort, vielleicht zu Hause, zwischen ganz andern Menschen, am Tage ... Plötzlich trifft das gleichmäßige Geräusch der Fußtritte sein Ohr, wie vorher hört er das Klappern der Kochnäpfe; er erwacht, blickt um sich, besinnt sich, gähnt, geht entschlossen weiter und — bald nachher — ach, wieder besiegt ihn die Ermüdung. Das Kinn auf die Brust gestützt, eine Hand in der Tasche, die andre am Griff des Säbels, marschiert er, der eignen Schwere nachgebend, mit ungleichen Schritten, stoßweise, hin- und herschwankend, drei nach rechts, vier nach links, — fünf — sechs — da fährt er an den Tornister eines Soldaten. Er schreckt auf, erwacht, sieht einen Augenblick den Mann mit weitaufgerissenen Augen an, wird sich der Wirklichkeit bewußt, fühlt sich beschämt, schüttelt im Mitleid mit dem eignen Selbst den Kopf und geht frisch und rüstig voran. Nach hundert Schritten — ganz dasselbe. Er stößt mit mächtigem Anprall gegen den vor ihm Wandernden, schlägt die Augen auf, sieht — Oh! bitte um Entschuldigung, Hauptmann! — Schadet nichts, das kann jedem passieren.

Ein Kamerad nähert sich uns. Eine Zeitlang gehen wir, ohne es zu bemerken, Seite an Seite. Dann: Bist du hier? Antwort: ein Grunzen. — Bist wohl müde? — Ein wenig. — Gieb mir den Arm. — Er thut's und nun zusammen, Schulter gegen Schulter gelehnt, vorwärts so gut es geht mit Sporenstichen, mit Wanken, häufigem Anprall. Bald überkommt uns von neuem der Schlaf, beide Köpfe neigen sich nach derselben Seite und stoßen sich ... Oh! — Wir lassen uns los.

Und rings umher alles schweigsam, finster, nur die zwei langen Reihen Lichter an den Seiten der Straße und immer dasselbe monotone Klirren.

Mit einemmal ruft eine zornige Stimme: „Hoch, das Licht!" Der die Laterne tragende Soldat hatte, von Müdigkeit besiegt, den Arm gesenkt und sein Gewehr auf den Kopf des Hintermannes fallen lassen. Er ermannt sich und hebt die Leuchte empor. — Dann wieder unterbricht ein sonores, langgezogenes Gähnen, dem Geschrei eines Esels sehr ähnlich, die Stille. Zwei oder drei Stimmen ahmen es spottend nach, ein Gelächter, und darauf wieder tiefes Schweigen.

Ein Stück weiter und eine scharfe Stimme versucht ein Lied anzustimmen. Eine ganze Flut von mißbilligenden Protesten wird aus allen Reihen laut: Das laß bleiben! — Ein andermal! — Schlaf' in Frieden! — Der zu unrechter Zeit inspirierte Sänger verschluckt das Ende der begonnenen Strophe.

Zwanzig Schritte vorwärts, da hört man einen lauten Schrei, dem wütendes Fluchen folgt. Was ist? — Wer war das? Ein Soldat hat sich das Schienbein ganz schauderhaft gegen einen Prellstein gestoßen. Und rund umher: „Sieh dich doch vor! — Ich wette, der geht mit geschlossenen Augen. — Hast du was gefunden? Dann halt's fest."

Bald darauf bricht die Queue der Kompanie in lautes Lachen aus, in das sich spottende Rufe mischen: „Was ist los? — Was ist da passiert? Ein armer Teufel, der an der Seite des Weges marschierte, schlummerte ein, schwankte und ist schließlich in den Graben gefallen. — Ist der tief? — Ja, wer kann's sehen! — Wir wollen einmal nachschauen! — — Vorwärts! vorwärts! was macht ihr da? Weiter! Er wird schon von selbst aufstehen. Und du da, willst du wohl die Laterne hoch halten!"

Schweigen, vorwärts, und immer diese dichte Dunkelheit, immer dieser kalte, scharfe, schneidende Wind, der ins Gesicht weht und uns erschauern läßt wie im Winter. — Ach, wie ich müde bin! Wie viel Uhr mag's sein? — Wohl zehn, vielleicht auch mehr. — Welch eine Nacht! Man sieht keinen verfluchten Schimmer. Du, Kamerad, seit wann sind wir denn eigentlich auf dem Marsch? Du, antworte mir doch! . . . Er schläft, er hört nicht; er kann sich den Hals gleich brechen . . . Wahrhaftig, ich bin auch müde. Ach! und nicht schlafen zu können! Wir gehen schon eine nette Zeit. Wie schauderhaft, so gar nichts zu sehen! Wenn man im Gehen schlafen könnte... Ob ich's einmal versuche . . . Diese Müdigkeit, oh Gott, diese schreckliche Müdigkeit! . . . Wie dunkel . . . dunkel . . . der Wind . . . schlafen . . .

Noch einen Augenblick und er wird in den Graben fallen. Trommelwirbel! Halt! Er ist glücklich entkommen. Schon liegen alle wie tote Körper auf dem Boden. Ganz gleich, wohin sie fallen, auf Steine, zwischen Dornen, in den Schmutz, wo es auch sei, alles ist bequem, alles rein, alles weich, alles köstlich. Dort auf einen Steinhaufen an der Seite der Straße hat sich in einem Nu eine ganze Sektion hingeworfen, einer über den andern, den Gewehrkolben unter dem Rücken, die

lederne Trinkflasche eines Kameraden unter dem Kopf, den Fuß des Feldwebels gegen das Gesicht gelehnt, den Tornister eines andern Gefährten in die Seite gebohrt, die Hand manchmal im Grase auf etwas sehr Verdächtiges gestützt . . . Aber was schadet's? Die Wollust des Schlafes ist so entzückend, so süß, so übermächtig, daß man an nichts andres denken kann, als denselben völlig zu genießen, als ihm Seele und Körper zu überlassen. Oh, die Wonne, die lange, qualvolle Sehnsucht endlich zu befriedigen. Durch alle Glieder zieht das wohlige Gefühl behaglicher Ermattung, angenehmer Schwäche.

Wenn auf jenen Punkt der Straße einen Augenblick der Strahl des Mondes fiele, welch seltsames Bild würde er dem Blick enthüllen. Ein Haufen Leichname scheint durcheinander hingeworfen zu sein; einige vornüber, andre auf den Rücken, diese lang ausgestreckt, jene zusammengekrümmt, hier und da Arme und Beine und Füße und Gewehre zwischen den Gliedern der andern hervorsehend; eine Mischung, die es uns schwer machen würde, unterscheidend zu bestimmen, wem die einzelnen Extremitäten gehörten.

Zuerst herrscht noch eine kleine Bewegung in der Körpermasse, ein wenig Rühren hin und her; jeder sucht, etwas rückend, die bequemste Stellung, und darüber entstehen kleine Zänkereien: „Geh' weiter, du, zum Henker! — Weg mit dem Bein da! — Zieh' den Fuß fort, siehst du denn nicht, daß der mir ins Gesicht fährt?" Das aber dauert nur wenige Augenblicke, dann sind alle still und ruhen im tiefen festen Schlafe. Zunächst hört man nur laute Atemzüge, dann tönt's wie unterbrochenes Aufschluchzen, dann folgt heiseres, dumpfes Stöhnen, zuletzt ein allgemeines Schnarchkonzert in allen Tönen, im Baß, Bariton, Sopran, in Vollklängen und Dissonanzen, sonor und schrill, eine wahre Höllenmusik.

Die Trommel: das Allarmsignal!

Niemand aus jenem Haufen hört's, niemand rührt sich; alle liegen still, unbeweglich, tot. — Ein neuer Wirbel! Hilft nichts, ruhig wie zuvor.

„Wartet, ich will euch jetzt einmal Beine machen!" schallt eine drohende Stimme. Da reckt sich hier ein Fuß, dort dehnt sich ein Arm, drüben schwankt ein Kopf, ein Leib dreht sich, gerade wie in einem Knäuel Schlangen, die sich langsam in der warmen Sonne umwenden. „Nun, wollt ihr euch erheben oder nicht?" wiederholt die Stimme zorniger als vorhin. Einer setzt sich aufrecht, ein andrer reibt sich die Augen mit der Handfläche, ein dritter tastet umher seine Mütze zu suchen, ein

vierter steht, ein fünfter, ein sechster . . . Alle auf den Füßen: Oh, endlich! Aber, ach Gott, wie es weh thut, so rauh aufgeweckt zu werden und sich gerade in dem Augenblick erheben zu müssen, da man anfing, die Ruhe zu genießen! Wo ist mein Käppi? — Und mein Gewehr? — Du, das ist meine Mütze! — Nein, Kamerad, dies hier ist deine. Wem gehört diese Flinte? Mir, gib her. — Nun muß ich noch meine Quaste haben! Und er sucht, er scharrt auf der Erde, zwischen den Steinen, im Graben, im Gras, zwischen den Büschen, keuchend, fluchend . . . Wieder Trommelwirbel, das Regiment marschiert.

Immer in derselben dichten Finsternis, immer in dem gleichen, kalten Winde, der die Haut erstarren macht, das Gesicht zusammenzieht. Mein Gott, was für eine Kälte! Man zittert ja wie ein gebadetes Huhn. Die Laternen sind alle ausgegangen, stichdunkle Nacht also! In welcher Verwirrung wohl die Kerle marschieren! Es ist ihr Glück, daß niemand sie sieht.

Nach halbstündiger, schweigsamer Wanderung entdeckt einer in weiter Ferne einen zitternden Lichtschimmer, der wie ein Glühwürmchen von Zeit zu Zeit verschwindet und dann wieder auftaucht. — Was kann's sein? — Wir gehen weiter — noch weiter — noch ein bißchen — noch eine kleine Strecke! Das Licht verdunkelt sich jetzt nicht mehr; es scheint größer und strahlt heller. — Siehst du es? — Ach, das ist die Laterne an der Spitze des Regiments. — Nein, nein, das ist eine Ortschaft. — Na, was für eine das denn wohl sein soll! — Nur vorwärts — vorwärts — vorwärts . . . Nun? . . . Ja, du hast recht, das ist ein Städtchen.

Die frohe Nachricht verbreitet sich; die Träumenden fahren empor, die Schläfer erwachen, es entspinnen sich sogar Unterhaltungen: „Ach! — Gott sei Dank, da sind schon die ersten Häuser, hier geht's hinein in den Ort, nun sind wir drin!" — Zur späten Stunde. Die Straßen liegen einsam; der laute, gleichförmige Marschtritt des einrückenden Regiments hallt laut durch diese stillen Gassen wieder. Häuser überall, aber alle verriegelt und verschlossen, als wären wir in einem von allen Einwohnern verlassenen Flecken. Aber wie wir weiter vordringen, öffnen sich doch rechts und links einzelne Thüren: wir sehen das trauliche Herdfeuer drinnen flackern, halb ausgekleidete Mädchen schüchtern die neugierigen Köpfchen herausstecken, Kinder herauslaufen, in der oberen Etage sich ein Fensterchen öffnen, und eine dunkle Gestalt nach der Ursache

der ungewohnten Unruhe ausspähen.... Ach, die ist aus dem Bett gesprungen, wo sie schlief, und wird sich gleich wieder zu ruhigen, schönen Träumen und behaglichem Schlummer niederlegen! Ach, das schöne Bett! Ich meine es zu sehen mit dem glatt über das Kopfkissen gelegten Laken und die duftende Frische der erst aus der Wäsche gekommenen Leinwandtücher zu riechen. Oh, glücklich wer darin schläft! Oh! wie herrlich, wenn ich mein Bett wiedersehe! Ja, dreifach gesegnet sind alle, die ein Bett haben!

Die erst gewundene enge Straße wird allmählich breiter und führt auf einen Platz. Wie prachtvoll er uns erscheint! Zwei Reihen wenden sich rechts, zwei links, alle schauen umher: Gruppen Neugieriger, einige offene Läden, drüben eine Kirche, das Rathaus, ein Säulengang, und dort, ach, des wehmütigen, sehnsuchterweckenden Anblicks! —: ein Café.

Sonderbare, aber wahre Empfindung! Kommt nur einmal in der Nacht nach langem, beschwerlichem Marsch durch eine größere Ortschaft, geht, müde, ermattet, durstig, mit Staub und Schmutz bedeckt, seit einiger Zeit dem Behagen ruhigen Lebens entwöhnt, an einem Kaffeehause vorüber, und auch ihr werdet eine Traurigkeit, eine Wehmut, fast ein Mitleid mit euch selbst fühlen und einen neidischen, schmachtenden, zornigen Liebesblick dorthin werfen, wie es die Kinder thun; lange Tage bewahrt dann noch euer Geist ein fast phantastisches Bild des Ortes, der Gegenstände, der Personen.

Hier war ein großes, hell erleuchtetes, von Spiegeln strahlendes Café, in dem sich höhere Offiziere im reichen Schmuck der Federbüsche und Schärpen, in vor Gold und Silber strotzenden Uniformen drängten; viele waren drinnen, andre standen an der Schwelle oder saßen draußen auf dem Platz, alle gestikulierten lebhaft und klirrten, laut sprechend, zugleich mit den Säbeln. Dichte Rauchwolken stiegen empor, man sah und hörte das Entkorken der Bierflaschen, das geschäftige Hin- und Herlaufen der Kellner, die glühend rot, atemlos, ganz verwirrt schienen durch die große Zahl und die Vornehmheit der Gäste; fortwährend gingen die von draußen hinein, die von drinnen hinaus, riefen einander zu, plauderten miteinander, daß in dieser beständig kreisenden Bewegung die einzelnen kaum mehr wissen konnten, wo ihnen der Kopf stand; während auf dem Platz eine Volksmenge mit staunenden Augen, offenen Mundes auf die dekorierten Uniformen, auf die glänzenden Tressen bewundernd schaute.

Im Hintergrund des Cafés, in einer ein Tempelchen

bildenden Ecke, saß an einem Tischchen, von jüngeren Leutnants umgeben, ein schönes Mädchen, auf deren Antlitz Koketterie und Schüchternheit reizend miteinander stritten: beschämt und stolz fühlte es sich als Gegenstand so ungewohnter Huldigungen, so vieler Artigkeiten, so mancher inniger Beteuerungen, so mancher kühnen Bitte, und freute sich des Bewußtseins, daß sich um seinetwillen diese schlanken Taillen anmutig bogen, diese Beine mit den eng anliegenden Gamaschen so zierlich bewegten.

Unsre Augen richteten sich sehnsüchtig auf jene liebliche Gestalt, jenes süße Gesichtchen, so lange wir es nur sehen konnten. Ein solches Antlitz erweckt in solchem Augenblick uns keine sinnlichen Gedanken und Bilder, sondern nur eine matte, melancholische Sehnsucht nach Liebe und Frieden, in der wir uns allein, verlassen, mutlos fühlen. Die Erscheinung der Frau erinnert uns lebhaft an die teure, ruhig behagliche Glückseligkeit des häuslichen Lebens, mit der verglichen unser rauhes Soldatenleben uns recht unglücklich vorkommt, denn gerade in solcher Stunde durchkosten wir nur dessen Mühsal und Bitterkeit, nicht seinen vielfachen Trost, seine stolze Begeisterung, und halten uns fast selbst für unglücklich. Jenes Antlitz ruft uns das Bild unsrer Mutter, unsrer Schwestern oder eines andern teuren Wesens zurück, und wenn es uns entschwindet, neigen wir nachdenklich das Haupt und sind recht traurig. Die Dunkelheit scheint sich schwer auf unsre Brust zu legen, uns den Atem zu benehmen, wir sehen immer wieder zum Himmel auf, ob er noch nicht hell werden will; wir sehnen uns nach unsrer Mutter, nach der Sonne, und glauben in unsern schwermütigen Phantasien, daß wir gern auf immer entschlummern möchten.

Das Regiment hat das Städtchen verlassen. Immer dieselbe Finsternis rings umher, immer noch derselbe Wind! Von Lichtern ist keine Rede mehr, die sind längst verloschen. Also? Sollen wir der Truppe denn in dieser kalten Nacht bis zur Etappe folgen und dort der Wiederholung der Szenen beiwohnen, die wir bis jetzt gesehen haben? Das thue, wer Lust dazu hat; ich lasse sie jetzt ihren Weg weiter wandern, wünsche ihr, daß sie einen guten Lagerplatz finde, dort wohlschmeckende Rationen verzehre und einen langen, ruhigen Schlaf genieße, denn wahrlich, diese armen Soldaten bedürfen desselben und haben ihn sich verdient.

Die italienische Armee in der Cholerazeit

1867.

Jedesmal wenn ich wieder daran denke, was unsre Truppen im Jahre 1867 für unser Vaterland gethan und gelitten haben und ich wieder die lebhafte Bewunderung und Dankbarkeit empfinde, welche damals die Nachrichten neuer Handlungen der Barmherzigkeit, des moralischen Mutes in mir erweckten, kommt mir der Zweifel, ob nicht diese heroischen Handlungen schon in Vergessenheit geraten oder sogar zum großen Teil unbekannt geblieben seien, denn die Einzelheiten sind zu wenig öffentlich besprochen, um die Achtung, das Lob zu finden, welches sie in so vollem Maße verdienen. Die Nation hat vielleicht die Erinnerung an diese edlen Züge in einen allgemeinen Begriff zusammengefaßt: Das Heer that viel Gutes — gerade wie sie nach einer Schlacht in dem Namen eines Generals Tapferkeit und Ruhm von hunderttausend Soldaten feiert. In dieser Annahme werde ich bestärkt, wenn ich bedenke, wie das Land, das bei einem Kriege nur Zuschauer ist und manches beobachten kann, bei der Cholera zugleich Mitwirkender und Opfer des furchtbaren Trauerspiels war, also natürlich nur wenig auf jene zahlreichen, flüchtigen, einzelnen Thaten achtete, deren Zweck groß und edel, deren Wirkungen jedoch der Größe des Leidens gegenüber immer nur verschwindend klein blieben.

Ich möchte nun manchen einzelnen Zug meinen Mitbürgern mitteilen oder ins Gedächtnis zurückrufen; dazu treibt mich nicht so sehr der Gedanke an die stolze Freude, mit der ich — als Soldat und als Bürger — eine so ruhmvolle Seite

in der Geschichte des italienischen Heeres schreiben werde, als vielmehr das lebendige Bewußtsein, eine Pflicht der Gerechtigkeit zu erfüllen, indem ich solche Tugend, solche im stillen geübte Opfer verkünde, und überdies die Ueberzeugung, daß es nicht vergebens, nicht unnütz sein kann, ein glänzendes Beispiel aufzustellen, nach dem sich der Mensch und der Bürger bei einem nationalen Unglück richten mag.

Gegen Ende des Jahres 1866 hoffte man in Italien, daß die Cholera, welche in mehreren Provinzen gewütet hatte, im nächsten Jahre nicht wieder ausbrechen würde. Sie aber suchte uns hartnäckiger und furchtbarer heim als zuvor; Sizilien besonders litt am meisten, und von dieser Provinz werde ich fast ausschließlich schreiben, um mit mehr Ordnung und größerer Kürze vorgehen zu können.

In den beiden ersten Monaten des Jahres 1867 forderte die Seuche einzelne Opfer in der Nachbarschaft von Girgenti, besonders in Porto Empedocle; von dort verbreitete sie sich über diese ganze Provinz nach Caltanisetta und nahm im Mai entsetzlich zu durch die übermäßige Hitze, welche infolge großer Trockenheit herrschte. Im Juni ließ sie in den Ortschaften von Caltanisetta nach, aber ergriff die Provinzen Trapani, Siracusa, Catania, im Juli Palermo, im August Messina. Inzwischen eilte sie durch ganz Italien und richtete namentlich in Reggio am Ende des Jahres die letzte furchtbarste Verheerung an.

Sowie sich die ersten Anzeichen in Girgenti und Caltanisetta zeigten, führte der General Medici, der Kommandeur der Division von Palermo, als hätte er den schrecklichen Lauf der Epidemie vorhergesehen, alle die hygienischen Vorsichtsmaßregeln aus, welche das Kriegsministerium vorgeschrieben hatte: Er teilte kleinere Detachements ab, damit kein Ort ohne Truppen wäre; er ließ überall Lazarette für Cholerakranke, Hospitäler für Arme, Häuser für Rekonvaleszenten an den abgelegensten, gesundesten Plätzen eröffnen. Ueberall ernannte er Kommissionen für Gesundheitspflege; er schrieb in den Kasernen die strengste Reinlichkeit und fleißige Desinfektionen vor; machte es jeder einzelnen Kompanie zur Pflicht, den bürgerlichen Autoritäten bei den Kordons gegen die Verschleppung der Krankheit ihre Dienste zu leisten, sowie der Bürgerwehr in der Sorge für die öffentliche Sicherheit beizustehen; er verbesserte die Verpflegung der Soldaten durch tägliche Rationen von Kaffee und Wein; endlich ermahnte er die Offiziere, die Gemüter der Soldaten vorzubereiten auf das Leben voll Opfer,

Gefahren, Mühen, das jeder in seinem Herzen schon ahnte, jeder schon mit einer durch die Erfahrungen des vergangenen Jahres gestärkten, ergebenen Seele erwartete. Aehnliche Vorsichtsmaßregeln trafen die meisten Divisions-Kommandeure der übrigen italienischen Provinzen; überall errichtete man Hospitäler, desinfizierte Kasernen; überall waren Aerzte und Offiziere thätig; wie vor Ausbruch eines Krieges herrschte überall Unruhe und Geschäftigkeit, überall lebhafte Erregung, das aufregende Bewußtsein, am Vorabend verhängnisvoller Ereignisse zu stehen.

Aber wie bereit auch immer das Heer und mit ihm mutige, redliche Bürger waren, dem Vaterland Gutes zu thun, drei furchtbare, feindliche Gewalten kämpften lange erfolgreich, dies Werk unwirksam zu machen: Aberglaube, Furcht, das Elend bei allen Völkern, zu allen Zeiten die eifrigen Gefährten des Todes.

In den meisten Ortschaften, besonders in den kleineren, wichen die Bürgermeister, die Schulzen, die Glieder der Obrigkeit von ihren Posten beim ersten Auftreten der Cholera. Die Reichen, die Wohlhabenden, alle diejenigen, welche am besten dem Volke hätten helfen können, flohen aus den Städten in ihre Landhäuser. Ja, nicht nur reiche Leute, sondern alle, die es erschwingen konnten, einige Tage ohne Arbeit zu leben, mieteten sich, vielleicht mit den schwersten Opfern, eine Wohnung, eine Hütte, ein Loch, ganz gleich welcher Art, nur entfernt von der Stadt, womöglich von jeder andern Behausung.

Sich selbst überlassen, durch die Furcht der Fliehenden geängstigt, irrten auch die Armen wie in wilder Flucht auf den Feldern umher, elend und hungerig. Der allgemeine Schrecken wurde durch die Erinnerung an das Unglück der letzten Jahre vergrößert; man prophezeite noch Schlimmeres; vom Beginn der Krankheit an wurden die Berichte ihrer Wirkungen übertrieben; auf dem Lande erzählte man Entsetzliches aus den Städten, in den Städten vom Lande.

Wie es nun mit der in den Ortschaften zurückgebliebenen Bevölkerung bestellt war, kann man sich denken. Da mit Ausnahme weniger Städte jede Kommunalverwaltung aufgehört hatte, wurden bald die notwendigsten hygieinischen Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt. Und selbst wo noch eine Behörde und einzelne verständige Bürger den guten Willen hatten, Einrichtungen gegen Verbreitung der Krankheit zu treffen, konnten dieselben wenig erreichen, weil die Bevölkerung, welche jede Verordnung für unnütz hielt, nicht mit bei der Ausfüh-

rung helfen wollte. Dazu kam, daß die meisten Orte ohne Aerzte, ohne Apotheker geblieben waren, daß in allen, auch in den größeren, allgemeines Elend herrschte infolge der Hungersnot des vorigen, der schlechten Ernte des letzten Jahres, der ungeheuren Sterblichkeit unter dem Vieh. Ein großer Teil der Kaufleute hatte falliert, der Bau der Eisenbahnen lag unterbrochen, die Fabriken standen still; die Arbeiter fanden keinen Verdienst; zuerst wurden die Läden für Luxusgegenstände, dann auch die für das Notwendige geschlossen; hunderte von Familien sahen sich gezwungen, nur von Gras und indischen Feigen zu leben: überall Hunger, Mutlosigkeit, todbleiche Gesichter!

Um das Maß des Unglücks zu häufen, verbreitete sich der alte Aberglaube und faßte tiefe Wurzeln, daß die Cholera die Wirkung von Gift sei, ausgestreut auf Befehl der Regierung, welche das Volk in diesen südlichen Provinzen immer für einen Feind hält, der ihm, um sich am Ruder zu bewahren, beständig heimlich zu schaden trachtet — ein trauriger Glaube, verschuldet durch frühere Bedrückung.

In Sizilien verstärkte diesen Aberglauben die Ueberzeugung, die Regierung wolle sich für die September-Rebellion rächen, so daß alle Sanitärgesetze einen erbitterten Widerstand in der Bevölkerung zu bekämpfen hatten. Derselben galt jede Handlung als Attentat, jeder Befehl als schändliche Absicht, ein Nichts wurde ihr Bekräftigung des Verdachts, ein Beweis der Giftmischerei. Krankenhäuser, Desinfektionen, die Untersuchungen der Beamten: alles bildete Ursache der Furcht, des Mißtrauens, des Abscheus. Da die Armen sich nur in der Todesnot, wenn jede Hilfe umsonst war, ins Hospital bringen ließen, starben die meisten dort; Grund genug, die Arzneien Gift, die Aerzte Mörder zu nennen. Lieber also verlassen, ohne Hilfe, ohne Trost umkommen! An Ansteckung glaubten sie nicht: darum wohnten in engen, schmutzigen Wohnungen, den schrecklichen Brutstätten der Pestilenz, zahlreiche Familien, Gesunde und Kranke durcheinander. Sie verbargen ihre Leichen, entweder, weil es ihnen widerstrebte, dieselben auf den Friedhöfen, statt, wie es sonst hier geschah, in den Kirchen beerdigt zu sehen, oder in der thörichten Meinung, die an der Cholera Gestorbenen seien nur scheintot. Mit List leiteten sie die Nachforschungen der Behörden auf falsche Spur; mit Gewalt trieben sie die Schutzleute fort, welche die verwesenden Leichen aus den Häusern tragen sollten, sie warfen ihre Toten lieber in die Brunnen, scharrten sie heimlich auf den Höfen ein. An einzelnen Orten, sei es aus Nachlässigkeit der Behörden oder

aus Mangel an Leuten, die sich dem frommen Werk unterziehen wollten, blieben die Leichname, selbst wenn ihre Verwandten den Sterbefall nicht verbargen, vergessen in den Häusern, unbegraben auf den Friedhöfen, oder mit wenig Erde bedeckt, und verpesteten die Luft in der Nähe auf eine Weise, daß niemand dorthin gehen wollte, daß man gezwungen war, einen andern Begräbnisplatz zu wählen.

Leider nährten Bourbonisten und Klerikale heimlich diese blinden Vorurteile. Polizeibeamte, Karabinieri, Soldaten, Steuereinnehmer, sie alle waren der Giftmischerei verdächtig; ja in einigen Gegenden Siziliens war es sogar jeder Italiener vom Kontinent, in andern jeder Fremde ohne Unterschied. Aufrührerische Proklamationen, zur Rache, zum Blutvergießen aufreizend, wurden verbreitet und angeschlagen. Von Zeit zu Zeit sammelte sich der Pöbel, mit Sensen, Piken, Flinten bewaffnet, durchstürmte in wildem Aufruhr die Gassen, mit Mordbegier nach Giftmischern zu fahnden; er griff die Kasernen an, stürzte in die Häuser der Aerzte und plünderte dieselben, eilte in die Apotheken zu roher Zerstörung; er brach in das Rathaus, zerriß das Nationalbanner, verbrannte Akten und Papiere, zwang die Wachen der Bürgerwehr, mit ihm das Land nach Spuren von Giftmischern zu durchstreifen, und wenn er glaubte, solche ausfindig gemacht zu haben, forderte er mit dem Dolch an der Kehle von ihnen die Namen ihrer Mitschuldigen, durchbohrte die Unglücklichen, schleifte die Leichen mit sich fort und verbrannte dieselben schließlich in den Gassen und auf den Plätzen. Ganze Familien, der Giftmischerei angeklagt, wurden plötzlich nachts von tobenden Horden überfallen, Greise, Frauen, Kinder sanken erwürgt hin, ohne sich für schuldlos erklären, ohne nur um ihr Leben flehen zu können; ihre Häuser wurden verbrannt, die Trümmer zerstreut. In Via Grande, in Bellparso, in Gangi, in Monreale, in Morano und in vielen andern Ortschaften sind diese schrecklichen Rebellionen und furchtbaren Bluttbaten vorgekommen.

Täglich fand das Volk einen Stein, einen Lumpen, irgend einen Gegenstand, den es für giftgetränkt hielt. Eine Menschenmenge eilte mit diesem Beweis zur Behörde, rief Doktoren und Apotheker zur Untersuchung und erging sich in Drohungen, in Gewaltthaten, wenn die Resultate derselben nicht mit ihrer vorgefaßten Meinung übereinstimmen wollten. In einzelnen Orten stieg der rasende Aberwitz des Pöbels zu solcher Höhe, daß viele Bürger in beständiger Gefahr, sich gezwungen sahen, Proviant einzukaufen, sich in ihren Wohnungen zu

verbarrikadieren, verborgen und eingeschlossen gleich Gefangenen zu leben. Dies erweckte nur größern Argwohn: die Häuser wurden gestürmt, ein Kampf folgte. Wo die Krankheit milder auftrat, wurden die der Giftmischerei Angeklagten nur geschimpft, geschlagen und vor die Richter geschleppt. Dann geschah es zuweilen, daß diese, durch die allgemeine Erbitterung geängstigt, nicht wagten, die Menge zu ermahnen, der Unglücklichen zu schonen, sondern ängstlich antworteten, wie z. B. in dem Dorfe San Nicola: die Leute möchten thun, was sie für gut hielten. Und kaum waren diese Worte ausgesprochen, so lagen auch schon die Armen blutüberströmt, so gemißhandelt auf dem Boden, daß sie kaum noch Menschen ähnlich sahen. Hatten doch auch die nicht entflohenen Behörden, wenn wir die der Hauptstädte ausnehmen, jegliche Autorität verloren; sie sahen sich außer stande, die notwendigsten Maßregeln durchzuführen und waren gezwungen, jeden Willen, jeden Wunsch des Pöbels zu erfüllen. Zuerst verlangte die Bevölkerung, daß keine lebende Seele in ihren Ort eingelassen würde; wenn dann infolge der strenggezogenen Kordons bald aller Handel stockte, mußten dieselben sogleich gänzlich aufgehoben werden, bis die schnelle Zunahme der Seuche sie wieder dazu brachte, die Kordons einzurichten. So ging es mit allen Maßregeln: heute angeordnet, wurden sie morgen zurückgenommen, je nachdem die wankelmütige Menge dieselben nach eingebildeten Anzeichen für schädlich oder nützlich hielt.

Kurz, überall herrschte Verwirrung, überall das traurige Schauspiel des Elends und Schreckens. Haufenweise durchzogen Bettler das Land, verlassene Kranke und Leichen lagen auf den Feldern, die Dörfer waren nicht halb bewohnt, in den Städten hörte Handel und Verkehr auf, schwieg das fröhliche Geräusch der Arbeit, Thüren und Fenster waren verriegelt, die Luft erfüllte der ekelhafte Geruch der Desinfektionsmittel, überall herrschte tiefe Stille, nur unterbrochen von dem Stöhnen der Armen und Kranken, dem Aechzen der Sterbenden, dem Geschrei des aufrührerischen Volkes. So sah es in den meisten Provinzen Siziliens und Südneapels aus und wahrlich, das Bild, das ich entworfen habe, gibt die schrecklichen Farben der Wirklichkeit nur verblaßt wieder.

Das schmerzlichste Gefühl, das uns die Erinnerung an jene schrecklichen Tage erweckt, bleibt aber das Bewußtsein, daß an dem traurigsten Unglück weniger die Krankheit selbst, als die rohe Unwissenheit der Menge, die thörichte Verzagtheit der meisten Bürger schuld war. Die furchtbarste, obgleich

nicht nutzlose Erfahrung jenes Unglücks bleibt die Erkenntnis, daß wir auf dem Wege der Zivilisation beträchtlich weiter zurück sind, als wir gemeint haben, und daß wir entschlossener und stetiger fortschreiten müssen. Es würde schwer sein zu beweisen, daß bei ähnlichen Gelegenheiten in viel weniger zivilisierten Zeiten als die unsrigen der Wahnwitz der Masse weiter gegangen sei und daß jetzt mehr als in früheren Tagen der Instinkt über die Vernunft, die Liebe über die Selbstsucht, die Pflicht über die Furcht gesiegt habe.

Und was that die Armee?

Die allgemeine Unordnung und Angst hatten den Mut der Bösewichter und Briganten erhöht, die kühn in Städten und Dörfern Gewaltthaten verübten. So sahen sich die Truppen von den verschiedensten Pflichten in Anspruch genommen, alle gleich gefährlich und schwierig. Die numerische Stärke der Korps, schon gering gegenüber den Anforderungen gewöhnlicher Zeiten, erwies sich als völlig ungenügend, um den Dienst in den Hospitälern, beim Sanitärkordon, zum Schutz der öffentlichen Sicherheit zu verrichten. Doch mußten alle diese Dienste geleistet werden, indem möglichst kleine Abteilungen geschaffen wurden, so daß meistens die Soldaten nie zwei Nächte hintereinander in der Kaserne schliefen, nicht mehr zu bestimmten Stunden ihre Mahlzeiten nahmen, sondern nur aßen, wo und wann sie konnten. Also fortwährende Bewegung, fortwährende Ermüdung gerade in einer Zeit, die so viel Rücksicht, so viel Ruhe erheischte. Natürlich litt die Gesundheit der Leute darunter, aber solcher Dienst blieb doch wenigstens an regelmäßige Ordnung geknüpft; viel härter war derjenige, der sie oft mitten in der Nacht durch den tollen Lärm der Volksaufstände rief. Dann mußte eine kleine Zahl Soldaten der hundertfach überlegenen bewaffneten Menge entgegentreten, die wütend an die Kasernenthüren schlug, Steine gegen die Fenster schleuderte, die das Gebäude mit Feuer bedrohte und wüste Schmähungen ausstieß: Tod den Giftmischern! Tod den Volksmördern! Plötzlich schallten solche Rufe in die stillen Schlafräume; erschreckt fuhren die Schläfer empor, ergriffen ihre Waffen, die Offiziere eilten herbei, nun ging's im Fluge die Treppen hinunter und im schnellen Angriff gegen die Menge. Diese öffnete sich, zerstreute sich, um sich mit Steinwürfen brüllend und tobend wieder zu sammeln, bis sie von neuem zurückgetrieben wurde. So ging es stundenlang, oft die ganze Nacht hindurch bis zum folgenden Morgen. Zuweilen, bei kleineren Zusammenläufen, gelang es den unbewaffnet dem Volk ent-

gegentretenden Soldaten wohl, durch gute Worte, freundliche Ueberredung etwas auszurichten, doch oft wurden sie dabei bedrängt, daß sie ins Haus nach Waffen eilen mußten, oder die Aufrührer flüchteten in Gebäude, schossen aus den Fenstern und ein Handgemenge folgte. Tags beständige Anstrengungen, Nachts kurzen, unterbrochenen Schlaf, immer Schrecken und Gefahren.

Außerdem mußten in den meisten Ortschaften die Soldaten die Leichen aus den Häusern holen, auf ihre Regimentskarren laden und begraben. Mit den Bajonetten hatten sie sich oft Eingang zu erzwingen, mit Gewalt die Bauern zu bewegen, Hilfe zu leisten, wo ihre Arme nicht ausreichten.

In allen Kompanien wurden Kollekten für Bedürftige veranstaltet, Brod und Suppen verteilt oder wenigstens Stroh, alte Kleider, die Reste der eignen Rationen gegeben. In manchen Korps errichtete man dauernde Hilfskomitees, Offiziere brachten Hilfe und Rat in die Häuser, Soldaten boten sich freiwillig zum Beistand in den Hospitälern und Privathäusern an und thaten mit freudigem Mut ihre Pflicht. Wo die Apotheker geflohen waren, bereiteten Soldaten Arzneien unter Aufsicht der Militärärzte; wo die Verkaufsstellen für Nahrungsmittel geschlossen waren, erbrachen sie dieselben, besorgten Proviant, überwachten den Verkauf. Häufig, in Dörfern wie in Städten, kneteten sie den Teig, schoben das Brod in die Oefen, eine Arbeit, der sich niemand unterziehen wollte, in der Furcht, daß Hitze und Schweiß Cholera brächten; ja, zusammen mit den Karabinieri, fegten sie auch die Straßen und reinigten die Häuser. Ein weniger demütiges, aber nicht minder ungewohntes Amt fiel den Offizieren zu, welche in den von den Behörden verlassenen Dörfern dieselben ersetzten, oft als Aerzte, immer als Armenpfleger, als Missionare der Zivilisation inmitten einer verdummten, verbitterten Menge auftraten.

Die Militärärzte hatten außer der Sorge für die Soldaten fast überall auch die für das Volk, dessen Vorurteil und Widerwillen sie stets erst durch Bitten und Zureden bekämpfen mußten. Die Kommandanten der Korps, immer in Bewegung, immer in Gefahr, eingeengt, durch tausend Schwierigkeiten, durch tausend Sorgen bedrückt, fürchteten immer für ihre weit zerstreuten Leute. Ach! Und dazu für alle der bitterste Schmerz: täglich so viele für immer scheiden zu sehen, so manchen braven Soldaten, so manchen guten Kameraden, so manchen langjährigen Freund!

Um diese nur eben angedeuteten Werke der Barmherzig-

keit recht zu würdigen, muß man besonders wissen, in welcher Weise, aus welchem Herzen heraus dieselben gebracht wurden, meinen doch manche in den edelmütigsten Handlungen der Soldaten nur die augenblickliche, notwendige Wirkung der befehlenden, züchtigenden Disziplin zu sehen, nicht die natürlichen, freiwilligen Regungen des Herzens, welche gerade diese Disziplin erweckt, veredelt und zeitigt. Gewiß, in gewöhnlichen Tagen, wenn der Soldat nicht den Nutzen des von ihm geforderten Dienstes begreift, wenn er nicht die Notwendigkeit eines Opfers von seiner Seite versteht: dann mag wohl der Wunsch des Vorgesetzten die Wirkung eines Befehls, die folgende That nicht den Wert freien Willens haben; das aber war nicht der Fall in dieser Cholerazeit. Die Gemeinen sahen, daß das Heil des Landes in ihren Händen lag, daß nur sie Hilfe leisten konnten; für jedes Geldstück, für jeden Bissen Brot, das sie gaben, fanden sie eine abgemagerte Hand gierig ausgestreckt; der stete Anblick neuen Elends hielt ihr Mitleid in Erregung. Die Vorschriften der Vorgesetzten konnten nie so weit gehen, wie die Thaten der Soldaten, denn es gibt Opfer, die sich durchaus nicht befehlen lassen. Wenn es scheint, als ob die Farben des Bildes, welches ich dem Leser zeigen will, zu grell, zu phantastisch wären, erinnere ich an das einstimmige Zeugnis der Bevölkerung und versichere, daß ich wahrheitsgetreu nach den Berichten meiner Freunde und Waffengefährten erzähle, deren stolze Dankbarkeit, wenn sie von den edlen Thaten der Soldaten sprachen, sich im Glanz der Augen, im Beben der Stimme verriet und mir jene tiefe Ueberzeugung einflößte, mit welcher mein Herz meiner Feder diktiert.

Gewöhnlich fanden sich die Kompanien nur abends zur Stunde des Zapfenstreiches im Schlafraum vereinigt. Während sie auf das Trommelsignal zum Appell warteten, erzählten die Leute einander, auf den Betten sitzend, an die Fenster gelehnt oder in einer Gruppe mitten im Zimmer, was sie am Tage erlebt hatten. Das fröhliche Lachen, die lustigen Lieder, die lärmende Munterkeit von sonst hörte man nicht dabei; nur einzelne Ausrufe der Verwunderung, des Mitleids tönten aus dem halblauten Geflüster zwischen den langen Pausen. Die später ankommenden Soldaten legten ruhig Gürtel und Käppi ab und traten an die Gruppen heran, wo fast jeder von einem neuen Unglück zu berichten hatte.

„Wißt ihr schon?“ — hieß es. — „In Grammichele ist ein getöteter Karabiniere von Soldaten in einem Graben ge-

funden, sein Gesicht soll nicht mehr zu erkennen gewesen, seine Arme und Beine von Hunden angenagt sein?“ — „Warum mögen sie den gemordet haben?“ — „Nun, weil er die Leute vergiftete,“ und ein bitteres Lächeln zog die Mundwinkel der Umstehenden zusammen. „In Belpasso ist ein Beamter getötet.“ — „In Ardore wurde ein Hauptmann der Bürgerwehr und der Leutnant Gazzone in Stücke gerissen.“ — „In einem andern Ort ist eine Proklamation an die Mauer geheftet, in der es heißt, daß alle Soldaten bis auf den letzten umgebracht, alle Kasernen von Grund aus zerstört werden müssen — weil sie Giftmischer sind.“

Trommelwirbel schallten! Die Kompanie trat an zum Appell, aber die Hälfte der Leute fehlte; der Furier verlas die Namen, und bei jedem, der unbeantwortet blieb, erklärte der Unteroffizier du jour, welcher mit dem Notizbuch in der Hand bei ihm stand: „Krankenwärter im Lazarett — Auf Feldpatrouille — Dienst auf dem Kirchhofe — Tot —“ und diesem letzten Worte folgte aus den Reihen ein Murmeln des Mitleids, eine Bewegung erschreckter Ueberraschung. — „Ruhe!“ rief der Furier, Achtung auf den Dienst für morgen!“

Dann las er die Namen fast aller der Gegenwärtigen. Niemand rührte sich; nur zuweilen konnte wohl einer, wenn er hörte, wie er zum Krankenwärterdienste bestellt sei, ein Gefühl des Schauderns nicht unterdrücken und blickte kopfschüttelnd auf. — „Was ist dir?“ fragte rauh der Sergeant, der das bemerkte. — „O . . . nichts“ — „Still also!“ Der Arme rührte sich nicht mehr, ein ernsterer Protest kam auch bei dem Unlenksamsten nicht vor.

An den Abenden der Tage, an denen die Cholera eine reichere Ernte an Leben als gewöhnlich unter den Truppen gehalten hatte, standen jene Soldaten starr wie Statuen, ihre Gemüter weniger schmerzerfüllt als gleichsam betäubt durch das Uebermaß des Unglücks. „Und der?“ fragte der Verlesende. „In dieser Minute an der Cholera erkrankt, ins Lazarett gebracht.“ — „Und der?“ — „Hier!“ antwortete der Gerufene aus den Reihen mit bebender Stimme, in der man die Wirkung der schmerzlichen Nachricht spürte.

An solchen Abenden pflegte der Offizier einige Worte ermutigenden Trostes zu sprechen, dann folgte eine leichte Bewegung in den Reihen, welche gleichsam einen Dank bedeutete. Beim Fortgehen fügte er, unwillkürlich seinem Gefühl nachgebend, ein: „Gute Nacht“ hinzu, wobei ihm die Soldaten mit einem Blick nachsahen, der mehr ausdrückte als das freund=

liche Wort. Wie oft, wenn er sie verließ, sagte der Offizier für sich seufzend: Ach, vielleicht sind morgen die braven Jungen nicht alle mehr da! Wie oft, wenn die Soldaten ihm nachsahen, wie er blaß und zitternd aus der Thür ging und hinter ihm sein Bursche, dessen Antlitz schmerzliche Ahnung ausdrückte, sagten sie zu einander: „Ach! Vielleicht sehen wir unsern Leutnant nicht wieder!“

Darauf verteilte der Furier die Briefe. O, ein Brief von daheim damals, in jener Zeit! Die Glücklichen, die ihre Namen hörten, konnten kaum ihre Freude zurückhalten, die andern streckten, ungeduldig mit den Füßen scharrend, die Hände aus.

„Mir! — Geben Sie mir meinen! — Bekomme ich ihn noch nicht!“ .... „Ruhe! Bleibt auf eurem Posten,“ schrie der Furier. Und gleich standen alle wie Bildsäulen und zügelten gewaltsam den ungeduldigen Eifer. Einen Augenblick noch sah der Furier sie zornig an, dann verteilte er die ersehnten Schreiben, schweigend löste sich die Kompanie auf und jeder begab sich zur Ruhe.

Zu einer späteren Stunde hörten einige, die noch nicht schliefen, in den großen, stillen Stuben ein Geräusch leiser Schritte und geflüsterter Stimmen; sie hoben den Kopf und sahen den wachthabenden Offizier und Sergeanten durch die Reihen der Betten schreiten, bei den leeren innehaltend, Fragen und Antworten auszutauschen; im Begriff, den Raum wieder zu verlassen, standen beide, wie in gleiche Gedanken vertieft, noch zögernd auf der Schwelle. „Wenn etwas vorfallen sollte,“ sprach der Offizier, „benachrichtigen Sie mich gleich; hoffentlich wird nichts sein“ — „Hoffentlich nicht,“ doch der Seufzer, der diese Worte begleitete, deutete nicht auf Hoffnung, und nur allzuoft war die Furcht wohl begründet. — Eine Stunde später erweckten banges Stöhnen und Klagerufe die Soldaten, sie eilten nach einem Lager, der wachhabende Offfzier, der Doktor kamen herbei, es wurde Platz gemacht, und vier Leute trugen einen Sterbenden auf einem Strohsack hinaus; noch einen Augenblick erregtes Flüstern, dann wieder alle ins Bett und Stille wie vorher. Am Morgen fragten sie besorgt: „Nun, Herr Sergeant?“ — „Tot,“ hieß es. — „Tot!“ Und sie sahen einander an.

In mehreren Korps kam es zu wiederholten Malen vor, daß zu gleicher Zeit ein Offizier und dessen Bursche erkrankten; überall folgte, wie mir hundertmal erzählt ist, eine ähnliche Szene wie die folgende: Der Furier meldete am

Abend die traurige Thatsache. „Wer will den Offizier bedienen?“

„Ich!“ — „Ich!“ — „Ich auch!“ — „Aber was redest du noch, wenn ich es doch schon gesagt habe?“ — „Oh, bitte, ich kann mich doch auch melden, wenn ich will!“ — „Ich habe es aber zuerst gethan!“ — „Aber ich —“

„Wollt ihr endlich schweigen?“ ruft der Sergeant. „Du kannst es übernehmen,“ wobei er auf den deutete, der zuerst sich angeboten hatte. Der lächelte triumphierend und die andern mußten sich resignieren.

Der großmütige Krankenpfleger saß nun lange Tage und Nächte am Lager des Patienten. „Wer hat dich geschickt?“ fragte dieser, wenn er zum Bewußtsein kam. — „Ich wollte selbst gerne kommen.“ — „Und warum?“ — Oh, welche Antwort lag dann in den ausdrucksvollen Augen des Soldaten, mit welcher Empfindung drückte er die abgezehrte Hand, die sich ausstreckte die seine zu suchen! Manchmal jedoch kehrte er nach wenigen Tagen in die Kaserne zurück, setzte sich so wie er da war auf sein Bett und stocherte mit dem Ladestock im Licht herum, eine Beschäftigung, bei der man den Kopf gesenkt halten und die Augen verbergen kann.

Die Offiziere besuchten fleißig die erkrankten Gemeinen in den Lazaretten und gingen meist zusammen, damit sich keiner zurückgesetzt fühlen sollte, wenn er seinen Kameraden durch solchen Besuch getröstet sah. Diese Besuche wurden ein Bedürfnis für die armen Kranken. Sehnsüchtig blickten sie nach der Thür, wenn die gewohnte Stunde nahte und immer leuchtete bei der freundlichen Stimme ihrer Vorgesetzten ein Schimmer von Hoffnung und Trost in ihren Augen auf.

Die Pfleger in den Militärhospitälern waren alle Soldaten, in vielen Ortschaften mußten sie diese Pflicht dazu auch in den Zivilkrankenhäusern ausüben, überall da, wo sich niemand aus der Bevölkerung zu diesem Dienst finden lassen wollte, selbst nicht durch die größten Lohnversprechungen, denn die Todesfurcht vertrieb sogar die Geldgier, wie sie jede Regung des Mitleids längst hatte verstummen lassen. Die Soldaten boten sich freiwillig an. Der Offizier du jour fragte: „Wer will gehen?“ Die halbe Kompanie machte einen Schritt vor oder hob die Hand. Wurde diese Aufforderung auf dem Exerzierplatz in Gegenwart vieler Menschen an ein ganzes Bataillon gerichtet, bot die Antwort ein feierliches Schauspiel.

Eines Tages standen sechs oder sieben Kompanien des dreiundfünfzigsten Infanterieregiments in Schlachtordnung auf-

gereiht am Fuße des Berges Pellegrino bei Palermo, als der Oberst vor dieselben sprengte und ein Zeichen machte, daß er zu sprechen wünsche. Die Offiziere geboten Schweigen und jener erzählte von dem unglücklichen Zustande der Stadt, von dem Mangel an Krankenwärtern, von der Pflicht jedes guten Bürgers, Hilfe in dieser Not zu leisten, und schloß: „Ich fordere keinen Gehorsam, ich mahne euch nur zu einem Opfer, ihr seid frei, ja oder nein zu antworten, wie euch das Herz gebietet. Ehe er zustimmt, muß auch ein jeder wohl die eigne Seelenkraft prüfen und bedenken, daß das Amt eines Krankenwärters ein edles, aber gefahrvolles ist, das man mit vollem Mut und ernstem Willen oder gar nicht übernehmen soll. Diejenigen unter euch, die sich anbieten, mögen sich neig . . ."

In einem einzigen Augenblick neigte sich die ganze Schlachtlinie wie auf Kommando und vierhundert Gewehre waren hoch über die Köpfe gehoben.

Am schönsten zeigte sich die Barmherzigkeit der Soldaten in der Fürsorge für die Armen.

„Wenn ich nach der Kaserne ging," erzählte ein Offizier vom vierundfünfzigsten Regiment, „begleiteten mich ganze Scharen Armer; Frauen mit den Kleinsten an der Brust, daneben Kinder mit ausgestreckten Händen, weinend und jammernd. Weitere Haufen Bettler erwarteten mich an der Kasernenthür, umringten mich, faßten meine Rockschöße, betäubten mich mit Jammern und Bitten. Mit der größten Mühe konnte ich mich nur von ihnen befreien, oft allein durch Hilfe der wachthabenden Soldaten, die sie mit Drohungen, manchmal mit den Bajonetten zurücktreiben mußten, daß ich schnell, ehe sie wieder heranliefen, ins Haus schlüpfen konnte. Manche dieser Unglücklichen saßen den ganzen Tag vor der Thür auf der Erde, einige sogar während der Nacht, niemand fehlte zur Stunde der Mahlzeit, wenn die Soldaten ihre Näpfe mit den Resten der Suppe herausbrachten. Dann war es unmöglich, die Verwirrung, das Geschrei mit Gewalt zu stillen. So hungerig, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnten, wollte ein jeder sich einen Löffel Suppe sichern und stieß den andern zurück, Greise, Frauen, Kinder, alle durcheinander, alle abgemagert, mit halb blödem, halb sinnlosem Ausdruck, der zugleich Furcht und Mitleid erweckte, alle schmutzig, zerlumpt, halb nackt, in schaudereregendem Zustande. In diesen Augenblicken konnten die Soldaten sie nicht zur Ordnung bringen, aber war erst wieder ein wenig mehr Ruhe eingetreten, riefen sie die Frauen und Kinder, welche gewöhnlich nichts bekommen

hatten, einzeln beiseite und gaben ihnen etwas zu essen, wobei sie alle sonst Anstürmenden fernhielten. Diese Szenen wiederholten sich jeden Tag, während die Soldaten, die sich auf der Straße blicken ließen, so von Bettlern umdrängt wurden, daß sie nur im Kasernenhof gehen mochten. Doch waren sie noch lieber in einer Stadt, wo die Armen ihnen keine Ruhe ließen, als dort, wo diese sie in der Furcht vor Gift flohen, denn so fanden sie doch wenigstens die innere Befriedigung, welche aus dem Mitleid erblüht. Jeder gab selbst Almosen, so viel in seinen Kräften stand und sowie sich die Gelegenheit darbot, und immer, wenn meine Mittel nicht ausreichen wollten, und ich mich gezwungen sah, in dringenden Fällen mich an die Wohlthätigkeit meiner Leute zu wenden, war jeder einzelne bereit, alles zu opfern bis auf seine letzte Zigarre und das bißchen Wein, den er Sonntags von den in der Woche ersparten Pfennigen trank.

Ich vergesse nicht, wie ich unter ihnen die letzte Kollekte machte für eine Familie kleiner Waisenmädchen, das älteste war zwölf Jahre, deren Eltern die Cholera schnell hinweggerafft hatte.

„Sehen Sie, ob Sie etwas zusammenbringen können," sagte ich zu dem Sergeanten. — „Ach," meinte der, „das wird kaum möglich sein, sie haben selbst nichts mehr."

Er ging in den Schlafraum, wo die Leute im Kreise auf der Diele wie um einen Tisch saßen, essend und plaudernd.

„Achtung!" rief er. Sie schwiegen: „Gestern morgen sind hier sechs Mädchen Waisen geworden. Wer will helfen, daß sie nicht Hungers sterben?"

Die Soldaten sahen einander an, als wollten sie sagen:

„Was können wir noch geben? Den Deckel des Abrechnungsbuches zum Kochen?"

„Nun, antwortet doch."

Ein Soldat stand auf, zeigte einen Soldo und fragte: „Wollen Sie den?"

„Das ist immer etwas. Sonst jemand?"

„Wenn ein Soldo gebraucht werden kann, den habe ich auch noch," rief ein zweiter. „Genügt ein Soldo," meinte ein dritter. „Freilich." — „Den können Sie haben." — „Von mir auch." Einer nach dem andern reichte seinen Soldo, den der Sergeant einzeln mit einem Bravo! Gut! Vorzüglich! in Empfang nahm.

„Nun fehlt aber doch etwas," sagte er dann.

„Was?"

„Brot.“

„Brot? Oh, wenn es weiter nichts ist!“ und jeder schnitt eine kräftige Scheibe von seinem Schwarzbrot ab.

„Wo legen wir es hin?“ meinte einer.

Ein Korporal nahm einen Ladstock und steckte alle Brotschnitten darauf. Die Soldaten lachten.

„Wer bringt es den Kindern?“ fragte der Sergeant.

„Der Schönste!“ rief einer und alle stimmten lachend bei.

„Na, der Schönste! Geht zum Kuckuck; wer stellt diese Schönheit vor?“

„Ich!“ rief ein Neapolitaner, der für den Häßlichsten der Kompanie galt; unter dem Lachen seiner Gefährten steckte er das Geld in die Tasche, nahm den Stock mit Brot und näherte sich der Thür. Alle klatschten in die Hände. Er drehte sich wieder um: „Nun? Hört ihr endlich auf? Schämt euch, hinter einem Menschen her zu spektakeln, der Werke der Barmherzigkeit thut.“ Damit ging er, und ein neuer Ausbruch der Heiterkeit folgte ihm.

„Ach, Herr Leutnant,“ meinte der Sergeant, der mir auf der Treppe begegnete und nicht wußte, daß ich alles mit angehört hatte, „was haben wir für gute Jungen in der Kompanie!“

So berichtet, wie gesagt, ein Offizier des 54. Regiments; viele andre könnte ich nennen, die ähnliche Thaten der Barmherzigkeit verrichteten. Trotz alledem wurde auch damals die Regierung gefragt: warum sie ein so „kolossales“ Heer unter Massen halte; ob sie das Land durch Bajonette zu zivilisieren denke? Ob es nicht besser sei, die nutzlosen Kasernen in Hospitäler zu verwandeln? Ob das viele für Auszahlung des Soldes gebrauchte Geld nicht lieber das allgemeine Elend lindern sollte? und so weiter. Und solche Fragen stellte man, während der Soldat sein Brot mit dem Armen teilte, während er für das Wohl des Landes kämpfte, litt und starb. Zuweilen boten die Behörden den Truppen zum Dank für deren aufopfernde Leistungen die geringen Summen, über welche sie verfügen konnten. Dieselben jedoch wurden immer zurückgewiesen. Ich erwähne nur eine Thatsache unter vielen gleich gut verbürgten. Der Magistrat von Licata hatte hundert Lire an die 9. Kompanie des 57. Regiments gesandt.

Am Abend des 14. August begab sich der Hauptmann Pompejus Praga in den Schlafraum, als der Appell verlesen wurde, und teilte den Leuten das Anerbieten des Magistrats mit. „Morgen vor dem Frühstück — schloß er — soll die Verteilung stattfinden.“

„Herr Hauptmann . . .“ murmelte jemand in den Reihen.

„Wer hat gesprochen?“ Keine Antwort. „Nun, wer hat gesprochen?“

„Ich“ — sagt ein Soldat schüchtern.

„Was willst du?“

„Ich meine nur . . . für mein Teil . . .“ — er suchte auf den Gesichtern seiner Kameraden nach einem Zeichen der Zustimmung — „für uns kommt es am Ende nicht auf einen Soldo mehr oder weniger an . . . ich denke . . . es wäre besser . . .“

„Weiter!“

„Es gibt hier so viele Arme.“

Sowie die übrigen seinen Vorschlag begriffen, flüsterten sie: „Gewiß . . . Er hat recht . . . Es wäre viel besser, dies Geld den Armen zu geben!“

„Hört!“ nahm der Hauptmann wieder das Wort: „Sagt mir aufrichtig eure Meinung, ihr müßt nicht glauben, daß ihr mir ein Gefallen erweist, wenn ihr diese Summe ausschlagt. Ihr habt sie euch redlich und mühsam genug verdient, ihr thut ganz recht sie anzunehmen, ich will euch gewiß nicht davon abraten. Wenn nur einer unter euch dies Geld bedarf, mag er es mir freimütig wie einem Freunde sagen; ich werde den, der es annimmt, nicht geringer schätzen, als den, der es verweigert. Will es nicht einer?“

Die ganze Kompanie erwiderte einmütig: „Keiner!“

„Nicht einer unter euch?“ und er sah sie forschend an.

„Keiner!“

„Bravo! Dann werde ich dem Rat anzeigen, daß die 9. Kompanie des 57. Regiments den Armen von Licata hundert Lire Almosen schenkt.“ Dasselbe geschah in Aosta, in Hanna, an vielen andern Orten, die ich nicht einzeln aufzähle, um nicht meine Zeilen mit Namen zu füllen. Nur des braven Zamela, eines Sappeurs vom Ingenieurkorps, gedenke ich noch, der, als er von den Leiden seiner Vaterstadt Messina hörte, dem Bürgermeister 30 Lire schickte und dabei schrieb: „Dies Geld erhielt ich, weil ich die Cholerakranken meines Regiments mitpflegte; mehr habe ich nicht, aber dies Schärflein gebe ich von Herzen für die Armen meiner Heimat.“

Solche Werke der Wohlthätigkeit sind immer lobenswert, selbst wenn sie aus dem Wunsch nach Dankbarkeit und Liebe entstehen. Wenn aber Mitleid mit Haß gelohnt wird, wenn die Wohlthat als Verbrechen, die Gabe als Hinterlist gilt und der Beargwöhnte doch nicht müde wird zu trösten, zu ver-

zeihen, dann hat er einen größern Anspruch auf Achtung, auf Lob, als gewöhnliche Tugend verdient. In den meisten Ortschaften glaubte man, daß die Soldaten auf Befehl der Regierung das Gift verbreiteten, und die Bevölkerung fluchte ihnen.

Freilich mußte man schließlich wohl erkennen, daß auch das Militär starb, daß in den Hospitälern nicht alle umkamen, daß die Entlassenen nicht aufhören konnten, die sorgsame Pflege zu rühmen, und so schwieg in der letzten Zeit der wahnsinnige Aberglaube. Zuerst aber war die Ueberzeugung so eingewurzelt, daß ein Zweifel an der Thatsache gar nicht erlaubt schien, daß jeder bereit gewesen wäre, einen Eid abzulegen. Den deutlichsten Beweis sah der Pöbel gerade in der Mühe der Soldaten, überall zu helfen, ohne doch dazu gezwungen zu werden; solche Aufopferung mußte Maske, mußte ein Vorwand für einen bestimmten Zweck sein; der Soldat, dies Werkzeug einer feindseligen Regierung, würde dem Armen, dem Kranken nicht eine hilfreiche Hand leisten, ohne ihm mit der andern den Tod zu bieten.

Eine der Städte, wo diese unheilvolle Ueberzeugung am festesten wurzelte, war Catania.

Dort konnten die Soldaten nur mit mehreren vereint bei einem Gange durch die Straßen sicher vor Gewaltthaten sein; nur im Notfall wagten sie sich in eine weitere Entfernung von der Kaserne, nie vor die Thore, denn dort wären sie ganz gewiß angefallen worden. Zornige Blicke trafen sie immer. Gruppen lösten sich bei ihrer Annäherung, die Umstehenden flüsterten einander zu: „Da sind sie“ und eine lautere Stimme warnte: „Nehmt euch in acht.“ Die ihnen Begegnenden drehten schnell um oder wichen mit einem Umweg aus, sie aus der Ferne in großer mit Schauer und Furcht gemischter Neugierde betrachtend. In den Stadtteilen der Armen schloß man, sowie sie in Sicht kamen, Thüren und Fenster und spähte verstohlen durch die Spalten, die Frauen riefen ängstlich ihre auf der Straße spielenden Kinder hinein, trugen die Kleinsten schnell ins Haus, die Jungen liefen fort und schnitten im Umdrehen Grimassen. Waren die Soldaten vorüber, öffneten sich die Thüren wieder, argwöhnisch blickten die Leute heraus und beruhigten einander mit Zeichen. Oft drohte eine geballte Faust aus dem Fenster, oft tönten zornige Worte, Schimpfreden, Flüche hinter ihnen her, und wenn sie sich schnell umwandten, blickten alle Gesichter ganz gleichgültig zu den Wolken empor; oft flog auch statt der Worte ein Stein an ihren Ohren

vorbei; fragten sie, wer der Thäter gewesen, so wußte niemand davon, keiner wollte das geringste bemerkt haben.

Um Lebensmittel zu holen, konnten die Karren nur bestimmte, bewachte Straßen passieren, denn sie brachten ja Giftmassen; um den Kameraden auf Wache ihr Essen zu bringen, mußten Umwege gemacht werden, denn in gewissen Stadtteilen erweckte der Anblick der Kochtöpfe den größten Verdacht; im Nu umringte sie der Pöbel, zwang die Träger von dem Inhalt zu kosten, einen Teil zur Untersuchung zurückzulassen. Das geringste Zeichen, das thörichtste Wort genügte, den Verdacht in eine Gewißheit zu verwandeln, die zu wahnsinnigen Ausschreitungen führte.

Eines Tages bemerkten einige Weiber in einer abgelegenen Straße einen Soldaten mit einem Paket unter dem Arm ein Haus betreten, wo ein cholerakrankes Kind lag. Sogleich kamen ihnen die seltsamsten Vermutungen: Was trägt er? Wie argwöhnisch er sich umsah! Welch scheuen Blick er hatte! Natürlich wußte jeder von etwas Auffälligem zu berichten. Sie eilten nach der Thür des Hauses. Was, verschlossen? Das vergrößerte den Verdacht. Sie klopften: niemand öffnet! Kein Zweifel mehr, dort geschieht ein Verbrechen! Sie schreien, rütteln am Schloß, schleudern Steine gegen die Fenster, im Augenblick ist ein mit Stöcken, Beilen, Messern bewaffneter Haufen versammelt, erbricht die Thür, drängt ins Gebäude. Da öffnet sich schnell ein Fenster im ersten Stock; ein Mann in Hemdsärmeln steht auf dem Brett, schreit laut auf, springt auf die Straße hinunter, fällt, steht wieder: „Da drinnen vergiftet uns ein Soldat!“ ruft er entsetzt den ihn umgebenden Leuten zu, bahnt sich einen Weg, rennt wie unsinnig und verschwindet. — Es war der Verfolgte, der in diesem Hause einer Wäscherin ein Bündel Wäsche vom Feldwebel bringen wollte.

Einige Tage später ging ein Bursche mit dem Mittagessen zu seinen Leutnant, der krank war. In einer Hand hielt er eine Flasche mit Arznei, in der andern die vier Zipfel eines Tischtuches mit Schüsseln darin. Er passierte eine kleine Gasse. Alle beobachteten ihn, einige folgten ihm; Weiber hielten ihn an und verlangten zu wissen, was er trüge. Unvorsichtigerweise antwortete er ungezogen: da lagen Flasche, Tischtuch, Schüsseln unter den Füßen einer wie durch ein Zauberwort aus allen Löchern herbeigeströmten Menge; der arme Soldat mußte Gott danken, daß er sich mit seiner Waffe durchhelfen konnte, daß er mit einer Schramme im Gesicht, einem Steinwurf gegen den Rücken entkam.

Ein andermal, als drei Soldaten vor einigen einzelnen Häusern außerhalb der Stadt vorübergingen, neigte sich einer liebkosend zu einem Kinde, das sich eine kleine Grube im Sande machte, und sagte: „Hübscher Junge!“ Eine Frau in der Nähe sieht diese Bewegung, stürzt nach der einen Wohnung und schreit mit aller Kraft: „Schnell, schnell! Die Soldaten bringen dein Kind um!“ Ein Ruf des Entsetzens von drinnen — ein Weib eilt heraus, wirft sich mit einem Verzweiflungsschrei auf den Knaben, reißt ihn empor, jagt ins Haus zurück, schließt die Thür, erscheint am Fenster atemlos, das Gesicht totenbleich, die Augen voll Schrecken, murmelt mit halberstickter Stimme: „Verfluchte!“ und verschwindet. — Die andre Frau aber ist inzwischen nach Hilfe gelaufen, so daß die armen Burschen, welche erst ganz starr und betäubt stehen, ohne Zeitverlust daran denken müssen, sich in Sicherheit zu bringen, denn schon zeigen sich die Vorläufer des rächenden Pöbels.

Bauern auf der Jagd nach Giftmischern trafen einen Soldaten auf dem Felde; sie rannten sogleich auf ihn zu und er thörichterweise wandte sich zur Flucht. Sie holten ihn ein, schleppten ihn unter Drohungen mit fort, bis sie ihn an die Mauer eines einsamen Hauses lehnten.

„Wo ist das Gift?“ brüllten zehn Stimmen zugleich. — „Ich habe ja keins,“ antwortete er leichenblaß. Sie rissen ihm Mütze und Krawatte ab und stießen seinen Kopf gegen die Mauer.

„Ich habe kein Gift,“ versicherte er bittend. „Das wollen wir sehen,“ knirschten die Wütenden, knöpften seinen Rock, sein Hemd auf, zerrten fluchend und tobend an dem Gürtel, bis er sich löste. So durchsuchten sie ihn, schlugen ihn, fuhren mit Messern über seine Haut, der kaum mehr Kraft besaß, sich aufrecht zu halten, der wie ein Toter mit schlotterndem Kopf und Armen nur noch leise murmelte: „Mein Bajonett ... ich weiß nichts von Gift ... laßt mich in Frieden ... meine Kleider!“ Sie würden ihn unfehlbar getötet haben, wenn nicht eine Patrouille im letzten Augenblick herbeigeeilt wäre.

Und diese Thatsachen gehören dabei zu den weniger ernsten Fällen, denn in Catania wurde doch das Blut der Truppen nicht vergossen, ein Verbrechen, das in vielen andern Ortschaften vorgekommen ist. Wie müssen damals die Empfindungen der Soldaten, welcher Art ihre Gedanken, ihre Gespräche gewesen sein, wenn sie sich so von denen verabscheut sahen, denen sie ihre Ruhe, ihre Gesundheit, ihr Leben opferten!

Auch da, wo sie nicht selber im Verdacht standen, lag

ihnen die schwere Pflicht ob, das Leben andrer Bürger vor Gewalt zu schützen. Fast täglich galt es, eine wütende, blutdürstige Menge zu beruhigen, zu entwaffnen, ihren Händen halbtote, ja oft schon ermordete Opfer des tollen Aberglaubens zu entreißen. Wenn kein Beistand mehr möglich war, kämpften sie um die Leichen, welche sonst verstümmelt durch die Straßen geschleppt, den Tieren oder dem Feuer zur Beute fielen. Einzeln warfen sie sich in den rasenden Haufen, überredeten, baten, wo Drohungen vergebens waren, wo Gewalt nur neues Blutvergießen herbeigeführt hätte, eine traurige Thatsache, die sich doch nicht immer vermeiden ließ; doch wurde manches Leben gerettet, manche Handlung tierischer Wut verhindert.

Ein Beispiel wird genügen: In Bocca di Falco, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Palermo, herrschte die Seuche und mit derselben der unselige Verdacht, der sich bestimmte Namen zuflüsterte. Ein armer Krämer trug die Haare länger, die Kleidung anders wie andre Menschen, sprach wenig, hatte rauhe Manieren und eine kühne Haltung — Indizien genug, ihn als Giftmischer zu kennzeichnen. Eines Tages, als die Krankheit auf einen höheren Grad als gewöhnlich gestiegen war, trafen mit Stöcken und Hacken bewaffnete Bettler, die fest entschlossen waren, mit den verruchten Giftmischern ein Ende zu machen, auf jenen Krämer. Sie umringten ihn: „Nun, wie viele hast du heute abgefertigt?“ fragte einer. Der Unglückliche begriff und hoffte sich durch ein Scherzwort zu retten. — „Zehn!“ sprach er ernst. Das war genug. Einer schlug gegen den Kasten mit Nadeln und Bändern, der um seinen Hals hing, daß alles fortflog. „Das für jetzt! Nun zeig' uns erst, womit du Menschen mordest.“ —

„Ich? Mir scheint, ihr seid es, die mich morden.“ — „Ha, also wir!“ Ein kräftiger Schlag gegen sein Kinn füllte ihm den Mund mit Blut, eine Hand umspannte seine Gurgel, eine andre faßte seine Haare, ein Hagel von Fußtritten, von Faustschlägen traf ihn.

„Gib uns deine Mitschuldigen an, Meuchelmörder!“ Von allen Seiten drängten sie gegen ihn an; er blutete, ein Röcheln der Todesangst entrang sich der gequälten Kehle. „Bekenne, bekenne!“ Da scholl lautes Rufen von der andern Seite der Straße.

Dort hatte eine zweite wütende Schar noch einen Giftmischer getroffen; für einen Augenblick wandten sich alle um: Der Gemißhandelte stieß mit den Ellbogen zwei fort, die ihm zur Seite standen, stürzte in die Thür des Hauses, vor dem

sich das Drama abspielte, und schließt dieselbe. Schreiend verfolgt ihn der Pöbel, bearbeitet die Thür mit Steinen und Hacken.

Der Hausierer flüchtete sich inzwischen in eine Stube im Erdgeschoß, von wo eine Frau durch das Fenster alles mit angesehen hatte. Beim plötzlichen Erscheinen des Giftmischers glaubte sich diese sterbend; in verzweifelter Wut, in der Kraft der Todesangst warf sie sich sogleich auf den Eintretenden, umschlang seinen Hals: ein furchtbarer Kampf mit Bissen und Kratzen folgte. Beide fast erdrosselt, fielen sie wie zwei wütende Tiere in furchtbarer Umarmung auf den Boden; ohne sich loszulassen, wälzten sie sich umher, bald der eine, bald die andre oben. Von draußen streckten sie die Arme durch die Gitter des Fensters, versuchten das Opfer zu ergreifen, brüllten schreckliche Verwünschungen, die Thür begann zu krachen, nachzugeben . . . da — „Soldaten! Soldaten!“ Schnelle Schritte näherten sich, Bajonette glitzerten, eine mächtige Stimme rief: „Hier, Brot für alle.“ Die angreifenden Arme verschwanden, die Schläge gegen die Thür hörten auf, das Weib lag erschöpft, der Krämer war gerettet.

Der Kommandeur, dem Nachricht von dem drohenden Unheil zugegangen war, hatte eiligst seine Leute zusammengerufen, jeden ein Brot nehmen lassen und stillte nun den Tumult mit Drohungen und Barmherzigkeit. Hier waren die Soldaten nicht gehaßt, sondern als Wohlthäter empfangen; die ausgehungerten Armen verzehrten jetzt schweigend ihr Stück Brot, während eine Wache im Hause zurückgelassen wurde.

Das schwerste Amt für die Soldaten war das Begraben der Toten, eine Pflicht, die die größte Entschlossenheit, einen ernsten Mut erforderten. Oft erschien mitten in der Nacht ein Bote mit der Nachricht, daß in einem bestimmten Hause Leichen entdeckt seien, die niemand besorgen wollte und die doch schleunigst fortgeschafft werden müßten, ehe die fortschreitende Verwesung das Begraben unmöglich mache. Trommelwirbel erweckte die Kompanien, ein Fähnlein wurde zusammengerufen, Laternen angezündet, Karren geholt, der wachthabende Offizier stellte sich an die Spitze des Zuges, und nun vorwärts! Einsam lagen die Straßen, das bezeichnete Haus verschlossen und verlassen. Nach langer Mühe sanken die Thüren eingeschlagen zusammen und ein entsetzlicher Pesthauch strömte den Eintretenden entgegen. — — Weiter! Einer mit der Laterne voran, die andern langsam hinterher, die Hand auf den Mund, der Blick vorsichtig umherschweifend. Ausgestreckt auf der Erde,

auf Stroh, auf Lumpen liegen die Leichen übereinander . . . Die Gesichter schwarz, die Glieder geschwollen, oft keine menschliche Aehnlichkeit mehr zu erkennen. Ach, das ist ganz etwas andres, als die von Mitrailleusen durchbohrten, von Kugeln zerrissenen Toten auf dem Schlachtfelde zu sehen! Da schallen ringsumher die Rufe von tausend Kameraden, das Regimentsbanner weht über uns, die Seele jauchzt auf in Begeisterung, man sieht die Toten kaum, oder das Herz grüßt sie: Leb' wohl, Bruder! und es geht weiter. Aber hier in der dunklen Nacht beim Laternenschein, wie furchtbar ist das Bild des Todes! Mancher weicht schaudernd zurück, sein Blick verschleiert sich, seine Arme zittern: „Oh! Freund!" — spricht er zum Nachbar — „ich kann's nicht." Dann ruft der Offizier ermutigend: „Frisch daran, Kinder, es ist nur die erste Ueberwindung!" Bald ist man auf dem Wege zum Kirchhof. Dort wird schweigend eine Grube gegraben; man hört nur das Aufstoßen der Hacken, das Niederfallen der von den Schaufeln in die Höhe geworfenen Erdschollen, und darauf müssen noch einmal die unförmlichen Massen erfaßt werden; der eine leuchtet, ein zweiter steht auf dem Karren, die andern fassen von unten an, und zehn Schritte davon würde man kaum etwas außer einem dumpfen Geflüster und ab und zu eine lautere Stimme gehört haben: „Nur Mut! — Achte auf deine Hände!" Sonst tiefe Dunkelheit, tiefes Schweigen.

„Warum" — fragte bei der Rückkehr einmal ein Soldat — „müssen denn wir gerade die begraben?" — „Na, weil die andern es nicht thun!" antwortete ein Korporal im Tone tiefster Ueberzeugung. Darauf war nichts mehr zu erwidern, alle schwiegen.

In Sutera, einem Flecken in der Provinz Caltanissetta, lag eine Abteilung vom 54. Infanterieregiment, kommandiert vom Leutnant Eduard Cangiano. Am Morgen des 22. Juni kommt ein Mann atemlos in der Kaserne an: „Ach, Herr Leutnant!" fleht er: „ums Himmelswillen, helfen Sie uns! Hier in der Nähe, in Campofranco, ist die Cholera ausgebrochen, die Hälfte der Einwohner ist geflohen, die Straßen liegen voll von Toten; da sind weder Aerzte noch Totengräber, keine Nahrungsmittel . . . nur furchtbares Elend. . . . Die von der Cholera verschont bleiben, müssen vor Hunger sterben. . . . Ach, kommen Sie, kommen Sie bald!"

Schnell ist ein Peloton bereit, ein Sergeant wird mit wenigen Leuten zurückgelassen, die andern machen sich auf den Weg, der circa eine Meile lang sich schlängelnd durch die Felder

führt. Die Sonne strahlte, die Soldaten wanderten schweißtriefend einer hinter dem andern in beschleunigtem Tempo und hörten auf den Bauer, der dem Führer immer von dem traurigen Schauspiel erzählte.

„Nur guten Mut," sagte dieser ab und zu. „Die Klagen nützen nichts, jetzt bedarf es der Thaten." Von weitem sah man Männer, Frauen, Kinder durch die Felder irren, auf die Truppen deuten, stillstehen, fliehen, vor- und rückwärts laufen wie Verfolgte in fassungsloser Furcht. Je mehr sich das Fähnlein dem Dorfe näherte, desto dichter wurden die Scharen, desto mehr wuchs die Erregung, der Lärm; ganze Familien wanderten umher, Hausgerät mit sich tragend, hinter sich her schleppend; einige, die sich zum Ausruhen niedergesetzt hatten, sprangen beim Anblick der Soldaten erschrocken auf, andre sanken ermattet hin; die schon weiter Entfernten wandten sich rückwärts und streckten fluchend die Hände aus. „Ach, Herr Leutnant," rief der Führer, „dies ist noch nichts!" — „Schadet nicht, wir sind auf das Schlimmste gefaßt." — Die ersten Häuser zeigten sich, gleich vorn an in der Straße lagen zwei Leichen vor der Thür einer unbewohnten Hütte. Wie die Soldaten den Ort betraten, verschwanden alle dort vorher sichtbaren Menschen in die Häuser, schlossen sich Fenster und Thüren, schrieen Weiberstimmen, jammerten Kinder, sammelte sich am entgegengesetzten Ende der Straße der Pöbel, um sich alsbald in wilder Flucht zu zerteilen: „Schnell zehn von euch von der andern Seite herumgelaufen und die Leute gehalten!" rief Cangiano. Zehn Soldaten rannten durch eine Nebengasse, die andern zogen weiter.

„Wir thun keinem ein Leid!" schrie der Befehlshaber laut; „wir wollen hier helfen, wird sind Freunde. Kommt, ihr guten Leute, kommt heraus!"

Hier und da öffnete sich ein Fenster, eine Thür, einzelne begannen vorsichtig herauszutreten, wenn die Soldaten vorüber waren. Aus den Häusern tönten Jammerrufe, in den Straßen lagen Unglückliche, durch Hunger entkräftet, oder von der Seuche ergriffen, bewegungslos und betäubt, dazwischen allerlei Hausgerät und Gerümpel. In allen Seitengäßchen, welche in die Felder führten, stieß man auf Leichen, mit ein wenig Stroh, etwas Erde, einigen Lumpen bedeckt; manche lagen halb noch im Hause, halb auf der Straße. „Sehen Sie nur, Herr Leutnant, oh, sehen Sie!" rief der Führer kläglich. „Es soll alles besorgt werden, nur Geduld!" antwortete Cangiano.

Jetzt kam die Schar der Flüchtlinge, welche die vorhin

abgesandten zehn Soldaten zurückgetrieben, dem Offizier entgegen. Dieser ließ seine Leute sich in Reih und Glied stellen und erwartete sie. Es waren arme, bleiche, abgemagerte Gestalten, deren Züge den Ausdruck tiefen Leidens, zusammen mit tierischer Wildheit und tödlicher Ermattung trugen. „Wir wollen von hier fort,“ rief einer, als sie zehn Schritte vor den Truppen Halt machten, und die ganze Menge wiederholte den Ruf. „Warum denn?“ fragte Cangiano entschlossen. „Ihr müßt bleiben, um einander zu helfen; gemeinsamem Unglück begegnet man durch gemeinsame Hilfe, es darf nicht ein jeder nur an sich denken; wir sind hier, euch beizustehen.“ — „Wir wollen aber fort,“ klang es wieder und der ganze Pöbel drängte vor. „Zurück!“ befahl der Offizier mit entschlossener Ruhe. „Hört meinen Rat: Die Frauen, die Kinder gehen nach Hause, die Männer bleiben und helfen bei der Beerdigung der Toten.“

„Nein, wir wollen nicht sterben!“ erwiderte die Menge und bewegte sich mit verworrenem Geschrei, als wären sie im Begriff, sich auf die Soldaten zu stürzen. — „Ihr wollt es also?“ donnerte der Befehlshaber, „gut, es sei . . . Legt an!“ — Seine Truppen hoben die Gewehre, während der Volkshaufen im Nu zerstreut durch die Gassen eilte.

„Hier gilt es Mut und Entschlossenheit,“ sagte Cangiano, „die Hälfte von euch bringen mit Gewalt so viel Menschen als möglich zurück, denn die Toten müssen beerdigt werden; die übrigen begleiten mich!“

Nun eilten sie in die Wohnungen, suchten Schaufeln, Hacken, brachten Bänke und Bretter, um die Leichen darauf befördern zu können, während einige auf dem Kirchhof Gruben schaufelten, andre die Straßen von dem größten Unrat säuberten.

Cangiano mittlerweile hielt alle ihm Begegnenden an, bat, ermahnte, befahl, tröstete mit liebreichen Worten. Er fand das zum Hospital bestimmte Haus, ließ es aufräumen, Betten aus verlassenen Wohnungen dorthin bringen, und klopfte endlich, von vier Soldaten begleitet, an alle Thüren, um zu bitten, ihn die Kranken fortbringen zu lassen, indem er alle mögliche Sorgfalt für dieselben und Hilfe für deren Familien versprach — sie wollten nicht hören; er bot Geld, er drohte — alles umsonst! — Da erbrachen sie die Thüren, bemächtigten sich der Kranken, hielten mit Waffengewalt die Angehörigen zurück.

Nach unsäglicher Mühe war schon eine gute Zahl im Hospital untergebracht und einige Soldaten zu ihrer Pflege zurückgelassen, bis wirksamere Hilfe von Caltanissetta kommen

konnte, als auch die vorhin abgesandten Leute wiederkehrten mit einer kleinen Menge, die sie gewaltsam aufgehalten hatten. Nun mußten die Männer Hand anlegen, und bald wurde mehr Ordnung geschaffen, Reinlichkeit hergestellt, die Kranken waren besorgt, die Toten begraben. Die Einwohner standen zuerst erstaunt und argwöhnisch, einzelne schlichen verstohlen heran und begannen, als sie die Gestaltung der Dinge sahen, freiwillig bei der Reinigung der Straßen zu helfen, manche umstanden den Offizier, schweigend, aber doch zum Dank, zur Bitte bereit. Er hörte nicht auf, durch Trost, durch Versprechungen zu ermutigen: „Unterstützt doch die armen Jungen, die für euch sich abmühen, bringt die Flüchtlinge heim, ihr sollt sehen, der Bürgermeister, die Aerzte, die Bäcker, sie alle sind bald wieder da, es kommt auch Hilfe aus Caltanisetta, wir, eure Brüder, eure Mitbürger stehen euch bei!"

Solche Worte verhallten nicht nutzlos. Viele gingen an die Arbeit, viele eilten den Geflohenen nach, andre klagten: „Ach, uns hungert .... wir haben kein Brot!" — „Ich weiß, ich weiß, aber nur Geduld, das kommt auch, die Soldaten schaffen Vorräte von Sutera her, nur dürfen wir inzwischen nicht müßig sein." Dann dankten die Armen, um doch gleich wieder zu klagen, zu flehen.

Plötzlich lief ein Soldat herbei und flüsterte Cangiano etwas ins Ohr. Noch galt es, eine schwere Probe der Barmherzigkeit, der Festigkeit abzulegen. Der Offizier hielt es für das Beste, die Sache möglichst in der Stille zu besorgen, er riet den Anwesenden, hier ruhig die Sendung aus Caltanisetta abzuwarten, rief fünfzehn bewaffnete Soldaten, ließ zwanzig Männer mit Schaufeln mitkommen und ging dem Ende des Dorfes zu. Dort lag eine kleine verlassene, verschlossene Kirche. Die Pforte wurde eingeschlagen, und schauernd fuhren alle zurück. Mitten in dem kleinen Gebäude, kaum größer als ein gewöhnlicher Saal, lagen zwanzig faulende Leichen. „Vorwärts!" Die Soldaten folgten dem Befehl; die Bauern traten zurück. „Vorwärts!" — Sie rührten sich nicht. Da trat Cangiano einen Schritt vor: sie wandten sich zur Flucht, doch die Soldaten holten sie ein. „Schleppt mir diese Memmen her!" rief der Leutnant von der Kirchenthür aus. An den Armen fortgezogen, mit Stößen, von den Waffen bedroht, wurden sie bis an die Pforte gebracht; aber dem Eintritt widerstanden sie, wie störrische Pferde um sich schlagend, die Füße aufstemmend mit verzweifeltem Geschrei ... „Nehmt die Bajonette!" befahl der erzürnte Führer, wobei er

einen Bauern erfaßte und mit gewaltiger Kraft in das Gebäude schleuderte. Die Soldaten hoben ihre Waffen: „Hinein, ihre Feiglinge, oder wir stoßen sie euch in den Rücken!“ — — — „Ihr bringt uns den Tod!“ schrieen sie. — „Wir werden alle sterben,“ — antworteten jene kühn — „aber hinein müssen wir.“

Nach äußerster Anstrengung waren endlich alle in der Kirche. Hier begann das entsetzliche Werk. Die Leichen befanden sich in einem Zustand fast völliger Auflösung, so daß man sie nicht aufnehmen konnte. Es mußten Bänke abgebrochen, Bretter untergeschoben und so die ekle Bürde gehoben werden mit abgewandtem Kopf und geschlossenen Augen, um das Schreckliche nicht zu schauen, denn bei jeder Erschütterung löſten sich einzelne Glieder. — Cangiano sandte vier Leute, aus den nächsten, verlassenen Häusern Holz zusammenzutragen; sie brachten, was sie finden konnten und was brennbar war: Tische, Stühle, Fensterladen, und häuften es auf dem nächsten Felde auf. Dorthin transportierte man die Leichen und verbrannte sie; mit den vorher begrabenen waren es sechzig.

Als Cangiano die ersten Flammen emporsteigen sah, wandte er sich wieder zum Flecken, dort weitere Werke der Barmherzigkeit zu üben; Nahrungsmittel, Geld, Arznei sandte die Stadt Caltanisetta, und der Leutnant eilte mit Hilfe und Trost von Haus zu Haus, den erschreckten Seelen wieder einen Schimmer von Hoffnung und Ruhe bringend.

Bald war wieder eine Behörde da, Arbeit und Thätigkeit herrschte wie früher und der Leutnant mit seinen Soldaten konnte, von den Segenswünschen der geretteten Bevölkerung begleitet, nach Sutera zurückkehren. Auch dort verrichtete er wahre Wunder von energischer Barmherzigkeit, wofür ihm der Magistrat den Dank der Bürgerschaft in einem Ehrenschreiben ausdrückte. Der Unterleutnant Livio Vivaldi befehligte ein Detachement der 54ger in Palazzo Adriano; als dort die Cholera ausbrach, flohen alle Behörden, alle Aerzte, ihm und seinen Leuten blieb die Sorge für alles. Einmal als er gerade den Armen Brot austeilte, wurde ihm berichtet, daß eine Räuberbande sich in der Nähe des Ortes befände. Mit zehn Soldaten verfolgte er dieselbe, griff sie an, selbst verwundet kämpfte er mutig weiter, trieb die Banditen zur Flucht, tötete den Führer und verrichtete am nächsten Morgen wieder das Amt eines Arztes und Almosenpflegers.

In Gangi, in der Provinz Termini, flohen ebenfalls die meisten Einwohner; die Gebliebenen verheimlichten ihre Toten

und schloßen sich aus Furcht vor Vergiftung in den Häusern ein. In der Nacht des 27. Juni bewaffneten sich die Mutigsten, durchzogen den Ort und feuerten blindlings in Fenster, in Thüren, auf jeden, der ihnen begegnete. Da eilten die Bersaglieri von Petralia Nottana herbei, jagten die ganze Nacht hindurch die Empörer, welche auseinander- und immer wieder zusammenliefen; dann, nach erstícktem Tumult erzwangen sie den Eingang in die Häuser, fanden dreizehn Leichen und begruben dieselben, immer von der wütenden Menge bedroht und angegriffen.

In Melfi mangelte es der Bevölkerung an Aerzten, an Arznei, an Geld, an Brot. Seit achtundvierzig Stunden faulten vierundzwanzig Leichen unbegraben; eine Empörung drohte. Ein Telegramm unterrichtete den General Medici von diesem Notstand. Der sandte sogleich ein Detachement Soldaten zur Hilfe und erhielt am nächsten Tage folgende Depesche: Die Toten begraben; Ordnung hergestellt; Lebensmittel, Arznei verteilt; für bürgerliche Verwaltung gesorgt.

Als in Grammichele zwei Personen an der Cholera gestorben waren, argwöhnte das Volk Gift, rottete sich zusammen, verwundete einen Karabiniere, tötete einen zweiten, belagerte eine ganze Nacht hindurch die Kaserne, in welche sich die übrigen Soldaten, deren Anzahl zu gering zum Widerstand war, eingeschlossen hatten. Die Wütenden versuchten wiederholt die Thüren einzuschlagen, bis vierzig Mann vom 9. Infanterieregiment aus Caltagirone die Bande zerstreute. Bald aber, ermutigt durch die kleine Zahl der Gegner, sammelte sich diese wieder, wandte sich drohend gegen die Soldaten, schrie, daß sie deren Tornister durchsuchen und das Gift haben wollte. Sie war bewaffnet und ihr numerisches Uebergewicht so groß, daß frische militärische Streitkräfte geholt werden mußten und erst nach vieler Mühe die Ruhe hergestellt wurde. Die Aufrührer hatten eine Proklamation erlassen, deren Anfang wörtlich so lautete: „Wohlan, Mitbürger, auf! Auf mit frischem Mut! Laßt nicht nach in eurem Vornehmen. Seid keine Feiglinge, sondern Rächer der Ehre des Vaterlandes! Fürchtet ihr etwa eine Handvoll Soldaten? Feuert auf sie und jagt sie in die Flucht! Nieder mit den schändlichen Anschlägen der Regierung! Zerbrecht die tödlichen Gefäße mit Gift, welche eure Vorgesetzten, die infamen Vollstrecker königlicher Befehle, euren Lippen bieten . . .“

In Longobucco starb Ende Juli ein gewisser Joseph Citini an der Cholera. Das Volk fürchtete Gift, brach mit

bewaffneter Faust in das Haus des Bürgermeisters, drang in die Wohnung des Gestorbenen und plünderte sie sowohl wie die Apotheke des Ortes, läutete Sturm, tobte mit wüstem Geschrei den ganzen Tag durch die Straßen: „Alle Reichen, alle Beamten müßten sterben!“ Am Morgen versuchte der Pöbel in die Kaserne der Bersaglieri einzudringen, rannte wieder nach dem Bürgermeister, und würde ihn gemordet haben ohne die rechtzeitige Zwischenkunft dreier Sergeanten, die sich mutig in die Menge stürzten, denen es gelang, das Verbrennen mehrerer Häuser und andre Greuelthaten zu verhindern und ein wenig Ruhe zu halten, bis eine Kompanie des fünfundvierzigsten Bataillons anrückte und die Massen zerstreute. Aber die Wütenden zogen sich in die Häuser zurück, von wo sie auf die Bersaglieri schlossen, von denen zwei verwundet hinsanken. Da stürmten die Soldaten die Gebäude, überraschten die Rebellen mit den Waffen in der Hand und schonten ihres Lebens. Damit endigte dieser Aufruhr, von dem zu bemerken bleibt, daß die größten Schandthaten von Weibern verübt wurden.

In der kleinen Stadt Ardore befanden sich sechs Karabinieri und vierundzwanzig Infanteriesoldaten. Am 4. September bewaffnete sich das Volk, sammelte sich vor den Thoren mit dem Geschrei: Tod den Giftmischern! und brach in den Ort ein. Der Leutnant Gazzone, sich auf das Vertrauen verlassend, das ihm die Bevölkerung bei mehreren Gelegenheiten gezeigt, trat derselben entgegen und versuchte sie mit guten Worten zu beruhigen; als Antwort erhielt er zwei Kugeln in die Brust, die ihn tot niederstreckten. Ich verschweige, was mit seinem Leichnam geschah, um nicht Entsetzen zum Entsetzen zu fügen. — Die überraschten Truppen, des Widerstandes unfähig, hatten nur gerade Zeit, sich in der Kaserne zurückzuziehen, wohin sich bereits drei Familien Lo Schiavo geflüchtet hatten, welchen der Pöbel, sie der Giftmischerei beschuldigend, die Häuser verbrannte. Nun drängte eine ungeheure Volksmasse vor die Kaserne und forderte mit furchtbarem Getöse die Auslieferung der Unglücklichen. Das Haupt dieser Familie, ein Greis, hatte den Mut an ein Fenster zu treten und von dort mit gefalteten Händen, weinend und schluchzend die Wütenden anzuflehen, wenigstens des Blutes der Frauen und Kinder zu schonen. „Sie sollen alle in Stücke zerrissen werden,“ lautete die Antwort. Der arme Vater in Verzweiflung schoß mit einer Pistole in die Straße. Dies gab das Signal zum Angriff: Kugeln und Steine regneten gegen die Fenster, Beile donnerten gegen die

Thüren, die Soldaten verteidigten sich von drinnen durch Schießen. Der Kampf dauerte länger als eine Stunde. Endlich, als das Volk seine Anstrengung vereitelt sah, zündete es die Kaserne an. Eine schreckliche Szene! Schon umhüllten die Flammen das Gebäude, brachen hier und da ins Innere der Räume, die Luft glühte, die Balken des Daches knisterten; draußen tolles Jubeln, drinnen verzweifeltes Weinen der Frauen und Kinder, sieben Soldaten, der alte Lo Schiavo blutend am Boden! — — In dieser äußersten Not beschloß der Korporal den einzigen Versuch zur Rettung zu machen, der noch blieb; er ließ die drei Familien sich in einer dichten Gruppe zusammendrängen, die ihm gebliebenen Soldaten die Verwundeten auf die Schultern nehmen, schnell eine Thür öffnen und, er voran, die übrigen unmittelbar hinter ihm, warfen sie sich mit gesenkten Bajonnetten und gesenkten Köpfen unversehens in den Volkshaufen. Dieser, ganz erstarrt ob solcher unglaublichen Kühnheit, gab Raum, aber hinter ihnen pfiffen Kugeln und mehrere Mitglieder der unglücklichen Familie wurden getötet. Die andern retteten sich teils in Häuser, teils vors Thor. Bald nachher rückte Verstärkung durch Militär ein.

Der Hauptmann Onesli, welcher eine Zeitlang hier die ganze bürgerliche Verwaltung führte, der Major Gasbaldini, Befehlshaber des Militärs von Ardore und der Umgegend, und Broglia, der Arzt des Bataillons, handelten in einer so menschenfreundlichen Weise, daß ich nicht genug Worte des Lobes für sie finden kann. Von den Soldaten sage ich nichts mehr; die wirkten hier wie überall mit rastlosem Eifer und frommer Barmherzigkeit für das Wohl des Landes.

Was die Kommandeure der Korps und Divisionen geleistet, so lange die Cholera dauerte, wurde dankbar mit glänzenden Zeugnissen des Lobes von der Bevölkerung, den Regierungen, der Presse anerkannt. Aber ein Name, welcher der Armee und dem Vaterlande gleich teuer ist, darf hier doch nicht verschwiegen werden, obgleich vielleicht schon jedes Herz denselben erraten haben mag: der des Generals Medici.

Was er von Anfang an that, um die Verbreitung der Krankheit zu hindern, wurde schon oben erwähnt. Dann, als Angst und Entsetzen überall um sich griffen, zeigte er sich unermüdlich Tag und Nacht in Thätigkeit. Er reiste inspizierend von Ort zu Ort, besuchte Kasernen, Gefängnisse, Hospitäler; er trat in die Hütten der Armen, ihnen Hilfe und Trost zu bringen, er richtete schnell Kankenhäuser ein, stellte Pfleger an;

durch sein freundliches Wesen, seine ruhige Heiterkeit wußte er den verzweifelnden Herzen neuen Mut einzuflößen. Die Lazarette von Palermo besuchte er jede Woche; immer barmherzig, sorgsam und thatkräftig, offenbarte sich doch sein edles Herz am schönsten an den Betten der Kranken. Als die Cholera am furchtbarsten wütete, am 15. August, erschien er mit mehreren Offizieren seines Stabes im Lazarett; die Aerzte erwarteten ihn an der Schwelle des Saales, in dem in langen Reihen die Betten standen. Der General verweilte an jedem; in einem lag ein Korporal, der den folgenden Tag starb und zwar bei Besinnung, aber völlig mutlos war.

„Wie geht's dir?“ fragte der General. Der Arme schüttelte den Kopf und blickte mit trostlosem Ausdruck auf.

„Mut, mein Sohn! Du mußt die Hoffnung nicht verlieren; denke nur an deine Genesung.“

Der Kranke murmelte mühsam: „Ach, mir wird's nicht so schwer ... zu sterben.“

„Sterben! Was redest du! Gieb' die Hoffnung nicht auf, lieber Junge! Der Arzt sagt, du wirst wieder besser. Nicht wahr, Doktor?“

Der Soldat machte eine ungläubige Kopfbewegung, aber er sah den General an und sagte leise: „Danke! danke!“ — Ein Rekonvaleszent wollte eine ihm verordnete Arznei nicht nehmen. „Warum willst du die nicht?“ fragte ihn der General.

„Sie ist schrecklich;“ antwortete jener verlegen.

„Oh bewahre! Sieh' her, ich bringe sie ganz gut herunter.“ Dabei nahm Medici einen Schluck aus der Flasche und reichte sie dann dem verwundert drein schauenden Soldaten. „Nun trinke.“

Der trank, schnitt eine Grimasse und lachte.

So schritt der General weiter von Saal zu Saal; die Kranken, welche noch konnten, setzten sich aufrecht oder hoben sich ein wenig auf den Ellbogen, sie alle wollten ihn sehen und hören.

Einer lag in den letzten Zügen: sein verzerrtes Gesicht trug den Stempel des Verfalls und der Angst, welcher immer den Cholerakranken eigen, ein Ausdruck, der, einmal gesehen, sich nicht wieder vergißt. Er murmelte verworrene Worte, er bewegte unaufhörlich die Arme und bog die Finger, als suche er etwas auf den Kissen. Es war ein junger Sergeant, der in den Trauertagen, so lange die Krankheit am Ort herrschte, viele Beweise von Mut, Ausdauer und Barmherzigkeit gegeben

hatte. „Ihm bleiben wenige Stunden,“ sagte der Doktor leise. Lange stand der General bei ihm mit bewegter, gedankenvoller Miene. Ach! Gewiß, er dachte daran, daß dieser Brave fern von den Seinen sterben mußte; er dachte an seine Familie und an die vielen andern, welchen die teuersten Glieder entrissen wurden . . . Dann seufzte er auf und entfernte sich mit den Worten: „Der hat ein edles Leben geführt. . . .“ Schweigend folgten ihm die übrigen Offiziere.

Die letzte Provinz, wo die Cholera noch um Ausgang des Jahres siebenundsechzig sich weit verbreitete, war Reggio in Kalabrien. In Sizilien herrschte sie damals nicht mehr, denn als in den letzten Tagen des September anhaltender Regen die Temperatur abgekühlt hatte, ließ die Wut der Krankheit in einigen Provinzen allmählich, in andern plötzlich nach. Bald änderte sich wieder das Aussehen der Dörfer und Städte, die wohlhabenden Bewohner kehrten zurück und brachten nun den Armen die Hilfe, welche sie ihnen bisher entzogen. Das Volk erwachte wieder wie aus dumpfer Lethargie, Läden und Werkstätten öffneten, Straßen und Plätze belebten sich, das Geräusch fröhlicher Arbeit erschallte dort, wo man so lange nur das Aechzen der Sterbenden, das Wehklagen der Hungernden und Kranken gehört hatte. Die Banditen, welche in wilder Kühnheit ihre Raubzüge frech ausdehnten, begriffen, daß sich jetzt die Truppen ihrer Ausrottung mit größerer Energie widmen würden, und zügelten ihre verbrecherische Begierde, und die Soldaten konnten wieder nachts ruhig schlafen, tags friedlich ihr Schwarzbrot verzehren.

Wie ein Genesender, wenn er die gewöhnlichen Pflichten des täglichen Lebens von neuem aufnimmt, auch heiter und gern das thut, was ihm früher beschwerlich erschien, so fügten sich die Soldaten der geregelten Ordnung des Dienstes mit neuer Frische; neue Hoffnungen, glückliche Heiterkeit belebte sie. Aus den Kasernen tönten fröhliche Lieder, alles änderte, alles belebte sich.

Um aber recht zu verstehen, was der Soldat in jenen Tagen empfand, muß man noch in die Lazarette für die Rekonvaleszenten eintreten, wo Ruhe und Stille den Gedanken und Erinnerungen freien Spielraum gewährten.

Gegen Ende September jenes Jahres erhielt ich einen Brief aus Catania von einem Soldaten des neunten Infanterie-Regiments, der mich bat, im militärischen Journal zu veröffentlichen, was seine Offiziere Gutes für ihn und die Kameraden gethan hätten. Er selbst war an der Cholera erkrankt,

jetzt jedoch fast genesen, und schrieb aus einem Kloster, das sein Oberst zum Aufenthalt für Rekonvaleszenten eingerichtet hatte: „Und hier sind wir am Leben wie durch ein Wunder nach so viel Gefahren und Leiden." Er schildert die Lage des Klosters auf einer kleinen Anhöhe, rings von Gärten umgeben, mit einem geräumigen Hof, wo die Genesenden im Schatten hoher Laubbäume den größten Teil des Tages verbringen, mit Erzählen, Lesen, Dame-Spielen. Jeder habe eine kleine Zelle für sich; bei der seinigen ranke Epheu von draußen an dem Fenstergitter auf, drängten sich Baumzweige durch die Stäbe. „Wir haben jeder unser gutes Bett, zwei Stühle, einen Tisch, unsre kleinen Stuben sind uns lieb und ich halte meine so sauber und zierlich, wie eine Frau es sonst thut, die an nichts weiter zu denken braucht. Man ißt ausgezeichnet: Fleisch am Morgen und Abend, gute Suppe, vorzüglichen Wein." Weiter erzählt er von den Gruppen der Rekonvaleszenten unter den Bäumen, wie sie bleich, mager sind, die Augen tief eingesunken; wie sie zusammen plaudern von den durchgemachten Gefahren, den ertragenen Leiden; wie froh sie der Gedanke macht, bald zu den Ihrigen zurückkehren zu können. „Und mit welchen Gefühlen, nach so langer Trennung, nach so schlimmer Krankheit" ... Dieser ganze, so einfach, so natürlich geschriebene Brief atmete förmlich den stillen Frieden, die sanfte Heiterkeit jenes ruhigen Ortes; als ich ihn zum erstenmal las, meinte ich die blassen Gesichter zu sehen, die matten Stimmen zu hören ... „Zu einer bestimmten Stunde am Tage kamen die Offiziere zum Besuch für die Leute ihrer Kompanien. Das war ein Fest! Mühsam erhoben sich die braven Burschen, legten die abgemagerte Hand an die Mütze und, indem sie die sorglichen Fragen der Vorgesetzten beantworteten, drückten sie ihre Dankbarkeit in einem Lächeln aus, in dem Liebe und Respekt sich auf gar anmutige Weise um den Vorrang stritten..." Mit dieser Schilderung schließt der Brief meines Soldaten und auch ich schließe damit, schließe, indem mir lebendig dies Lächeln der Dankbarkeit vor Augen steht, welches mich bewegt und erhebt.

Die Cholerazeit des Jahres siebenundsechzig war für das Heer, wie für das Land ein schweres Unglück, aber ohne Frucht ist es nicht geblieben.

Es brachte der Disziplin der Armee Nutzen und der Grund davon ist leicht zu verstehen. Selbst für Soldaten, die sich schwer an stramme Zucht gewöhnen, teils wegen ihres unlenksamen, eigensinnigen Temperaments, teils, weil sie, ohne

eine Idee von Vaterlandsliebe und Nationalgefühl, sich weder die Notwendigkeit militärischer Ordnung, noch die des stehenden Heeres überhaupt klar machen: selbst für solche Soldaten entkleidete sich, während der Cholera, strenge Disziplin ihrer gehaßten, unerträglichen Form und gewann auch für sie ein neues, besseres Ansehen. Natürlich, denn die rohesten Gemüter, indem sie fühlten, wie edel, wie großmütig es war, für das allgemeine Wohl zu handeln, mußten verstehen, daß, wenn sie nicht Soldaten und von fester Disziplin zusammengehalten, sondern freie Bauern oder Arbeiter wären, auch sie Mühen und Gefahren fliehen und nur der eignen Rettung denken würden. Daher wußten sie, daß das Verdienst ihrer edlen Thaten ihnen nicht allein zukam, und schreiben denselben selbstverständlich jener Zucht zu, von deren Mangel sie täglich die traurigsten Folgen bei den übrigen Klassen der Bevölkerung sahen. Je mehr sie sich Rechenschaft ablegten von dem Zweck aller Gesetze, welche sie bisher oft als nutzlose Quälereien, als unvernünftige Strenge betrachtet hatten; je mehr sie die Wirkungen derselben in ihren eignen Thaten erkannten, welche ihnen frohen Stolz und ein schönes Bewußtsein gaben; desto mehr begrüßten sie diese Disziplin und fügten sich derselben willig als einer heilsamen Notwendigkeit. Außerdem in der Vertraulichkeit, in der Verbrüderung, welche bei Gelegenheit großer Gefahren, gemeinsamen Unglücks so schnell zwischen Offizieren und Gemeinen entsteht, wurde es auch den Stumpfen, den Böswilligen klar, daß, wenn im täglichen Leben strenge Rangordnung zwischen den einen und andern sein muß, diese nicht in dem willkürlichen Vornehmen des Offiziers ihren Grund findet, sondern in der allgemeinen Norm der Disziplin. Ist dies einmal verstanden, schwinden auch Groll und Bitterkeit aus der Seele widerspenstiger Soldaten gegen strenge, unerbittliche Vorgesetzte, ein Groll, meist aus falscher Eigenliebe entstanden, durch Mißtrauen und Furcht genährt. Vor dem ernsten Schauspiel des Unglücks, in der erhabenen Einstimmigkeit des Willens empfand jeder die Kleinlichkeit persönlichen Hasses und gab denselben im Herzen auf, ohne ihn erst gewaltsam bekämpfen zu müssen . . . Noch mehr, lange Zeit hindurch war die Thätigkeit der Truppen derart, daß die Befehle der Obern, nicht nur dem Wesen, sondern auch der Form nach, sich mit jenen einfachsten Geboten der Religion vermischten, die jeder im zarten Alter schon von der Mutter gelernt hatte.

Einige Reden der Offiziere an ihre Leute hätten Wort

für Wort von Priestern gehalten sein können; manche Tagesbefehle der Obersten klangen wie wörtliche Abschnitte aus den Evangelien. Selbst der roheste, der schlechteste Soldat konnte gegen solchen Befehl nicht rebellieren, konnte dessen Notwendigkeit in Zweifel ziehen oder die Pflicht des Gehorsams verkennen. So formte sich allmählich das Gefühl für Disziplin gewissermaßen in das für Religion um; was man gezwungen ungern gethan haben würde, geschah, durch Mitleid diktiert, aus freien Stücken. Dazu kam, daß die freundliche Sorgfalt, welche die Offiziere bei jeder Gelegenheit für ihre Soldaten gezeigt hatten, indem sie dieselben in den Lazaretten besuchten, sie aus eignen Mitteln unterstützten, immer Rat und Trost für sie bereit hielten, zuletzt in den Gemütern der Gemeinen eine solch' innige Vermischung von Dankbarkeit und Pflichtgefühl erzeugte, daß sich beide Empfindungen durchaus nicht mehr trennen lassen wollten. . . . Wird einmal die Disziplin als das verstanden, was sie ist und sein soll, das heißt, in den Grundsätzen, aus denen sie entspringt und sich erbaut, dem Zweck, auf den sie hinzielt, der Wirkung, welche sie erzeugt: so umfaßt auch der Verstand des einfachen Soldaten ganz das große Gebäude der Armee, erfaßt die bewunderungswürdige Einheit, die Harmonie der Kräfte, welche es trägt, fühlt, daß die zarten Bande der Familien, die heiligsten Vorschriften der Religion sein Fundament bilden, und je mehr er die Größe staunend betrachtet, desto leuchtender sieht er es strahlen und bis zu einer Höhe ragen, wohin die Reden der Philosophen, das Gezänke der Menge sich nicht erheben. . . . Solche Wirkung übte diese Zeit auf den Soldaten; in dieser Weise befestigte sie die Disziplin.

Und das Land?

Der glänzendste Beweis von dem Eindruck, den die ausgezeichnete Führung der Armee auf das Land machte, gab das sizilianische Volk am Ende des Jahres siebenundsechzig und wiederholt seitdem in dem erstaunlichen Resultat der Aushebung . . . Oh! Ein so kühnes, feuriges, kräftiges Volk kann nur brave Soldaten hervorbringen.

Und welcher Lohn wurde dem Soldaten? Eines Abends nach dem Zapfenstreich las der Furier den Tagesbefehl des Obersten vor, in dem ihm gesagt war: „Du hast deine Pflicht gethan."

Inhalt.